

WILL HOFMANN

# OKTAN

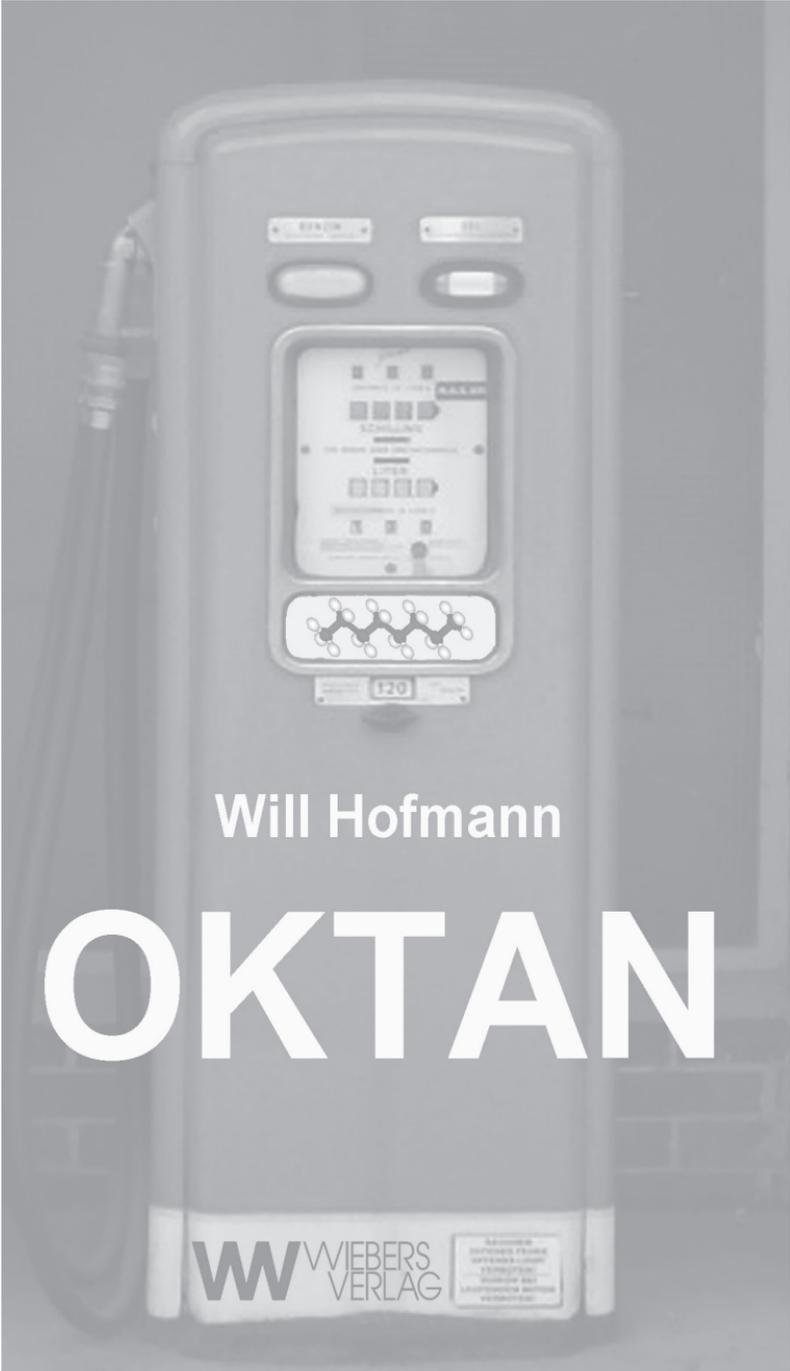
**WW** WIEBERS  
VERLAG

Wiebers Verlag

Will Hofmann, Jahrgang 1949 wurde zum Büchernarr, sobald er mit Buchstaben etwas anfangen konnte. Es blieb nicht beim Lesen, bereits in der Jugend begann er, Kurzgeschichten zu schreiben. Diese Ambitionen wurden kurz unterbrochen durch vierzig Jahre Ausbildung zum Mediziner und Tätigkeit als Arzt. Seine Leidenschaft flammte mit dem Millennium wieder auf, Hofmann veröffentlichte 2011 den Abenteuermond, ein Kindersciencefiction, gefolgt von dem Abenteuermars 2017.

Hofmann ist inspiriert von Edgar Alan Poe, Guy de Maupassant, Stanislaw Lem, Frank Schätzing und vielen anderen, also von den Bereichen Science-fiction, Grusel, Fantastik. Seine Werke lassen sich trotzdem nicht unbedingt klassischen Genres zuordnen, gehen aber in die Richtung seiner Idole.

So entstanden u. a. »Abenteuermond« und »-mars«, zwei Kinder-Sciencefiction, »Da läuft was aus«, »Glückwunsch zum Geburtstag, Zombie«, »Götter«, »Million Dollar Boy« und »Der Verdoppler«.



Will Hofmann

# OKTAN

**WW** WIEBERS  
VERLAG

GRÜNDUNG  
1928  
VERLAGS-  
STELLE  
MÜNCHEN  
LEHR-  
BÜCHER-  
VERLEGER  
VERLAG

2. überarbeitete Auflage 2019  
© 2019 Wiebers Verlag Berlin  
<http://wiebers-verlag.de>

Umschlaggestaltung:  
Kalle Max Hofmann

Das Werk wurde in gebundener Form der Erstauflage vom Fabulus Verlag unter dem Titel »Lebensnacht« ISBN 978-3-944788296 herausgebracht.  
Lektorat und Korrektorat: Elmar Klupsch

Herstellung und Druck:  
BoD – Books on Demand, Norderstedt  
Printed in Germany

ISBN 978-3-942606-34-9

Alle Rechte vorbehalten. Jede Verwendung des Werkes oder seiner Teile ohne schriftliche Zustimmung des Verlags ist unzulässig.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Für Egon

Wir laufen Gefahr, uns aus Gier und  
Dummheit selbst zu zerstören.

*Steven Hawking*



## Prolog

Mein Vater hat manchmal erzählt, dass sein Opa die Katastrophe noch miterlebt hatte. Das war also mein Uropa, Wolfgang Neubert. Mich hat das lange nicht interessiert, man hörte von den Ereignissen wie von den Kriegen, die lange vorbei waren wie der erste und der zweite Weltkrieg und all die vielen Kriege davor und danach. Das waren fürchterliche Zeiten für die, die sie mitmachten, doch nach langem Frieden verblasen die Erinnerungen.

Für mich änderte sich alles, als Vater mir die Aufzeichnungen von Walter Haus gab. Walter war ein Lehrer meines Uopas, und der hatte Berichte gesammelt und Erinnerungen aufgeschrieben. Hautnah hatte er das Desaster miterlebt, weil er nicht nur Lehrer, sondern auch Nachbar und Freund der Familie Neubert war. Um ein Haar wären all die vielen geschriebenen Seiten und Zeitungsausschnitte im Altpapier gelandet.

Bei den ersten paar Seiten dachte ich mir noch nicht allzu viel. Walter beginnt mit ein paar allgemeinen Betrachtungen und reflektiert sein damals schon beträchtliches Alter. Das war das erste maschinengetippte Dokument Walters der Sammlung.



## Dokument 1: Vorbemerkung

Alt bin ich geworden. Im Spiegel wundere ich mich oft darüber, wie faltig Haut und wie grau Haar werden kann. Dennoch bin ich froh, dass mir noch welches sprießt - eitel bin ich demnach noch immer.

Wenn ich an die Katastrophe zurückdenke, spüre ich einen Druck wie nach einem Albtraum. Dann erstaunt es mich, dass mir das Äußere wieder etwas bedeutet. Bin ich wirklich so abgebrüht? Ein unbehaglicher Gedanke. Oder denke, fühle und erlebe ich wieder so ähnlich wie vor dem Verhängnis?

Alt bin ich geworden - biologisch. Der ganze Körper ist verändert: der Rücken rund und rheumatisch, die Statur eingesunken, die Spannkraft hat nachgelassen, die Bewegungen sind geruhsamer.

Die schrecklichen Geschehnisse liegen fast fünfzehn Jahre zurück und genau so lange hatten sie gedauert. Obwohl sie mir noch nahegehen, kann ich sie mit diesem zeitlichen Abstand betrachten; ein Abstand, der einen gewissen Überblick ermöglicht. Manchmal erscheint mir trotzdem alles absurd, insbesondere, dass ich zu den Überlebenden gehöre. Geschont wurde ich nicht. Meine Frau war eine der ersten Personen, die dem Unheil zum Opfer fielen. Nach und nach verlor ich viele Freunde und Verwandte.

Mit diesen Schicksalsschlägen werde ich mich nie abfinden können. Aber im Nachhinein ist nichts zu ändern und vorher hörte niemand auf die kritischen Stimmen, die es durchaus gab.

Obwohl ich auf die achtzig zugehe, bin ich wenigstens geistig frisch genug, die Ereignisse aufzuschreiben. »Man ist so alt, wie man sich fühlt«, sagt eine Redensart. Vielleicht hat mich der allgemeine Neubeginn jung erhalten. Ich will erzählen, wie ich das Unglück erlebt habe, aus meiner ganz persönlichen Sicht.

Wieso will ich das eigentlich?

Nun, mir selbst wird Unklares beim Schreiben oft verständlicher. Der schriftliche Ausdruck hilft mir, das Vergangene zu bewältigen. Sachliche Berichte und theoretische Abhandlungen gibt es in Hülle und Fülle - ich schreibe als Betroffener, als einer, der gelitten hat.

Wir stecken immer noch in den Anfängen des Wiederaufbaus. Das Leben verläuft in halbwegs geordneten Bahnen. Unsere Gesellschaft und unsere Wirtschaft entwickeln sich weiter. Eines Tages werden die Menschen die gleichen technischen Fähigkeiten wiedererworben haben wie vor der Katastrophe.

Die Erinnerung an das Grauen darf nie verblassen. Dann werden die Wissenschaftler ihre Erkenntnisse verantwortungsvoll anwenden.

Werden sie es?

Ich weiß es nicht. Nur eines weiß ich: Ich werde es nicht mehr erleben.

**Da kann ich dich, lieber Walter, ein bisschen beruhigen. Es ist zumindest bis jetzt noch nicht zu einer vergleichbaren Katastrophe gekommen.**

Und die fing eigentlich schon an, als Harry Neubert den Nobelpreis bekam. Harry war Wolfgangs Bruder, mein Urgroßonkel also. Walter schätzte sich glücklich, dass er zusammen mit seiner Frau der Preisverleihung beiwohnen durfte. Aber zuvor beschreibt er ein Interview mit den Eltern Harrys, das er im Fernsehen mitverfolgt hatte.

## Dokument 2: Das Interview

Fernsehnarr bin ich weiß Gott nicht. Nachrichten und Sachberichte aber interessierten mich, alles, was mit Biologie zusammenhing sowieso. Fast dreißig Jahre ist es her, doch ich erinnere mich gut an dieses Interview. Außerdem hatte ich mir einen Mitschnitt gesichert.

Der Bildschirm zeigte ein Ehepaar, beide um die sechzig. Sie saßen auf einem breiten, goldgelben Sofa, das mit Häkelkissen gepolstert war. Es war die gute Stube des Paares.

»Nun, Herr Neubert, Sie sind sicherlich stolz auf Ihren Sohn?«, begann der Reporter seine Fragen. Der alte Herr schien überrascht, als er angesprochen wurde. Ging es schon los? Er ruckte wie ein Motor, der angeworfen wird.

»Selbstverständlich«, antwortete er, nachdem er seinen Gleichlauf gefunden hatte.

»Haben Sie früher solche Hoffnungen in Ihren Sprössling gesetzt?«

»Schon als Kind lernte er schnell und hatte ein gutes Gedächtnis.« Die Worte kamen langsam und mit Bedacht. »Auch geschickt war er. Was der zum Beispiel mit seinen Bauklötzen für tolle Dinge gebaut hat, da konnte man nur staunen, dass die nicht umgekippt sind.«

Man merkte Herrn Neubert an, dass er es nicht gewohnt war, Hochdeutsch zu sprechen. Er bemühte sich, nicht in seinen Dialekt zu verfallen. Trotzdem kam das Hessische immer wieder durch, besonders beim ›ch‹. Sein ›nicht‹ hörte sich an wie ein ›nisch‹.

»Was sind Sie selbst von Beruf?«, fragte der Reporter weiter.

»Dachdecker war ich. Jetzt bin ich in Rente. Deshalb hätt' ich's auch lieber gesehen, wenn mein Sohn Architekt geworden wär.«

»Sie waren also mit seiner Berufswahl zum Chemiker beziehungsweise Biochemiker nicht einverstanden?«

»Ja wissense, wenn man so ein Geschäft aufgebaut hat, dann hätt' man's doch gern, wenn's einer der Söhne übernehmen würd', nett wahr. Auch wenn's nur ein kleines Geschäft ist.«

»Sie haben also noch weitere Kinder?«

»Ja, noch einen Sohn, der ist Arzt.«

»Aha. Eine interessante Familie. Aber wie fühlen Sie sich als Vater eines Sohnes, der über Nacht in aller Munde ist und der für die Gesellschaft ganz Enormes geleistet hat?«

Vater Neubert blickte fragend zu seiner Frau, die ihrem Gatten Staub vom Ärmel zupfte. Das Ereignis riss die beiden Herrschaften aus ihrem Alltag. Dass da ein Reporter mit einem Mikrofon vor ihnen saß und Fragen stellte, hatten sie noch nie erlebt. Aber sie ließen es über sich ergehen und schlugen sich tapfer durch diese ungewohnte Angelegenheit.

Ihr Sohn habe Enormes für die Gesellschaft geleistet, das hatte der Reporter gesagt. Die Eltern sahen sich an, nun huschte doch ein Anflug von Stolz über ihre steifen Gesichtszüge.

»Ja, wie schon gesagt«, fuhr Herr Neubert fort, »ich bin mit ihm zufrieden. Ich wusste ja von allem nix. Er hat nie was gesagt, durfte ja bestimmt auch nichts drüber sagen. Er hat aus seim Beruf was Ordentliches gemacht, das muss man ihm lassen. Und seinen Lebensunterhalt bestreitet er schließlich selbst. Das ist die Hauptsache.«

»Das klingt, als wären Sie früher eher skeptisch gewesen.«

»Ja genau, das war ich auch, das muss ich sagen. Das hat sich erst geändert, wie ich gemerkt hab, dass der Harry ernsthaft arbeiten kann. In der Schule, da stand es nicht immer zum Besten. Ich dacht schon, aus dem wird nie mehr was.«

»Das ist ja keine ideale Einstellung eines Vaters.«

»Kann schon sein, aber was sollt ich machen, ich kann auch nicht aus meiner Haut. Ich konnt' ihn halt nicht verstehn. Er ist mir so richtig fremd geworden. Ich hab mein Leben lang gearbeitet, und er schien mir einfach zu lax. Und seine Ausbildung hat mich schließlich auch nicht wenig gekostet.«

Vater Neubert kam langsam in Schwung, Kamera und Mikrofon waren vergessen.

»Aber jetzt komm ich wieder klar mit meinem Sohn«, fuhr er fort.

Das Interview flimmerte über den Bildschirm. Leider war die Zeit abgelaufen, denn der Reporter kam ins Bild. Er blickte den Zuschauern ins Gesicht und sprach ins Mikrofon:

»Sie sehen, meine Damen und Herren, auch die Väter berühmter Leute haben ihre Sorgen.« Zum Ehepaar auf dem Sofa gewandt, schloss er das Interview ab mit dem üblichen »Vielen Dank, Frau Neubert, Herr Neubert. Wir bedanken uns für dieses interessante Gespräch.«

Damit war der aktuelle Bericht beendet. Es folgten einige Reklamespots, dann die Vorschau auf das Abendprogramm und zuletzt die Fernsehuhhr. Der Sekundenzeiger zuckte gleichförmig auf die große Zwölf zu. Beim letzten Ruck, Punkt acht Uhr, begann mit einem gedämpften Gong die >Tagesschau<. Der Nachrichtensprecher erschien.

»Guten Abend, meine Damen und Herren«, begann der Sprecher. »In Stockholm wurde heute in einer feierlichen Zeremonie vor der schwedischen Königin der Nobelpreis in den Bereichen Biochemie, Biologie und Medizin verliehen. Alleiniger Preisträger im Bereich Biochemie ist ein Deutscher, Professor Harry Neubert. Ihm gelang es, den Hauptbestandteil des Benzins, das Oktan, künstlich mithilfe genetisch veränderter Bakterien herzustellen. In einer Rede zur Preisverleihung hob der schwedische Minister für Wissenschaft und Forschung, Olaf Fredericksen, besonders die energiepolitischen Konsequenzen der Leistung Neuberts hervor. Die Möglichkeit, aus organischen Abfällen Oktan herzustellen, werde ungeahnte Chancen im Energiebereich eröffnen.«

Kommentare aus dem In- und Ausland zur Nobelpreisverleihung schlossen sich an, bevor der Sprecher zu den weiteren Themen des Tages überging.

Vor einem Fernsehapparat in einem kleinen, gemütlichen Wohnzimmer saß das Ehepaar Neubert und verfolgte die Sendung. Nachdem das Ereignis des Tages gebracht worden war, stand der Vater in aller Ruhe auf, zwängte sich am Tisch vorbei zum Kasten und schaltete ihn ab. Die übrigen Meldungen interessierten ihn heute nicht mehr, nicht einmal der Wetterbericht.

Die Möbel waren etwas wuchtig für den kleinen Raum, deshalb war alles zu eng. Fast nicht vorstellbar, wie hier ein Fernsehteam arbeiten konnte.

Vater Neubert ging zurück und setzte sich neben seine Frau. Beide schauten eine Weile still und beeindruckt vor sich hin. Dann wandte sich der Alte um zu seiner Frau.

»Siehste, da waa mä sogaa noch im Firnseh uff unsä aale Daache.«

Sie blickte ihn an und sagte: »Du hätt's dä abbä doch en Schlips oozie kenne.«

Er schüttelte abwertend seine Hand. »Ach was. So modern sinn die doch aach nemmä. Abbä du hättst doch aach emoo was saache kenne.«

»Wieso dann? Der hat misch doch gaanett gefraacht.«

Was mich schon verblüffte, beim ersten Lesen, war die Frage, woher Walter von der privaten Unterhaltung der alten Leutchen wusste. Das waren ja, wie mir langsam dämmerte, meine Ururgroßeltern. Doch im nächsten Schriftstück wurde es klar.

Und was ich noch herausfand: Texte in Maschienschrift wechseln mit Proportionalschriftarten ab. Dass Walter auf einer Schreibmaschine tippte, ist mir plausibel. Woher kam er aber, von Zeitungsausschnitten abgesehen, an die Proportionalschrift? Irgendjemand muss noch ein elektronisches Textverarbeitungssystem gehabt haben. Der hat offenbar die Dokumente bearbeitet, die den Ablauf aus mehr objektiver Sicht, teilweise durch Dritte, schilderten. Walters eigene Überlegungen und Schilderungen hat er eigenhändig getippt, das ließ er sich wohl nicht nehmen.

## Dokument 3: Nachbarschaft

So etwa musste es sich abgespielt haben in Neuberts bescheidenem Häuschen. Ich kannte die Familie sehr gut. Wir waren eine lange Zeit Nachbarn und hatten engen Kontakt zueinander. Nach dem Studium wurde ich als Referendar in der Schule des kleinen Tauusortes eingesetzt. Zur Untermiete zog ich in ein Mansardenzimmer und verliebte mich bald in die Tochter meiner Wirtsleute. Als Schwiegersohn blieb ich viele Jahre dort wohnen. Später konnten wir ein ehemaliges Forsthaus günstig erwerben. In diesem lebe ich noch immer.

Nach dem Umzug brach der Kontakt zur Familie Neubert nicht gerade ab, wir sahen uns aber zwangsläufig seltener. Zu diesem Zeitpunkt standen ihre Söhne schon mitten im Studium. Bis dahin hatte ich mit Vergnügen verfolgt, wie sie sich in ihren jungen Jahren entwickelt hatten. Wenn ich mich recht erinnere, wurde Wolfgang gerade eingeschult, als ich die beiden kennenlernte. Harry war bereits im dritten oder vierten Schuljahr.

Sie waren aufgeweckte Kinder. Wir hatten sie oft bei uns, meine Frau und ich genossen ihr Vertrauen. Ich war stolz darauf, dass sie eher uns ihr Herz ausschütteten als den eigenen Eltern. Der Vater, ein aufrichtiger, ein ehrlicher Mann, hielt sie streng und glaubte, er müsse den Kindern seine eigenen Prinzipien abverlangen.

## OKTAN

Bei uns fanden die Jungs einen Ausgleich, deshalb kamen sie gerne.

Wir selbst hatten keinen Nachwuchs. Ich mochte Kinder, und so ist es noch heute. Renate, meine Frau, hatte die Buben so richtig in ihr Herz geschlossen, die Neubert-Sprösslinge gehörten beinahe mit zu unserer Familie und machten unsere Kinderlosigkeit erträglicher.

Weil ich den Neuberts so nahestand, quälten mich die unglückseligen Ereignisse wie seelische Grausamkeiten. Ich war an der gesamten Entwicklung nicht nur als Beobachter beteiligt - die Höhen und Tiefen gingen mir durch Mark und Bein. Auch das ist für mich ein Grund, die Begebenheiten im Zusammenhang zu schildern. Vieles erfuhr ich von den Neuberts selbst, sodass ich aus erster Quelle berichten kann.

Nach meiner Pensionierung hatte ich genügend Zeit zum Lesen. Ich beschäftigte mich mit politischen Veränderungen und wissenschaftlichen Entdeckungen. Schon Jahre vor der künstlichen Oktanherstellung war Harry Neubert in Fachkreisen bekannt. Wen wundert es, dass ich begierig alles aufzog, was über ihn und seine Forschung berichtet wurde. Die kleinsten Zeitungsnotizen hob ich auf.

Ja, und davon profitiere ich heute. Schön, Walter, dass du das gemacht hast. Danke zurück zu dir in die Vergangenheit.

Wie das immer so ist, der Nobelpreis wird bekannt gegeben, der Held wird in den Nachrichten gebracht. Und oft genug tritt der Preisträger erstmals in Rampenlicht der allgemeinen Öffentlichkeit. In Fachkreisen kennt man ihn schon seit vielen Jahren. Walter Haus ließ sich keine Mitteilung entgehen und fertigte Aufzeichnungen darüber an. So geschehen in nächsten Schriftstück.

## Dokument 4: Die Pressekonferenz

Nach der Verleihung des Nobelpreises an Harry Neubert gab es eine aufschlussreiche Pressekonferenz, die im Radio übertragen wurde.

Harry Neubert war von Reportern umgeben, Tonbänder liefen, Kameras klickten, Blitzlicht zuckte. Das Rednerpult war fast zu klein für die aufgeschossene Gestalt im dunkelblauen Anzug. Der Wissenschaftler war konzentriert und wartete gefasst auf die Befragung.

»Herr Professor Neubert, seit wann arbeiten Sie an diesem Projekt?«

Gelassen ging der Biogenetiker auf die Frage ein. Die Augenbrauen zogen sich zusammen, senkrechte Falten dazwischen traten deutlich hervor.

»Die Möglichkeit, den Stoffwechsel von Zellen zu beeinflussen, interessierte mich bereits im Studium. Ich habe meine Dissertation darüber geschrieben.«

»Wann begannen Sie mit ernsthaften Versuchen?«

»Erste konkrete Pläne fasste ich vor vierzehn oder fünfzehn Jahren. Die ersten Experimente starteten wir vor knapp zwölf Jahren.«

»Seit wann produzieren Sie Benzin?«

»Bereits vor neun Jahren hatte ich einen Bakterienstamm gezüchtet, der bestimmte Mineralöle produzierte. Zwei Jahre später begannen die Arbeiten zur großchemischen Herstellung.«

»Warum ließ sich die Firma Synphat-Chemie so lange Zeit?«

»Sie ließ sich keine Zeit. Im Gegenteil, die Arbeiten liefen auf Hochtouren. Von der Reaktion im Reagenzglas bis zu einem Wirtschaftsprodukt ist es ein langer Weg. Das gilt auch für die Biochemie.«

Die Fragen kamen wie aus der Pistole geschossen.

»Was heißt eigentlich Synphat?«

»Das ist eine Zusammensetzung aus ›synthetisch‹ und ›aliphatische Kohlenwasserstoffen‹, zu denen auch die Mineralöle gehören. Zur Synphat-Chemie-Aktiengesellschaft haben sich mehrere Chemiekonzerne zusammengeschlossen.«

»Produziert denn die Synphat schon nennenswerte Mengen an Benzin?«

Neubert strich sich die welligen Haare aus der Stirn und bejahte.

»Wie lange schon?«

»Seit drei Jahren Benzin und ähnliche Stoffe.«

»Wieso hat die Öffentlichkeit erst seit relativ kurzer Zeit von den Forschungen Kenntnis erhalten?«

»Die Arbeiten liefen, wie Sie sich denken können, in den ersten Jahren unter dem Siegel absoluter Geheimhaltung. Das hatte wirtschaftliche, aber auch politische Gründe.«

»Und was führt jetzt zur Lüftung des Geheimnisses?«

»Der Umfang unserer Produktion. Die Menge an Erdöl aus den Förderländern ist bereits zurückgegangen. Im Übrigen sind wir mit unserer Technologie bereits so weit voraus, dass wir in den nächsten Jahren keine Konkurrenz fürchten müssen.«

»Dann ist ja bald mit Verbilligungen zu rechnen, zum Beispiel beim Benzin?«

»Das glaube ich nicht. Der Benzinpreis ist vorwiegend ein wirtschaftspolitischer Preis. Er kann sogar mit der allgemeinen Teuerungsrate ansteigen.«

»Wieso das denn?«

»Verbilligung würde zu Verschwendung führen. Das gilt auch für Heizöl.«

»Im Klartext, der Verbraucher zahlt weiter, der Staat verdient noch mehr.«

»Wenn Sie so wollen, ja. Doch entfällt die ständige Sorge um Erdölknappheit.«

»Wird die Synphat hohe Steuersummen abwerfen?«

»Nicht nur Steuern. Der Staat ist auch direkt am Umsatz beteiligt. Es besteht ein kompliziertes Vertragswerk.«

Es entstand eine kurze Pause, in der die Fragen ausblieben. Neubert trank einen Schluck Wasser.

Ein Journalist hatte eine neue Frage: »Wie ist die Haltung der USA?«

»Wir haben bereits seit Jahren Kontakte zu den Vereinigten Staaten. Ein derartiges Projekt kann die Bundesrepublik nicht ohne Zusammenarbeit mit ihrem wichtigsten Verbündeten durchführen.«

»Stimmt es, dass drüben bereits Bakterien-Oktan produziert wird?«

»Das ist kein Geheimnis mehr. Im Bundesstaat Oregon ist in der Wüste ein Werk im Aufbau, das für die circa fünfhundertfache Produktionsmenge unserer Anlage konzipiert ist.«

»Welcher Anteil des Gesamtbedarfs kann damit gedeckt werden?«

»Der gesamte Bedarf der USA!« Anerkennende Ausrufe folgten auf diese Antwort.

»Wie viel wird heute schon produziert?«

»Wenig. Nur zu Forschungszwecken. Die Anlage wird erst in zwei bis drei Jahren den kompletten Betrieb aufnehmen.«

»Sie sprachen vorhin von Umweltschutz, Herr Neubert. Wird durch die Benzinproduktion die Natur nicht noch weiter zerstört?«

»Im Gegenteil. Das Verfahren ist umweltfreundlich.«

»Kann ich mir kaum vorstellen.«

»Das ist leicht zu verstehen«, erläuterte Neubert. »Unsere Bakterien benutzen eine Reihe von Abfallstoffen als Nahrung. Man kann sie mit allem Möglichen füttern: Altpapier, Holz, Stroh, Abwässern; im Grunde mit jedem organischem Material. Sogar mit Altöl und vielen Kunststoffarten, nachdem sie aufbereitet worden sind.«

»Das klingt ja fantastisch. Aber gibt es denn keine Abfallprodukte?«

»Nein. Als Nebenprodukt entsteht sogar ein hochwertiger organischer Dünger.«

»Das wäre ja eine ideale Recycling-Möglichkeit.«

»Ist es auch. Die neue Technologie ist keine Umweltbelastung, sondern eine -entlastung. Der Vorteil ist, dass wir keine fossilen Energien mehr verwenden müssen. Bakterien-Oktan ist automatisch energieneutral. Die Energie, die das Oktan liefert, wurde zuvor aus der Umwelt entzogen.«

»Herr Neubert, ich möchte noch einen anderen Themenkreis anschneiden. Sie benutzen Bakterien als Produktionsmittel. Kann das nicht gefährlich werden für die Menschheit? Schließlich sind Bakterien doch Krankheitserreger.«

»Ihre Frage kann ich mit ruhigem Gewissen verneinen. Es gibt in der Natur viel mehr Bakterien, die für den Menschen harmlos sind, als solche, die ihm schaden. Viele sind sogar ausgesprochen nützlich, zum Teil unentbehrlich für unser Leben und die gesamte Ökologie. Auch ist es nichts Neues, dass der Mensch Mikroorganismen ausnutzt.«

»Woran denken Sie?«

»Zum Beispiel an Alkohol und Essig. Seit Jahrtausenden benutzen die Menschen die Hilfe, selbst wenn sie es nicht wussten. Oder Penicillin, das bekannte Antibiotikum, wird von Mikroorganismen produziert. Allerdings handelt es sich dabei um Pilze.«

»Trotzdem ist es doch so, dass von namhaften Biochemikern immer wieder die möglichen Gefahren bei Genmanipulationen aufgezeigt wurden.«

»Im Prinzip haben Sie nicht unrecht. Rein theoretisch sind Störungen beim Menschen denkbar.«

»Und wie wollen Sie die vermeiden?«

»Wir haben mit den verschiedensten Arten Tierversuche durchgeführt.«

»Ohne negative Ergebnisse?«

»Genau. Als gewissenhafter Forscher habe ich mir selbst eine Aufschwemmung mit meinen Bakterien spritzen lassen. Es trat davon nicht die geringste gesundheitliche Beeinträchtigung auf.«

»Sie haben Mut, das muss man Ihnen lassen.«

»Nun ja, durch die Tierversuche konnte ich ziemlich sicher sein, dass das Bakterium apathogen, also nicht krankheitserregend ist.«

»Welches Bakterium haben Sie denn verändert?«

»Ich weiß nicht, ob ich hier auf diese Frage antworten sollte. Ich glaube, das geht zu sehr in die Einzelheiten.«

»Und wie heißt Ihr Bakterium?«

»Na, ich merke, Sie lassen mich doch nicht in Ruhe. Dann will ich Ihnen verraten, dass wir Tuberkulosebakterien zur Züchtung benutzt haben. Daraus leitet sich auch der Name ab: *Mycobacterium tuberculosisiformis octanofabricans*. Man erwägt zurzeit die Kurzbezeichnung ›Oktobakter‹.«

Der Frager blieb skeptisch. »Und das erzeugt wirklich keine Tuberkulose?«

»Ich sagte es bereits. Oder sehe ich so aus, als hätte ich Tuberkulose?« Damit ernte der Professor einige Lacher.

»Es ist übrigens nicht das erste Mal«, fuhr Neubert fort, »dass man sich Abkömmlinge von Tuberkulosebakterien zunutze macht. Heute wird fast jedes Neugeborene mit BCG-Impfstoff gegen Tuberkulose geimpft. Dieser Impfstoff, meine Damen und Herren, besteht ebenfalls aus abgewandelten Tuberkulosebakterien. Aus lebenden Bakterien, wohlgemerkt. Und die benutzt man schon seit Jahrzehnten.«

»Das ist aber doch etwas grundlegend Anderes!«

»So grundlegend ist der Unterschied nun auch wieder nicht. Ich wollte aber sowieso mit diesem Beispiel nur verdeutlichen, dass Bakterien nicht immer mit Krankheit gleichzusetzen sind. Trotzdem treffen wir aus Sicherheitsgründen sämtliche uns möglichen Vorkehrungen, um einen Kontakt zu Menschen, vor allem zu unseren Chemikararbeitern, zu vermeiden.«

»Ist denn schon ein Zwischenfall vorgekommen?«

»Ein Zwischenfall? Nein! Oder eigentlich doch. Ein Tank mit zwölfhundert Kubikmetern Nährflüssigkeit lief aus.«

Es entstand unheilvolles Grummeln.

»Wann war denn das?«, wollte eine Journalistin aufgebracht wissen.

»Bitte keine Unruhe, meine Herrschaften«, versuchte Harry Neubert zu beschwichtigen. »Es ist ja nichts passiert. Das war vor dreieinhalb Jahren«

»Und wie kam es dazu?«, fragte die Dame weiter.

»Schuld war ein automatisches Ventil, das klemmte. Der Schaden wurde erst bemerkt, als nichts mehr zu ändern war.«

»Wieso hat man nichts davon erfahren? Oder war das reine Nährflüssigkeit?«

»Nein, nein. Die Flüssigkeit enthielt Bakterien. Sie war sogar gesättigt mit Bakterien. Die Sache wurde damals streng geheim gehalten, das können Sie sich denken. Das ganze Projekt war ja noch geheim.« Dann führte Harry Neubert weiter aus: »Wir haben selbstredend die zuständigen Behörden, den Richtlinien entsprechend, sofort informiert. Die öffentlichen Stellen ordneten Untersuchungen an. Deren Ergebnisse sollten zur Entscheidung führen, ob der Schleier vorzeitig gelüftet werden muss.«

»Das ist ja eine eigenartige Informationspolitik. Ich dachte, so verhalten sich nur Staaten, in denen die Demokratie keine Rolle spielt.« Jetzt war es ein männlicher Journalist, der sich aufregte.

»Und heute kann man wohl offen darüber reden?« Eine ironische Frage. »Und wenn damals etwas passiert wäre – ich wage nicht daran zu denken.«

»Es ist aber nichts passiert!« Harry Neubert versuchte, seinen ruhigen Ton beizubehalten. »Sie können mir glauben, das Bundesgesundheitsamt untersuchte jeden neuen Tuberkulosefall akribisch genau. Das Bundesamt für Arznei und Medizinprodukte stand bereit. Tuberkulosemittel wurden vorsorglich bestellt.«

Beschwichtigend führte er weiter aus: »Es wurde keine Maßnahme erforderlich. Trotzdem hätte das natürlich nicht vorkommen sollen. Inzwischen sind die Ventile so umgebaut, dass sich ein solcher Unfall nicht wiederholen kann. Vielleicht beruhigt es Sie zu erfahren, dass wir derartige Bakterienmengen erst

züchteten, nachdem sämtliche Tierversuche zufriedenstellend verlaufen waren. Nach dem Vorfall entstanden keinerlei Schäden, weder ein vermehrtes Fischsterben noch sonst irgendetwas. Letztlich ist das sogar ein Beweis für die Unschädlichkeit der Bakterien.«

Noch lag eine deutliche Unruhe in der Luft, Wortfetzen hier, Flüstern und Gestikulieren da. Die Hektik der Presseleute nahm ab. Doch ein Reporter hatte einen weiteren Einfall.

»Etwas ganz anderes, Herr Professor. Was haben Sie als Nächstes vor?«

»Nun, zunächst werde ich mir einen Urlaub von zwei bis drei Monaten gönnen. Den hatte ich seit Jahren nicht mehr.«

»Und wo geht's hin?«

»Nichts gegen Sie persönlich, meine Damen und Herren. Aber um meiner Ruhe einigermaßen sicher zu sein, werde ich darüber kein Sterbenswörtchen verlieren. Noch weitere wichtige Fragen?«

»Ja, noch eine, Herr Neubert. Können Sie vielleicht kurz zusammengefasst das Prinzip der Produktion von Benzin durch Bakterien erläutern?«

»Um Gottes willen, das würde viel zu weit führen. Aber Sie können Ihre Neugierde befriedigen. Die Synphat-Chemie hat eine populärwissenschaftliche Publikation zur Oktansynthese fertiggestellt. Damit können Sie Ihren Wissensdurst stillen.«

In einer erneuten Pause blickte Neubert reihum. »Ja, dann darf ich mich wohl verabschieden. Auf Wiedersehen.«

Mit diesen Worten wandte sich der Wissenschaftler dem Ausgang zu. Eine Horde von Reportern folgte ihm mit einem wahren Feuerwerk von Lichtblitzen zur Tür.

Nun aber, endlich, darf das Ehepaar nach Stockholm reisen. Walter Haus beschreibt das Ereignis in seiner nächsten Aufzeichnung. Inzwischen war ich fast so neugierig wie die Journalisten. Ich wollte wissen, wie die Oktan-Herstellung funktionierte. Vielleicht würde Walter bei der Preisverleihung etwas verraten.

## Dokument 5: Verleihungsfeier

Für den Abend nach der Auszeichnung hatte die Firma Synphat eine Festveranstaltung organisiert. Sie fand im Grand-Hotel in Stockholm zu Ehren von Professor Neubert statt. Harry hatte Renate und mich dazu eingeladen. Ich freute mich, dass er an uns dachte.

Unsere Unterkunft lag in Älvsjö, südlich des First-Class-Hotels. Das Grand-Hotel lag direkt am Wasser mit Blick auf das Königsschloss gegenüber und über Gamla Stan, die Altstadt.

Stolze Limousinen fuhren an uns vorbei, von Chauffeuren gesteuert. Beflissene Hotelburschen in Livree sprangen zu den majestätischen Wagen und öffneten die Fondtüren. Sie geleiteten die hohen Herrschaften aus Wirtschaft, Politik, aus Wissen- und Gesellschaft über einen breiten roten Teppich in den hell erleuchteten Prachtbau.

Am Eingang zum Festsaal wurde meine Vorfreude gedämpft. Unsere Einladungskarten reichten nicht aus, der Page verlangte auch unsere Ausweise. Während ich diese umständlich in verschiedenen Taschen suchte, ließ er lächelnd die Damen in teurer Abendgarderobe und die Herren im Smoking passieren.

Nachdem er die Namen in Pass und Karte endlich miteinander verglichen hatte, war ich soweit, die ehrwürdige Stätte wieder

zu verlassen. Doch Renate ließ es nicht zu und hatte recht damit. Schließlich waren wir nur für diesen Abend nach Schweden gereist.

Über die Schwelle schritten wir in ein Bilderbuch. Helles Eichenparkett, goldschimmernde Textiltapeten, geschmückt mit Jagdszenen auf großflächigen Gobelins. Vor den Fenstern hohe, schwere Vorhänge. Gewaltige Kronleuchter mit mildem Licht. Der Raum angefüllt mit Märchengestalten: Feen in Samt und Seide, gekonnt frisiert - andere, mehr Walküren ähnelnd, geschickt geschminkt. Prinzessinnen in ihrem Schmuck, Schmuck so wertvoll wie ein Haus mit Garten. Dezent die Mannspersonen, fast unauffällig ihre goldenen Uhrketten, die Krawattennadeln aus Silber und Diamanten. Helden hier und da in Galauniformen mit Orden auf der stolzgeschwellten Brust.

Ein Plaudern, ein Scherzen überall, Lächeln mit unverbindlichen Blicken. Unbesiegbare Selbstherrlichkeit, jenseits von Mühen und Sorgen. Eingedrungen war ich einfacher Untertan in die Welt der Gebieter.

Klapp das Buch zu, Walter! Nicht lange hielt mich die Märchenwelt in ihrem Bann. Einen >Teint< hatten die Damen, kein Gesicht - das sah ich bald. Der Schmuck blendete, um nicht die Leere hinter der Fassade zu zeigen. Die Männer mochten Macht haben, doch hatten sie Freunde? Kam ich mir erst fremd und schäbig vor unter

## OKTAN

all der Pracht, so fand ich schnell mein Selbstvertrauen wieder.

Rund vierhundert Personen waren im Saal. Renate und ich saßen an einem langen Tisch unter den Freunden und Verwandten Harry Neuberts. Auf einer niedrigen Bühne sorgte eine James-Last-Revival-Band für musikalische Unterhaltung.

Nachdem sich der große Raum gefüllt hatte und keine Gäste mehr nachströmten, verließ das Orchester die Bühne. Ein Herr in dunkelblauem Anzug ging zu einem seitlich stehenden Rednerpult.

»Sehr geehrter Herr Wirtschaftsminister Gumpert, sehr geehrter Herr General von Bülow, hochwürdiger Bischof Grösing, liebe Freunde und Bekannte, meine Damen und Herren.«

Mit diesen Worten begann Dr. Densing, der Aktionärsvorsitzende der Firma Synphat, seine Ansprache und richtete dabei das Mikrophon.

»Besonders begrüßen möchte ich den schwedischen Außen- und Wissenschaftsminister, die Herren Lasse Maduskan und Olaf Fredericksen. Ich schätze mich glücklich, auf der Feier aus Anlass seiner Nobelpreisverleihung unseren wissenschaftlichen Leiter, den Nobelpreisträger persönlich, unter unseren Gästen zu wissen. Begrüßen Sie mit mir Herrn Professor Doktor Neubert.«

Beifall erhob sich bei der Nennung dieses Namens. Harry saß neben seinen Eltern und seinem Bruder am anderen Ende unse-

res Tisches. Er hatte ins Leere geblickt. Mir schien, als behage ihm die Feier nicht sonderlich. Als man ihm applaudierte, sah er sich genötigt, aufzustehen. Er zwang sich zu einem Lächeln und blickte in die Runde. Lieber wäre es ihm gewesen, er hätte wie bei anderen langweiligen Veranstaltungen, die er aus Prestige Gründen besuchen musste, einfach abschalten können. Richtig abschalten konnte er aber sowieso nicht, meist war er gedanklich bei seiner Forschung.

»Meine Damen und Herren, die Bedeutung der Arbeiten Neuberts ist uns allen klar, wenn auch die Ausmaße noch lange nicht abzustecken sind. Mithilfe seiner Entwicklungen werden wir in Kürze in der Lage sein, Energieträger in beliebiger Menge und zu einem verschwindend niedrigen Preis herzustellen.«

Dr. Densing führte ausschweifend die wirtschaftliche Bedeutung aus und umriss mit blumiger Sprache die unbegrenzten Möglichkeiten der neuen Biogenetik-Industrie. Damit gelangte er zum Ende seiner Ansprache.

»Vielen Leuten ist nicht klar, und mir selbst auch nicht«, gestand er ein, »wie dieses Wunder der Oktanherstellung funktioniert. Unsere Abteilung für wissenschaftliche Information hat einen Film erstellt, der die Grundlagen möglichst einfach und verständlich darstellt. Die gesamte Arbeit ist äußerst komplex. Natürlich ist in dem

Film zugunsten der besseren Verständlichkeit vieles simplifiziert worden.

Doch urteilen Sie selbst. Er soll Ihnen, meine Damen und Herren, jetzt vorgestellt werden. Sie erleben heute Abend die Uraufführung. Ich darf um Ihre geschätzte Aufmerksamkeit bitten.«

Densing verließ unter zurückhaltendem Applaus das Rednerpult. Eine Leinwand wurde von der Decke heruntergelassen. Die Lichter im Saal erloschen langsam.

Den Film hätte ich gerne gesehen, er ist aber nirgends aufzutreiben. Die größte Videoplattform NewTube führt ihn nicht. Ich bin mir sicher, auf dem Vorläufer YouTube wäre er zu finden gewesen. Doch nicht alles aus den Archiven konnte übertragen werden. Auch auf kleineren Sammlungen war der Film nicht zu finden. Doch Walter beschreibt ihn so ausführlich, fast schon wie ein Drehbuch. Vielleicht macht sich ja irgendwann jemand an ein Remake.

## Dokument 6: Film

Der Film begann malerisch. Die Kamera fuhr durch ein kleines, verwinkeltes Taunusdorf, den Geburtsort Harry Neuberts. Sie umkreiste die ehemalige Volksschule und die Kirche. Dann zeigte sie sein Gymnasium und den Chemiesaal, in dem er damals schon gewütet hatte.

Weiter ging es mit der Universität und der Laufbahn als Chemiker bis hin zur Nobelpreisverleihung.

Das alles war nur der Vorspann. Es folgte eine exzellente Information über die Oktanproduktion. Eine Reihe bunter Trickzeichnungen stellte den komplizierten Zusammenhang einleuchtend dar.

Der Film verglich die Zelle mit einer vollautomatisierten Fabrik. Diese besteht aus Wänden und Maschinen und muss Rohstoffe zu bestimmten Produkten verarbeiten. Außerdem stellt sie ihre eigenen Maschinen her, kann sich vergrößern und Tochterfabriken aufbauen. Die Informationen für all diese Fähigkeiten sind auf Magnetbändern gespeichert, die je nach Bedarf angefordert werden.

Die Grundprinzipien der Fabrikanlage sind einfach. Die Rohstoffe, lediglich zwanzig verschiedene Bausteine, ähneln einem Baukastensystem. Daraus baut die Fabrik sämtliche Maschinen, die Wände und die Produkte. Die Bausteine werden zu langen Ketten aus tausend und mehr Gliedern verbunden. Die Ketten werden geknäult, verwickelt, geflochten oder zusammengeleimt, sodass die mannigfaltigsten Strukturen entstehen. In den Trickzeichnungen wurden die Ketten zu Hämmern, Meißeln, Zangen, Schraubenziehern und Schrauben und diese alle zu Bestandteilen von komplexen Automaten.

In die Chemie der Zelle übertragen, bedeuten die zwanzig Bausteine die Aminosäuren, die Ketten die Proteine oder Eiweiße. Der Sprecher erklärte, dass diese in der Biologie ganz

entscheidende Bedeutung haben. Einerseits bilden sie die Zellstrukturen, entsprechend den Wänden der Fabrik. Andererseits sind die Enzyme ebenfalls Proteine. Enzyme sind den Maschinen gleichzusetzen.

Dieses Grundprinzip ist gleich bei den Bakterien, pflanzlichen, tierischen und menschlichen Zellen.

Der Film faszinierte mich. Ich dachte bereits flüchtig darüber nach, was davon im Unterricht zu verwenden wäre. Es ärgerte mich, dass ich nicht selbst auf das Fabrikbeispiel gekommen war. Es erschien so naheliegend.

Was ärgerst du dich, Walter? Du bist nicht mehr im Schuldienst, mein Lieber. Nur zu leicht vergisst du das. Der Pauker steckt dir noch immer in den Knochen.

**Es scheint wirklich so: Walter war Lehrer mit Leib und Seele. Ich weiß nicht, ob es Sinn macht, jetzt selbst in die Dokumente hineinzuschreiben. Aber hier musste ich einfach mal meinen Kommentar loswerden.**

Die Informationsübertragung beruhe, so der Film jetzt weiter, auf ähnlich einfachen Mechanismen. Auf den Magnetbändern – im Fabrikbeispiel – sind der Reihe nach die Bausteine angegeben. Das Band wird an eine Stelle befördert, die die Information abliest und die Bausteine in der richtigen Reihenfolge aneinandergknüpft.

In der Zelle entsprechen die Bänder den Kernsäuren. Vier verschiedene Moleküle stellen die Buchstaben dar, sodass man vom Lebensalphabet spricht. Millionen solcher Buchstaben bilden eine Kernsäure. Wenn man 5000 Buchstaben eng auf eine Seite schreibt, dann benötigt man für die Kernsäure eines einfa-

chen Bakteriums 2000 Seiten. Für den Menschen bräuchte man eine Bibliothek von 600 Büchern à 1000 Seiten.

In der Zelle gibt es bestimmte Einrichtungen, die die Information auf der Kernsäure ablesen. Das sind die Ribosomen. Sie entsprechen den Tonköpfen am Lesegerät. Sie können aber noch mehr: Sie knüpfen gleich die richtigen Aminosäuren aneinander, bis das ganze Protein gebildet ist. Der Abschnitt auf der Kernsäure, der ein Eiweiß codiert, wird als Gen bezeichnet.

Der Film erläuterte jetzt die eigentliche Gentechnik. Dabei greift der Wissenschaftler in den Informationsgehalt ein. Im Fabrikbeispiel wird ein falsches Band eingeschleust. Die Apparaturen stellen dann fremde Erzeugnisse her. Genchirurgisch wird eine gewünschte Kernsäure in eine Zelle eingebracht. Diese produziert das zugehörige Eiweiß, obwohl es ihr fremd ist. Als Arbeitstiere benutzt der Genchirurg ausschließlich Bakterien. Auf diese Weise gelang es in den frühen Achtzigerjahren des 20. Jahrhunderts, Insulin, Interferon und andere Substanzen gentechnisch herzustellen.

Das Bakterium produziert die fremden Eiweiße, weil sie in seinem Genbestand festgeschrieben sind. Und es muss die Informationen auf sämtliche Tochterbakterien weitervererben. So kann man große Mengen von Bakterien züchten, die einen gewünschten Stoff herstellen.

Harry Neupert machte sich die gentechnischen Mechanismen zunutze. Er übertrug die Informationen für verschiedene Enzyme auf ein Tuberkulosebakterium. Diese stellen zunächst ein Fett her, das aus Glycerin und drei Oktansäuremolekülen besteht – so wie Butterfett aus Glycerin und drei Buttersäuremolekülen besteht. Dann spaltet ein Enzym aus dem Fett das Oktan ab. Dieses entscheidende Enzym bekam den Namen Oktanase.

Oktan selbst gehört zu den aliphatischen Kohlenwasserstoffen. Das sind in der organischen Chemie Moleküle, die nur aus Kohlen- und Wasserstoffatomen bestehen. Dazu gehören zum Beispiel Propan und Butan, zwei Erdgase. Bei Oktan liegen acht

Kohlenstoffatome nebeneinander. Daher der Name, vom griechischen οκτώ ›acht‹ abgeleitet.

Der Sprecher erklärte, dass eine Vielzahl von Veränderungen im Stoffwechsel des Bakteriums vorgenommen werden mussten, um das Endziel der Oktanherstellung zu erreichen. Doch es war gelungen. Aus einer Masse von Wasser, Bakterien und Nährstoffen, die in riesigen Kesseln brüht, steigt unaufhörlich ein Strom von Benzin nach oben. Pumpen saugen es an der Oberfläche ab. Jetzt kann es technisch und gewerblich genutzt werden.

**Bewundernd blickte Walter zu Harrys Platz hinüber, wie er schreibt, und musste feststellen, dass er nicht mehr am Tisch saß. Er hatte bei Beginn des Films seinen Bruder Wolfgang auf die Schulter getippt und ihm etwas ins Ohr geflüstert. Darauf hatten sich beide erhoben und waren leise hinausgegangen.**

**»Das war mir bei meiner Begeisterung für diesen Film entgangen«, schreibt Walter weiter. »Später berichtete mir Wolfgang von dem Gespräch zwischen ihm und seinem Bruder.«**

**Hier erfahren wir also nebenbei, wie Walter zu seinen Informationen kam. Das ist in den folgenden Dokumenten nicht immer so ganz klar der Fall.**

## Dokument 7: In der Vorhalle

Die beiden Brüder standen in der Vorhalle. »Na, Bruderherz, was ist los?«, fragte der Mediziner.

»Das kotzt mich, ehrlich gesagt, alles an. Findest du das nicht auch tödlich langweilig?«, stieß Harry Neubert mürrisch aus.

»Nun, die Vorträge sind ja nicht für uns gemacht. Aber einen Nobelpreis, den kriegt man schon nicht alle Tage.«

Harry stöhnte. »Da siehst du es selbst, so weit hat man's gebracht. Bis zum Nobelpreisträger. Und ist man deshalb frei? Denkste! Verpflichtungen musst du nachkommen, ob du willst oder nicht. Das ist doch reine Zeitverschwendung, so ein albernes Gefasel, das du dir anhören musst. Tut mir leid, Wolfgang, aber jetzt muss ich mich einmal aufrichtig selbst bedauern«, stöhnte der Biochemiker.

»Aber immerhin hast du den Saal verlassen dürfen«, tröstete ihn der Bruder.

»Ja, als es dunkel war, wie bei einem lahmen Kinofilm. Obwohl ich schon vorher wusste, dass es ein lahmer Film wird, musste ich trotzdem reingehen.«

Wolfgang kramte in seiner Jackentasche. »Verdammt, 'ne Zigarette bräuchte ich jetzt. Du hast recht, arm bestellt ist es um die menschliche Freiheit. Fumme da in meiner Jacke rum nach Zigaretten, wo ich doch aufhören will.«

»Die Macht der Gewohnheit«, schwächte Harry ab. »Du schaffst das schon. Ich hatte Glück, dass ich nie richtig geraucht hatte.«

»Wollen mal sehen, ob ich es schaffe.« Das klang nicht sehr zuversichtlich. »Aber sag mal, bist du denn gar nicht stolz?«

»Natürlich bin ich stolz, klar doch. Weißt du, früher, als Jugendlicher, hab ich mir immer gewünscht und konnte mir nichts Tolleres vorstellen, als mal den Nobelpreis zu erhalten.«

»Und jetzt hast du ihn eben!«

»Das ist schon gut, das kann ich dir sagen. Aber er bedeutet mir nicht mehr so viel, verstehst du? Klar, jahrelang habe ich gearbeitet, immer mit diesem Ziel vor Augen.«

»Dem Nobelpreis?«

»Nein, das Oktan. Der Preis, wirklich, das ist eine wichtige Anerkennung, aber er hat für mich an Bedeutung verloren.«

»Und wieso?«

»Weiß ich auch nicht. Vielleicht, weil man sich so langsam raufgearbeitet hat. Wie soll ich sagen? Als Jugendlicher, da wäre ein Wunschtraum in Erfüllung gegangen, wenn ich so aus dem Nichts heraus den Nobelpreis bekommen hätte. Aber der langsame Werdegang, der hat die Spannung rausgenommen. Das ging alles Stück für Stück voran, und letztlich ist der Preis nur noch eine kleine Beigabe.« Nach einer kurzen Pause seufzte Harry: »Vor allem dieses ganze Drum und Dran ...«

»Damit kannst du wohl nicht viel anfangen?«

»Nee, diese erzwungene Geselligkeit geht mir gegen den Strich.«

»Ich weiß, sehr gesellig warst du noch nie.«

Harry schwieg einen Moment und fuhr dann fort: »Weißt du, ich habe im Grund das Gefühl, dass das niemand verstehen kann.«

»Was denn jetzt wieder?«, wollte Wolfgang wissen.

»Na, die ganze Arbeit. Der Film ist ein billiger Abklatsch. Die viele Kleinarbeit, die vielen Probleme, sind nicht einmal erwähnt. Ganz abgesehen von dem Ärger drum herum. Unmotivierter Mitarbeiter, sture Vorgesetzte, Anträge, kein Geld. Jetzt allerdings, da sprudelt's plötzlich. Und jeden Tag stehst du mindestens zwölf Stunden im Labor. Wenn du nicht gerade schläfst, denkst du unablässig an die Schwierigkeiten, auch beim Essen und beim Zähneputzen. Und nicht mal der Schlaf gibt dir wirklich Ruhe. Oft genug verfolgen mich die Probleme bis in den Traum.«

»Aber mit solchen Einzelheiten wären doch die Zuschauer überfordert.«

»Ich sage ja, dass es nicht verständlich zu machen ist. Aber glaubst du vielleicht, das Nobelkomitee versteht mehr von Genmanipulation? Das sind doch Bürokraten, für die nur die Endleistung zählt. Ich glaube einfach nicht, dass die Mitglieder nur annähernd die eigentliche Leistung abschätzen können.«

»Ich verstehe jetzt wirklich nicht, um was es dir geht«, wunderte sich Wolfgang.

»Mich wurmt eben, dass der Preis von Leuten vergeben wird, die keinen echten Einblick haben. Dass ich mich von Leuten beurteilen lassen muss, mit denen ich keine ernsthafte Fachdiskussion führen kann.«

Wolfgang lachte auf. »Das ist ja wieder mal typisch Harry. Würde ich dich nicht kennen, dächte ich: ganz schön eingebildet, der Herr Nobelpreisträger. Du mit deinem Eigensinn. Du möchtest wohl am liebsten vom lieben Gott persönlich beurteilt werden. Das wäre für dich angemessen. Aber eines kann ich dir sagen, die Komiteemitglieder haben so wenig Ahnung nicht. Das sind auch Wissenschaftler. Klar, es sind keine Genchirurgen. Aber sie müssen sich aufs Genaueste informieren, was überall auf der Welt an Forschungsergebnissen bekannt wird. Außerdem – ein Leichtathletikkampfrichter ist selten selbst ein Weltmeister.«

»Hm«, brummte Harry. Er biss die Zähne zusammen, aber seine Augen blitzten belustigt zu seinem Bruder. Sein Gesicht schien sich nicht entscheiden zu können: Sollte es trotzen oder lachen?

**Nun ja, das klingt mir ja ziemlich gestelzt. Aber was soll es, das waren ja auch andere Zeiten, da drückte man sich anders aus. Immerhin klebte Walter das folgende Ereignis nicht einfach an den Text ran, sondern widmete ihm ein gesondertes Kapitel. Es scheint ihm ein bemerkenswertes Ereignis gewesen zu sein.**

## Dokument 8: Scharnetzky

Harry und Wolfgang schlenderten ein Stück weit auf eine Sitzgruppe zu. Ein Herr in grauem Anzug, um die Vierzig, kam auf die beiden zu. Ein gewolltes Lächeln verzog seine Lippen.

»Freut mich, Sie zu sehen, Herr Neubert. Darf ich gra ...«

»Nein, darfst du nicht!«, herrschte Harry ihn an. »Du hast mir gerade noch gefehlt. Nicht einmal hier ist man sicher vor diesem Kerl«, erklärte er dem Bruder, aber so, dass sein Gegenüber es hören musste. Der Mann erstarnte mitten in der Bewegung. Sein Mund blieb einen Moment offenstehen.

»Nu gaff nicht so. Du störst hier!« Neubert wandte sich demonstrativ ab. Der Graugewandete wurde rot, und es schien für den Bruchteil einer Sekunde, als würde er zusammenbrechen. Dann drehte er sich um und ging. Die Arme verschränkte er vor der Brust, zog die Schultern hoch und stampfte wütend von dannen. Harry Neubert blickte ihm amüsiert nach.

Sein Bruder war verblüfft. »Was war das denn, Harry? Der hat dir doch wirklich nichts getan.«

»Nein, das tut er nie«, erklärte der Chemiker. »Aber ich muss ihn immer wieder ärgern. Der reizt mich einfach dazu, so unbeholfen, wie der ist.«

»Wer ist das denn?«

»Ach, Scharnetzky, sozusagen meine rechte Hand. Unheimlich fähig, hat ein großartiges Organisationstalent. Wenn du denkst, dies und das brauchst du, aber das ist unmöglich – der Scharnetzky hat's dir schon besorgt, noch eh du's richtig aussprichst.«

»Dann verstehe ich dich erst recht nicht«, wandte Wolfgang ein.

»Ja, auf der anderen Seite ist er so verklemmt. Er kann nicht aus sich rausgehen. Der schluckt alles runter, steht kurz vor dem Platzen, aber verpisst sich schnell. Es macht mir immer wieder Spaß, ihn auf die Palme zu bringen. Seine Verklemmtheit provoziert mich.«

»Das ist ja ganz schön gemein.«

»Ist es auch. Scharnetzky ist so was wie ein Blitzableiter, du verstehst schon. Manchmal habe ich das Gefühl, er braucht das, er ist ein seelischer Masochist. Sonst hätte er es nie so lange bei mir ausgehalten. Aber tröste dich, er hat auch so seine Tricks, manchmal setzt er mir ganz schön zu. Dann genießt er seinen Triumph, das sind so unsere Spielchen.«

»Wie setzt er dir denn zu?«

»Na, zum Beispiel ... mir fällt nichts Konkretes ein. Er beobachtet mich genau. Manchmal findet er irgendeinen Fehler. Beispielsweise bestelle ich etwas bei der falschen Firma. Das präsentiert er mir dann in einer derart süffisanten Weise, dass ich aus der Haut fahren könnte.«

»Jeder macht halt mal einen Fehler.«

»Ich verlange von meinen Mitarbeitern, keine Fehler zu machen. Natürlich darf mir deshalb erst recht keiner passieren. Und gerade der macht sich einen Sport daraus, welche bei mir zu entdecken, wenn es auch nur Kleinigkeiten sind.«

»Ich bin kein Psychiater. Aber ich glaube fast, Harry, dass du den armen Schetzky nur deshalb ...«

»Scharnetzky«, verbesserte ihn Harry.

»Ach ja, du ärgerst ihn nur deshalb, weil du selbst ein Stück weit verklemmt bist. Er spiegelt dir deine eigene Verklemmtheit wider. Und das kannst du nicht ertragen.«

»Und du bist dir sicher, dass du dir nichts einbildest?«, fragte Harry gereizt. »Es kommt mir fast so vor, als hättest du wieder mal eine Balint-Gruppe mitgemacht.«

»Ich will dich doch nicht kritisieren«, lenkte Wolfgang ein. »Ich fand schon immer, dass du alles zu ernst nimmst. Insofern freut es mich sogar, dass du jetzt aus dir herausgehen kannst. Nur dass du dafür so ein Opfer brauchst ...«

Harry war bereits einige Schritte vorausgelaufen und hörte nicht mehr richtig zu. Am liebsten hätte er die Anspielungen seines Bruders sofort verdrängt. Doch als er sich in einen Sessel fallen ließ, fühlte er sich verunsichert. Zumindest teilweise konnte Wolfgang recht haben.

Nun ja, ein sonderlicher Sympathieträger war er wohl nicht, mein Urgroßonkel. Da wirkt mein Uropa schon wesentlich lockerer. Kommt mir wirklich so vor, als sei er ein verklemmtes Genie, ein ziemlich verklemmtes. Und was nun folgte, das verschlug mir beinahe die Sprache. Konnte es wahr sein, dass man sich fast noch lustig machte über ein Ereignis, das eigentlich nicht hätte passieren dürfen?

## Dokument 9: Der Unfall

Wolfgang setzte sich zu ihm. Nach einer Weile des Schweigens fragte der Mediziner: »Du, Harry, was mich mal interessiert: Wie war das eigentlich mit dem Zwischenfall vor dreieinhalb Jahren?«

Sein Bruder war wieder sachlich und erklärte, ein Ventil habe geklemmt. Der Aufsichtsingenieur habe es nicht bemerkt. Ein ganzer Kessel sei bis auf einen kleinen Rest in den Main geflossen.

»Ist denn wirklich nichts passiert?«, wollte der Arzt wissen.

»Nein, nichts«, versicherte der Wissenschaftler. Aber die Neugierde des Bruders war noch nicht befriedigt. Er konnte sich nicht erklären, warum die Bakterien nicht im Main gearbeitet hätten. Im Main schwimme genügend organisches Material. Warum nicht der gesamte Main, und der Rhein dazu, zu einer einzigen Oktan-Synthese-Fabrik geworden sei.

Harry Neubert erklärte, dass es unwirksame Bakterienmutanten gewesen seien. Er habe noch heute Kulturen davon.

»Diese Bakterien können nicht ein einziges Molekül Methan synthetisieren. Und Oktan ist quasi das Achtfache davon. So was kommt halt immer wieder mal vor in der Genmanipulation. Weißt du denn das nicht, als Mediziner?«

»So, so, Mutanten«, entgegnete der Bruder. »Wertlose Mutanten. So ein Pech aber auch. Fließen alle in den Main. Da macht sich bei mir aber eine bestimmte Vermutung breit. Vielleicht ist die ganze Suppe gar nicht so unbeabsichtigt in den Fluss geflossen.«

Harry entgegnete nichts. Stattdessen blickte er seinem Bruder ins Gesicht und lächelte. Daraufhin umspielte auch dessen Mundwinkel ein Schmunzeln des Verstehens. Beide standen wortlos auf und gingen, um die Schultern gefasst, zurück in den Saal.

*OKTAN*

**Na prima. Hauptsache die beiden verstehen sich.**

**Da war es doch viel erfreulicher, was der Film zu bieten hatte.**

## Dokument 10: Ende

Der Film lief noch immer. Die beiden Neubert-Brüder begaben sich unauffällig an ihre Plätze. Auf der Leinwand war ein Laborraum zu sehen. Eine Menge chemischer Geräte war aufgebaut. Es handelte sich um die Versuchsanordnung der ersten Oktansynthese. Aus einem Glashahn lief eine gelblich getönte Flüssigkeit in eine große, durchsichtige Kanne. Als sie voll war, kam ein Ingenieur im weißen Kittel und wechselte sie gegen einen neuen Behälter aus. Dann ging er mit der Kanne nach draußen, schritt zum Parkplatz und kippte die Flüssigkeit in den Tank eines Sportflitzers. Die Benzinuhr stieg von leer auf viertelvoll. Der Techniker setzte sich in den Wagen und brauste davon.

Aus dem Publikum kam Applaus. Die Kamera schwenkte zurück auf das Laborgebäude, zeigte dann die chemische Anlage und immer größere werdende Einrichtungen. Ein Hubschrauber ratterte über die nordamerikanische Wüste. Aus der Vogelperspektive erschien das immens große Industriegelände in den USA, das zum Teil noch Baustelle war.

»Das alles ist letztlich der Verdienst eines einzigen Mannes, nämlich der von Professor Doktor Harry Neubert. Die Verleihung des Nobelpreises konnte nicht treffender erfolgen. Unser Film versteht sich als kleine Anerkennung, die die Synphat AG diesem außergewöhnlichen Wissenschaftler zukommen lassen will. Er soll zugleich das Verständnis für seine Arbeiten in der Bevölkerung fördern.«

Bei den abschließenden Sätzen war Neubert im weißen Kittel im Labor zu sehen. Zuletzt drehte er sich um, so, als habe ihn jemand gerufen. Er blickte direkt zu den Zuschauern. In diesem Moment blieb das Bild stehen, und über das Porträt wurde der Nachspann projiziert, begleitet vom begeisterten Beifall des Publikums.

## Dokument 11: Das Kleid

Das Licht ging an, Densing erstieg erneut die Bühne und trat hinter das Rednerpult. Er sprach einige Worte und forderte die Hauptperson des Abends zu einer Ansprache auf. Der Preisträger hätte ihm wohl am liebsten einen Tritt in den Allerwertesten versetzt, aber er ging widerwillig nach vorn. Schließlich hatte er das erwartet. Vor dem Pult schüttelte ihm Densing die Hand und sprach zum wiederholten Mal seine Glückwünsche aus. Der Professor drückte zu, so fest er konnte - und schwächlich war er nicht. Damit erreichte er, dass der Doktor sich dieses Mal kurzfasste.

Auch Neubert fasste sich kurz. Was er sagte, wurde von niemandem verstanden, oder zumindest nur von wenigen. Er sprach Schwedisch, verbeugte sich und ging zu seinem Platz zurück. Der Applaus setzte erst nach einer Pause der Verblüffung ein.

Später erfuhr ich aus der Zeitung, was Harry dass er sich beim Nobelpreiskomitee bedankt hatte. Dann bekannte er in fast perfektem Schwedisch, dass er kaum Schwedisch könne. Da er es jedoch hasse, in einem fremden Land kein Wort zu verstehen, habe er wenigstens einige Vokabeln gelernt. Er hoffe auf die Gelegenheit, seine Sprachkenntnisse auszubauen. Denn Schwedisch mache ihm jetzt schon Spaß.

Zwischen den Tischreihen in der Mitte des Saals war ein breiter Gang frei. Als

noch einige weitere Redner sprachen, baute ein Heer geschäftiger Kellner ein kaltes Büfett auf. Sie brachten die leckertesten Naschereien: viele Brotsorten, Wurst, Käse-, Schinkenarten, Lachs, Krabben, natürlich Kaviar, köstliche Salate, pikante Soßen und überhaupt alles, was Herz und Magen begehrt. Der letzte Redner forderte auf, zuzugreifen.

Im Saal entstand ein Gemurmel. Grüppchen von Leuten lösten sich von ihren Plätzen und schlenderten zu den Delikatessen, nahmen sich Teller und beluden diese mit Häppchen. Zwischen Essen und Kauen unterhielt man sich. Das Orchester bezog die Bühne und lieferte die unerlässliche musikalische Untermalung. Ob die Musiker auch etwas von den Leckereien bekamen?

Auch Harry Neubert stand am Büfett und bediente sich. Eine Dame schritt zielsicher auf ihn zu. Sie trug ein aufregendes Kleid, das von den Schultern bis zum Boden fiel. Ein hauchzarter Stoff, Seide wohl, hellblau.

Das Kleid war vorn in der ganzen Länge offen, ein endloser Ausschnitt. Ein Dekolleté, das bis zum Boden reichte. Es glich eher einem Umhang. Lediglich eine riesige Brosche hielt ihn zusammen. Sie saß, anatomisch gesprochen, in Höhe des Mons pubis, des Schamhügels.

Doch eine anatomische Betrachtungsweise ließ dieses Gewand, ließen die weiblichen Konturen darunter kaum zu. Der Busen schwang bei jedem Schritt elastisch und setzte das darüber liegende Textil in wogende Bewegung. In wogende Bewegung wurden auch die Gefühle der männlichen Anwesenden gesetzt, die mit bewundernden Blicken dieser Erscheinung folgten. Re-

nate, ich fragte sie später, hatte sie allerdings geflissentlich übersehen.

»Herr Neubert«, sprach die Dame den Professor mit bezwingendem Lächeln an. »Ich habe gehört, Sie wollen verreisen. Was haben Sie denn genau vor?«

Die Frage klang, als sei Neubert ein guter alter Bekannter von ihr. Der Angesprochene sah von seinem Teller auf und schaute der Frau ins Gesicht. Dabei schob er sich wie in Gedanken einen kleinen Käsehappen mit einer Weintraube in den Mund. Ohne Hast kaute er, hob die Hand und deutete damit an, dass sie noch etwas warten möge – er könne mit vollem Mund nicht sprechen.

Er betrachtete die Frau, die er nicht kannte. Das Kleid und ihren gefälligen Körper streifte er nur kurz. Die auffallenden weiblichen Reize schienen ihn wenig zu berühren. Er nahm vielmehr ihre Züge wahr und stellte fest, dass sie eine selbstbewusste, neugierige Person war. Sie strahlte einen Hauch von Verwegenheit aus – ungewöhnlich bei einer Frau, aber nicht unsympathisch. Trotzdem blieb Neubert verschlossen, auch wenn er höflich antwortete.

»Wissen Sie, ich werde einen Plan verwirklichen, den ich schon lange hege. Zusammen mit meinem Bruder werde ich eine Bergtour unternehmen.« Bei ›Bruder‹ blickte er erklärend zu Wolfgang hinüber. Der lächelte der Dame kurz zu.

»Ah, sind Sie Bergsteiger?«, wollte sie wissen.

»Das ist vielleicht zu viel gesagt. Ich wandere gern in den Bergen. Nur kam dieses Hobby in den letzten Jahren ziemlich zu kurz. Aber jetzt nehmen wir uns drei Monate Zeit dazu.«

»Bleiben Sie in Deutschland?«

»Nein.«

»In Europa?«

»Ach wissen Sie, das bleibt bis zur Rückkehr unser Geheimnis.«

»Verstehe.«

Da die Schönheit schwieg, wandte sich Neubert mit einem »Entschuldigen Sie mich jetzt bitte« wieder der Tafel zu. Sie

merkte, dass dem Wissenschaftler an einem weiteren Gespräch nichts gelegen war.

Von allzu großer Bedeutung mochte diese Begebenheit nicht gewesen sein. Doch spielte sie weit weg von Deutschland einige Wochen später schon eine gewisse Rolle. Wieder war es Wolfgang gewesen, von dem ich davon erfahren hatte.

**Ein ganzes Kapitel nur um eines Kleides Willen ... von den Komplimenten eines gewissen Densing und einem Schwedisch sprechenden Urgroßonkel mal abgesehen. Die Geschichte lässt allerdings einige Schlüsse auf die Persönlichkeit des Professors zu. Frauen scheint er ja nicht sehr zugewandt zu sein. Einerseits behandelt er sie höflich und korrekt, steht aber weit darüber, sich von ihren Reizen betören zu lassen.**

**Und im nächsten Kapitel lüftet Walter weitere Geheimnisse, wieso mein Urgroßonkel so war wie er war – oder wie er wurde wie er später war.**

## Dokument 12: Beim Abendessen

An diesem Abend war nicht viel los mit Harry Neubert. Viele der Gäste wollten ihn sprechen. Er aber ließ niemanden an sich heran. Mit seiner kurz angebundenen Art wimmelte er alle ab. Auch ich kam nicht dazu, mich mit ihm zu unterhalten, obwohl ich einige brennende Fragen an ihn hatte.

Gegen Mitternacht kam Harry auf mich zu. Er sagte, er habe jetzt genug von dem Rummel. Er halte es nicht mehr für einen zu großen Fauxpas zu verschwinden. Zu meiner Überraschung fragte er noch, ob er uns vor der Bergtour besuchen dürfte. Voller Freude sagte ich zu.

Noch bevor Harry den Saal verlassen konnte, sah ich einen Mann auf ihn zu treten. Ich ärgerte mich darüber, dass ihn noch jemand aufhalten musste. Doch Harry schien es nichts auszumachen. Er unterhielt sich mindestens eine Viertelstunde mit ihm. Beide nahmen sogar für eine Weile an einem freien Tischende Platz.

Der Mann passte nicht in diese feine Gesellschaft, noch weniger als ich. Er trug einen dicken, dunklen Rollkragenpullover unter einer schlecht sitzenden Jacke. Seine Statur war groß und breit. Das Gesicht wirkte kantig. Ein Handwerker, dachte ich bei mir, ein Bauer vielleicht.

Neugierig fragte ich Wolfgang, ob er wisse, wer das sei. »Ein Schulfreund Harrys. Eine imposante Persönlichkeit. Rüb-

sahm heißt er. Inzwischen ist er Pfarrer geworden.« Auf diese Idee wäre ich nie gekommen.

Etwa vierzehn Tage später hatten wir sie bei uns, Harry und Wolfgang. Schon am übernächsten Tag sollte es losgehen, und zwar in die Anden. Sie hatten eine lange Tour vor sich. Die Reise war bis in alle Einzelheiten geplant, wie alles, was Harry unternahm.

Renate hatte einen herzhaften Wildschweinbraten zubereitet. Das gemeinsame Essen erinnerte an vergangene Tage. Wir verzehrten das vorzügliche Gericht und tauschten beim Schmausen Neuigkeiten aus.

Nach dem Abendessen setzten wir uns bei einem Glas Weißherbst in die behaglichen Sofas. Endlich konnte ich nach Lust und Laune mit Harry fachsimpeln.

Oft hatten wir so zusammengesessen. Die Runde erweckte bei mir Erinnerungen an alte Zeiten. Ich dachte daran, wie lebendig und voller Ideen die Neubert-Buben als Kinder waren. Sie hatten uns manchen Streich gespielt. Wie oft stolperte ich in eine ihrer Fallen! Öffnete ich nichtsahnend das Garagentor, kippte ein Stapel Blecheimer um. Ging ich in den Schuppen, musste ich fürchten, von einer Schüssel Wasser übergossen zu werden. Doch konnte ich ihnen das einfach nicht übelnehmen.

Dabei war Harry umsichtiger. Er dachte viel nach, und war schon als Kind eher der Kopfarbeiter. Wolfgang, vier Jahre jünger,

war waghalsiger und spontaner. Er ver-spannte Drähte in den höchsten Ästen der Bäume - das sollten Telefonleitungen sein. Er holte Bälle aus der Dachrinne und kletterte dazu am Abflussrohr hoch. Einmal sah ich ihn in lehmigen Gummistiefeln über den Gartenzaun balancieren. Mir blieb fast der Atem stehen - wie leicht hätte er abstürzen können. Pfählungsverletzungen sind mit das Übelste, was passieren kann.

Hin und wieder gab es auch Streit. Wie bei allen Jungs kam es vor, dass sie sich prügeln. An einen Wintervormittag erinnere ich mich genau. Die Kinder bauten einige kleine Iglus, viel frischer Schnee war gefallen.

»Harry, komm, wir bauen ein Fort und spielen Cowboy.«

»Gute Idee. Aber wie kommen die Cowboys zu den Eskimos?« Wolfgang schlug vor, eine Expedition durchzuführen. Natürlich sollte es zu Kämpfen kommen. Begeistert gingen die beiden an die Arbeit. Harry zeichnete Pläne in den Schnee, Wolfgang baute sofort Häuser und zog Mauern.

»Halt!«, schrie Harry plötzlich. »Da kommt doch kein Turm hin. Sei nicht so voreilig, sondern lass uns erst mal überlegen!«

»Du mit deinem Überlegen. Dann geh doch rein und zeichne erst mal drei Tage lang Pläne. Bis dahin ist der Schnee schon wieder weggetaut.«

»Mensch Meier, verstehst du nicht? Du baust hier was, und dann merken wir, dass

es falsch ist. Dann müssen wir alles nochmals neu machen. Lass uns lieber erst überlegen.«

»Das ist mir einfach zu blöd«, entschied Wolfgang und baute weiter an seinem Turm. Harry rannte hin und kippte das Bauwerk um. Daraufhin keilten sie sich wie die Kesselflicker. Ich hatte die Szene vom Fenster aus beobachtet und musste einschreiten, damit sie sich nicht gegenseitig die Rippen brachen.

Später, in der Pubertät, wurde Harry stiller. Er zog sich mehr und mehr in sein Zimmer zurück. Das ging so weit, dass seine Eltern ihn an die frische Luft schicken mussten. Stattdessen kam er lieber zu uns. Es war eine Freude, sich mit ihm zu unterhalten. Besonders die Naturwissenschaften lagen ihm. Das erfüllte mich mit Stolz, einer Art Vaterstolz, als wäre es mein persönlicher Verdienst gewesen.

Manchmal kam Harry und wollte etwas von mir wissen. Wenn ich ihm seine Fragen erklärte, hing er mit gespannter Aufmerksamkeit an meinen Lippen. Richtig erregt war er dabei, unablässig dachte er mit. Er dachte nicht nur mit, er dachte voraus, er kombinierte die Gedankengänge und erfasste das Wesentliche, längst bevor ich es ausgesprochen hatte.

In der Schule erzielte Harry in Mathematik und den Naturwissenschaften stets glänzende Noten. Doch sein Wissen bezog er nicht aus dem Unterricht, sondern aus

der Stadtbibliothek. Immer kompliziertere Bücher lieh er sich aus, später Fachzeitschriften. Der Unterrichtsstoff hinkte um zwei bis drei Jahre hinter ihm her.

Harry blühte auf bei seinen Leistungen. Sie erfüllten ihn mit tiefer Befriedigung und er war stolz auf sich und seine Kenntnisse. In seinem Zimmer bastelte Harry mit physikalischen und chemischen Experimentierkästen. Stundenlang konnte er daran sitzen. Er versank in die Versuche und vergaß Ort und Zeit. Gar nicht selten mussten ihn seine Eltern nach Mitternacht zwingen, ins Bett zu gehen. Immer wollte er noch schnell dies oder das zu Ende führen.

An einem Tag jagte er mir einen mächtigen Schrecken ein. Aus Harrys Zimmer quollen dicke weiße Rauchschwaden. Mein erster Impuls war, zum Telefon zu rennen und die Feuerwehr zu alarmieren. Als ich nochmals genauer hinschaute, sah ich, dass das Fenster verschlossen war, irgendetwas qualmte auf der Fensterbank. Neugierig ging ich zu den Neuberts hinüber.

Kleinlaut gab Harry zu, dass er mit Schießpulver experimentierte. Er wusste zwar, dass dazu Kohlenstoff, Schwefel und Salpetersalz gebraucht wird, aber nirgendwo konnte er das genaue Mischungsverhältnis finden. Deshalb stellte er Versuche an und verbrannte Häufchen für Häufchen in einer dicken Porzellanschale. Die letzte Mischung musste schon ziemlich ideal ge-

wesen sein. Denn sie verpuffte mit einem kurzen Aufflammen und sprühte Funken in die Umgebung.

Einer der Funken geriet in das unverschlossene Glas mit Schwefel. Harry hatte ausreichend Salpetersalz als Sauerstoffträger zugegeben, das Gemisch konnte also ohne Luftzufuhr brennen. Es begann sofort heftig zu qualmen. Geistesgegenwärtig überlegte Harry, dass er die Flamme nicht ersticken konnte; würde er das Glas zuhalten, konnte es vielleicht explodieren. So riss er das Fenster auf, packte das Glas mit einem dicken Tuch, stellte es auf die Fensterbank und verschloss das Fenster wieder.

Von drinnen aus beobachtete er, wie der Inhalt abbrannte. Die Hitze wurde so groß, dass das Glas schmolz. Flüssiger Schwefel lief heraus, tropfte von der Fensterbank und brannte auf dem Boden weiter.

Hier musste etwas passieren! In Harrys Zimmer herrschte eine heillose Unordnung. Der Tisch war voll mit Chemikalien und Geräten, kaum ein Fleckchen war frei zum Arbeiten. Die Regale quollen über, auf dem Fußboden standen Kartons, Flaschen und Tüten. Verstreut dazwischen überall Zettel, Bücher und Kleidungsstücke.

Harry hatte einfach nicht die Zeit, so etwas Belangloses zu tun wie das, womit seine Mutter ihm ständig in den Ohren lag. Von Zeit zu Zeit bekam er einen Rappel und räumte in einer Gewaltaktion ohne besondere Aufforderung den ganzen Krempel auf.

Bevor ich ging, leisteten wir beide einen Schwur: Ich versprach, Harrys Eltern nichts zu sagen, und er wollte in Zukunft Experimente mit Schießpulver unterlassen.

In seiner Arbeit entwickelte Harry einen unglaublichen Ehrgeiz. Seine Gedankengänge waren rational, er besaß die Fähigkeit, Dinge konsequent und logisch zu durchdenken. Er argumentierte stets sachlich, bewahrte einen kühlen Kopf. Gefühlsbetonte Regungen wurden immer seltener. Damit konnte er nicht umgehen und klammerte sie aus.

Hier ging die Entwicklung der beiden Brüder auseinander. Knobelte Harry an chemischen, physikalischen und mathematischen Problemen, erkundete Wolfgang die Umgebung. Er war unternehmungslustig und lebensfroh. Zusammen mit gleichaltrigen Jungs nahm er Kontakt zu Mädchen auf, ging tanzen und hatte bald seine erste Freundin. Eine heimliche Freundin, denn der Vater hätte eine Mädchenfreundschaft nicht geduldet. Wolfgang fand Tricks und Schleichwege, den Regeln auszuweichen. Harry konnte das nicht. Als erstes Kind bekam er den moralischen Druck durch die Eltern stärker zu spüren. Er verinnerlichte die Vorschriften, ohne dass er sich dagegen auflehnte.

Was wusste ich schon von Biochemie, so gut wie gar nichts. Nicht einmal Walter Haus als Biolehrer verstand das alles so richtig, was mit der Oktanherstellung zusammenhing. Aber er quetschte seinen Lieblingsschüler so richtig aus und teilte uns seine Erkenntnisse schriftlich mit – nachdem er die Erinnerungen an die Kindheitsentwicklung zu Papier gebracht hatte.

Wer da vor Walter saß war kein Kind mehr, sondern ein erfolgreicher Wissenschaftler, der bereit war, die Neugier seines alten Lehrers zu befriedigen. Walter fasste zunächst zusammen, was er von der Genmanipulation wusste und wie man ein Bakterium dazu bringen konnte, fremde Stoffe zu produzieren. Er sprach die Bakteriophagen an, mit denen Restriktionsenzyme eingeschleust wurden, die man quasi als gentechnische Scheren benutzte. Doch wunderte Walter sich darüber, dass es in der Natur gar kein Bakterium gab, das Oktan herstellte. Aber nun lasse ich Harry Neubert antworten, wie es Walter im nächsten Abschnitt notiert hat.

## Dokument 13: Gespräch

»Das war in der Tat eines der Hauptprobleme« gestand Harry. «Am Anfang stand, wie immer, die Idee. Der Gedanke, Oktan herzustellen, hatte mich irgendwann überfallen. Ich glaube, als der Benzinpreis wieder einmal erhöht wurde. Eine Zeit lang zweifelte ich selbst daran, ob es überhaupt zu machen ist. Doch das Thema setzte sich schnell bei mir fest - und faszinierte mich. Mit dem Stoffwechsel von Bakterien hatte ich mich ja schon lange beschäftigt. Bakterien können eine Vielfalt von Stoffen produzieren. Und warum sollten sie nicht auch Oktan herstellen können?

Je länger ich darüber nachdachte, umso weniger utopisch erschien mir das Vorhaben. Ich stellte konkrete Überlegungen an. Und eines Tages fasste ich den Entschluss, ernsthaft an diesem Ziel zu arbeiten. Der Weg war schwierig, doch er führte nicht nur dazu, dass wir aus Abfällen wertvolles Oktan herstellen können. Mit wenig veränderten Verfahren gelang es uns gleichzeitig, verschiedene andere Erdöle zu erzeugen. Und in Zukunft werden wir fast jeden Stoff, für den jetzt riesige industrielle Anlagen erforderlich sind, einfach in einem Kessel mit Bakterien synthetisieren können. Die Grundlagen dazu sind gelegt.«

Ich schwieg betroffen. Mir dämmerte die Tragweite dessen, was ich gerade gehört hatte. Anerkennend blickte ich zu Harry.

Er merkte, dass ich eine Denkpause einlegen musste. Dann fuhr er fort in seinem Vortrag und erläuterte, wie er über verschiedene Schritte Gene suchte, die er benötigte, und deren DNA auf das Tuberkulosebakterium übertrug.

»Tja, und damit hatten wir das *Mycobacterium tuberculosis* *octanofabricans*«, schloss er seinen Vortrag.

Allmählich brummte mir der Kopf. Ich wusste ja nun, was ich wissen wollte, ging in Gedanken nochmals die Systematik der Genmanipulation durch.

Nach einer Pause musste ich noch eine Frage loswerden: »Wieso habt ihr ausgerechnet Tuberkulosebakterien genommen? Hättet ihr nicht auch ein anderes nehmen können, zum Beispiel *Escherichia coli*.«

Harry bestätigte, dass sie eingangs tatsächlich damit experimentiert hatten. Es erfüllte allerdings nicht alle Anforderungen, sodass an anderen Bakterien geforscht wurde. Schließlich stellte sich der Tuberkuloseerreger als der günstigste heraus. Dieser hat von Natur aus einen überdurchschnittlich großen Anteil an Fett auf- und abbauenden Enzymen - und den entsprechenden Genen. Es war relativ unproblematisch, den Stoffwechsel gezielt in Oktan-Herstellung abzuwandeln.

»Und Tuberkulose erzeugen die nicht mehr?«

Harry lachte. »Das ist eine Frage, die immer wieder gestellt wird. Aber das kann nicht sein. Der Stoffwechsel im Oktobakter

ist so empfindlich verändert, dass er vollkommen unschädlich geworden ist. Das haben wir in vielen Tierversuchen nachgewiesen. In einem tierischen Körper werden die Oktobakter sofort vernichtet.«

Nach einer Pause musste ich unwillkürlich den Kopf schütteln. »Das Ganze ist so flott erzählt, aber all die Teilschritte haben sicherlich Jahre in Anspruch genommen.«

Harry gab mir recht und ich merkte genau, wie stolz er war, was er sich allerdings nicht anmerken lassen wollte.

**Jetzt steht da plötzlich was von Buenos Aires. Da kann nicht alles so stimmen, wie Walter es aufgeschrieben hat. Er hatte die Kapitel zwar entsprechend geordnet, aber nummeriert hatte er sie nicht, das ist mein kleiner Beitrag zur Übersichtlichkeit.**

**Von der Logik her musste er sich erst einmal von der Familie Haus verabschieden, bevor er durch Buenos Aires spazierte. Dieser Abschied ist in Dokument 14 aufs Ausführlichste beschrieben. Doch trägt er nicht wesentlich zum Ablauf der Ereignisse bei, so dass ich es hier nicht wiedergebe.**

**Stattdessen gehe ich gleich über auf die Interkontinentalreise!**

## Dokument 15: Von Buenos Aires ...

Die Reise der beiden Neubert-Brüder war bisher ohne wesentliche Schwierigkeiten verlaufen. Das eigentliche Problem lag noch vor ihnen. In Puente del Inca fiel der erste Schatten auf das Unternehmen.

Bis ich von den Harrys und Wolfgangs Südamerika-Tour erfuhr, vergingen einige Jahre. Als nach all den Ereignissen Ruhe eingeleitet war, erzählte mir Wolfgang davon. Mir wurde damit verdeutlicht, was die Erlebnisse dort für Harrys Persönlichkeitsentwicklung bedeutet hatten, auch wurde mir klar, weshalb Wolfgang seine eigene Karriere in eine andere Richtung lenkte.

Einige wichtige Stationen hatten die Brüder bereits hinter sich. Strapaziös war der Siebzehnstundenflug nach Buenos Aires. Der dreitägige Aufenthalt in dieser brodelnden Stadt brachte kaum Erholung, half aber, die Zeitumstellung zu verkraften. Die Besucher waren überwältigt von der Hektik in den engen Straßen. Die Innenstadt gliedert sich noch immer nach dem Grundriss der zweiten Gründung im Jahr 1580. Die erste Siedlung war wenige Monate nach der Errichtung 1536 von Indios dem Erdboden gleichgemacht worden.

Das Straßennetz ist nicht für den heutigen Verkehr geschaffen, trotz des Einbahnstraßensystems. Das Chaos auf den Bürgersteigen ist ebenso schlimm wie auf dem Fahrdamm. Die Ellenbogen sind fast wichtiger als die Beine, um vorwärtszukommen. Gefährlich kann es werden, sich auf die Fahrbahn drängeln zu lassen.

»Das müsste man doch regeln können!« Harry musste einem Bruder ins Ohr schreien, um Motorheulen, Hupkonzerte und

lunfardisches Geschnatter zu durchdringen. Lunfardo? Das ist der Dialekt der Hauptstädter, den ganz Argentinien kennt – wie Deutschland das Berlinern.

»Waas?!«

»Regeln! Regeln muss man das können!«, brüllte Harry. »Der Bürgersteig sollte in der Mitte geteilt werden. Und dann Rechtsverkehr wie bei den Autos.«

»Und wenn paar Leute vor nem Schaufenster stehen bleiben?«, zweifelte Wolfgang. »Dann gerät man auf die Gegenbahn, wenn man vorbei will.«

»Stimmt. Ist ja auch nicht uninteressant, sich ins Ungewisse schieben zu lassen – wenn man Zeit hat. erinnert mich an Brown'sche Molekularbewegung.«

»Waas?!«

Ist nicht so wichtig, gestikulierte Harry.

Welcher Kontrast zu den engen Gassen war die Avenida 9 de Julio, die Straße des argentinischen Unabhängigkeitstages! Mit 125 Metern ist sie eine der breitesten Straßen der Welt. Fünf- und zwanzig Häuserblocks mussten die Stadtplaner abreißen lassen, um sie anzulegen.

Vielfältig und wechselhaft war das Straßenbild. Harry und Wolfgang spazierten durch pompöse Geschäftszentren mit ihren Hochhäusern, sie wühlten sich vom Rosa Haus, dem Sitz des Präsidenten, durch zum klassizistischen Opernhaus, einem der größten der Erde. Sie wirbelten durch die Avenida Corrientes, dem Broadway Buenos Aires, und durch La Boca, dem italienischen Viertel mit seinen grellen, bunten Holz- und Blechhäusern, seinen Restaurants und Künstlerkneipen an der lautstarken, überfüllten Hauptstraße.

Wie eine andere Welt erschien den Brüdern Tigre, die Vorstadt im Mündungsdelta des Rio Parvana. Villen und Pfahlbauten liegen an weit verzweigten Wasserstraßen und haben ihr den Beinamen »bäuerliches Venedig« eingebracht.

Im Gegensatz zu allem bisher Gesehenen erlebten Wolfgang und Harry die Villa miseria, die Elendsviertel, zusammengezim-

mert aus den Abfällen der Zivilisation. Hier lebt jeder zehnte Bewohner der Hauptstadt, angelockt durch den Glanz der Elf-Millionen-Metropole. Die ›Hemdlosen‹ finden weder Arbeit noch Wohnung, die Regierung findet keine Abhilfe. Touristen werden von den Bewohnern der Blech- und Papphütten misstrauisch und hasserfüllt gemustert. Selbst Wolfgang verließ der Mut, sich näher unter ihnen umzusehen.

**Nun klebt Walter einfach ein Kapitel dazwischen, das vollkommen aus dem Zusammenhang gerissen scheint.**

## Dokument 16: Beim Zahnarzt

Ungefähr in dieser Zeit passierte in Deutschland das erste, schlimme Ereignis. Die Öffentlichkeit erfuhr jedoch erst viel später davon.

So ein Mist, dachte Behm. Dieser verdammte Zahn! Behm hatte Schmerzen, ein Bohren und Pochen im Zahn. Zahnschmerzen hasste er am meisten. Vier Tage lang hatte er gehofft, sie würden von selbst wieder verschwinden. Bislang war er glimpflich davon und um den Zahnarzt herumgekommen. Irgendwann musste ihn das Schicksal ereilen – schließlich wuchs das Loch seit über einem Jahr. Jetzt hatte er sich zu dem schweren Gang durchgerungen.

Vor dem Haus verschnaufte Behm, skeptisch blickte er auf das Schild des Zahnarztes. »Dr. med. dent. Droste«, las er sich vor. Minutenlang starrte er auf die angegebenen Sprechzeiten, dann streifte er mühsam seinen Ärmel hoch und blickte auf die Armbanduhr. Ungewöhnlich lange brauchte er, um festzustellen, dass der Zahnarzt jetzt, genau jetzt Sprechstunde hatte. Behm gab sich einen Ruck, seufzte kurz und ging hinein.

Bei der Anmeldung bedauerte er sich. Ein Feigling war er sonst nicht. Auf der Arbeit riss er sich ständig die Finger auf, kaum ein Tag, an dem nicht Blut tropfte. Diese Schmerzen machten ihm nichts aus, er spürte sie kaum. Und auch sonst – er konnte zupacken, ging keiner Schwierigkeit aus dem Weg. Wie hätte er sonst vor den Kindern dagestanden, die Jungs sollten schließlich ganze Kerle werden. Was wäre er als Weichling denn für ein Vorbild gewesen?

Aber hier beim Zahnarzt war es anders. Vor diesen Typen hatte er Angst, schon immer. Das Weiß des Praxisschildes ließ ihn ahnen, was ihn erwartete. Weiße Wände überall, weißer Arzt und weiße Helferinnen, weiß durch ihre weißen Kittel.

Dann der Stuhl, Armaturen in Weiß und Chrom. Der Bohrer, das Surren und Quietschen, die Bohrerspitze auf dem Zahnschmelz. Vibrieren, Hitze, gesteigert bis zur Qual. Diese teuflischen Schmerzen, die Angst, der Bohrer könnte die Wurzeln berühren. Er sollte besser nicht daran denken.

»Name?«

»Behm.« Vorname, Geburtsdatum, Anschrift, Krankenkasse, schon mal da gewesen? Das waren die Routinefragen der Sprechstundenhelferin.

»Beruf?«

»Kfz-Schlosser.« Die Helferin war es gewohnt, dass die Antworten oft kleinlaut klangen, so, als stünde der Patient vor einem Richter.

Eine kleine Galgenfrist hatte Behm im Warteraum. Es waren nicht viele Leute vor ihm. Sein kleiner Bierbauch wölbte sich beim Setzen nach vorn. Behm nahm eine Illustrierte, um sich abzulenken. Er las über die Seiten hinweg, ohne den Inhalt aufzunehmen. Die Schmerzen waren eigentlich jetzt auch weg, der Zahn hatte sich tatsächlich beruhigt.

Eine Weile spielte Behm mit dem Gedanken, ob er nicht wieder gehen sollte. Aber die Idee verwarf er, er wusste, der Schmerz käme wieder, wenn er draußen wäre. Und zwar genau dann, wenn er durch die Haustür schritt.

Schließlich war Behm an der Reihe. Schwerfällig schritt er ins Behandlungszimmer. Die Zahnarzthelferin lächelte ihn freundlich mit blendend weißen Zähnen an. Ebenso zurück lächeln konnte er nicht. Er nahm Platz im Behandlungsstuhl, die Helferin kippte ihn zurück und richtete die Kopfstützen ein.

Dann kam der Zahnarzt, auch er war freundlich. Fast väterlich erkundigte sich Dr. Droste nach den Beschwerden. Dann bat er, den Mund zu öffnen und stellte die Arbeitslampe ein. Behm blinzelte geblendet. Der Kopf des Arztes schwebte riesengroß über ihm. Blond war das Haar, bereits schütter werdend. Die halb zusammen gekniffenen Augen blickten durch eine randlose Brill-

le forschend in ihn hinein. Behm fühlte sich wie eine Maus, auf die ein Habicht einstößt.

Dr. Droste inspizierte mit seinem Spiegel die Zähne und gab seiner Hilfe die Daten durch. Dann murmelte er etwas davon, wie riesig das Loch sei. Behm habe sich viel Zeit gelassen. Ob er jetzt noch um eine Wurzelbehandlung herumkomme, wisse er nicht.

Genau das war es, was Behm am meisten fürchtete; das war die Strafe. Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. Dr. Droste setzte eine Bohrspitze ein und stellte den Motor an, der widerlich hohe Summton begann.

Droste kam mit dem Bohrer auf Behms Mund zu. Der starrte voller Angst auf die Hand, auf das nahende Unheil. Er wollte den Kopf zurückziehen, aber die Nackenstützen hinderten ihn, sie erfüllten ihren Sinn. Mit den Händen klammerte er sich an den Armstützen fest, als fürchte er hinunterzufallen.

Je näher der Bohrer kam, desto steifer wurde Behm am ganzen Körper. Er war bis in die glatte Muskulatur hinein verkrampft. O Gott, konnte ihm das nicht erspart bleiben? Behm schwitzte und zitterte; er zitterte innerlich, denn die Angst wollte er nicht zeigen. Wie schlimm sollte es werden? Am liebsten hätte Behm geschrien. Doch er musste sich beherrschen, er war ja erwachsen.

Dann setzte Droste den Bohrer an. Der rieb auf dem Zahn und wollte sich tief in die faule Höhle hinein wühlen. Doch so weit kam es nicht mehr.

Behm hatte Schmerzen, wahnsinnige Schmerzen. Er fühlte die Schmerzen in ihrer ganzen Wirklichkeit und Härte. Der Zahn tat unendlich weh. Doch die Schmerzen breiteten sich rasend schnell aus. Sie blieben nicht auf den Zahn beschränkt. Der ganze Mund war wie mit Nadeln zerstoßen. Der Kopf, der Hals, Rücken, Bauch, der ganze Körper wurde ergriffen. Sämtliche Glieder schmerzten qualvoll, es war ein Stechen und Brennen überall. So, als wäre der ganze Körper ein einziger Zahnnerv, der ohne Betäubung gequetscht wird.

Dieser Qual hielt die Beherrschung nicht stand. Behm holte tief Luft und schrie, er schrie aus Leibeskräften. Erschrocken zog Dr. Droste den Bohrer zurück. Er war erst an der oberflächlichen Schicht und verstand nicht, wieso der Patient solche Schmerzen hatte. Doch der schrie und schrie.

Behms Pein wurde eher noch schlimmer. Wie konnte ein so unerträglicher Schmerz noch schlimmer werden? Das war sein letzter, ohnmächtiger Gedanke. Dann umgab ihn Dunkel und Ruhe, erschöpft sank er in sich zusammen. Für ihn war alles Leid dieser Welt vorbei. Alles Leid und alles andere.

**›Alles Leid und alles andere‹, das lässt ja nichts Gutes ahnen. Doch erst einmal sind wir wieder in Südamerika. Die Fortsetzung der Reise wird im nächsten Kapitel beschrieben.**

## Dokument 17: ... nach Mendoza

Mit den Eindrücken aus der Hauptstadt flogen die Neuberts fast tausend Kilometer westwärts nach Mendoza am Fuß der Anden. Diese Stadt, größer als Düsseldorf, ist das Zentrum des argentinischen Wein- und Obstanbaus.

Welcher Unterschied zwischen den Bewohnern der beiden Städte! Die Porteños, die Hafenstädter in Buenos Aires, sind ungeschliffen und eingebildet. Sie bezeichnen sich selbst als gerissen und zitieren gerne das Sprichwort: Der Gerissene lebt von den Dummen, der Dumme lebt von der Arbeit.

Die Provincianos, die Provinzler von Mendoza, bestechen durch ihre Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft.

Das Hotel Sussex war Ausgangspunkt für Fußmärsche in die Umgebung. Die Brüder kletterten in Höhen über dreitausend Meter und gewöhnten sich so an die Berge. Von den fruchtbaren Weinhängen und Obstgärten aus stiegen sie bis in die kahlen Höhen, wo sie Ausläufer der Schnee- und Eisfelder erreichten.

Kaum hatten sie die künstlich bewässerten Plantagen verlassen, verringerte sich der Pflanzenwuchs schlagartig. Auf dem trockenen, sandigen Boden wuchsen niedrige, oft dornige Büsche. Stärker beeindruckten die zahlreichen Kakteen, die schmal und hochgereckt in den Himmel wuchsen.

Nach den vorbereitenden Märschen verließen die Neubert-Brüder Mendoza und bewegten sich in Richtung Puente del Inca. Sie waren nur mit dem notwendigen Gepäck versehen – dem kleinen Zelt, isothermischen Schlafsäcken und Gebrauchsgegenständen vom Kocher bis zur Zahnbürste. Das Hauptgepäck hatten sie mit der Bahn vorausgeschickt.

Von der Hauptstraße aus, die dem Tal des Rio Mendoza folgt, unternahmen sie Abstecher in Seitentäler, zu Bergen und spär-

lich verstreuten Indiosiedlungen. Getreu seinen Grundsätzen hatte Harry sich vorbereitet. So konnte er Einheimische nach dem Weg fragen oder um Dinge feilschen, die ihm gefielen: einfachen Schmuck, Werkzeug, Jagdwaffen oder um Lebensmittel.

In manchen Dörfern war es nicht einfach, jemanden zu finden, der Spanisch sprach. Die Bewohner benutzten fast nur Untergruppen der Indiosprachen Tehueltsche und Araukanisch. Harry bedauerte, dass er diese Sprachen nicht auch gelernt hatte. Wolfgang fragte ihn, ob er verrückt sei, er müsse doch nicht jeden Dialekt beherrschen.

Die Neuberts benötigten für die Strecke von 190 Kilometer fast zwei Wochen. Die vielen Umwege hatten die Entfernung verdoppelt. Zudem mussten sie einen Höhenunterschied von zweitausend Metern überwinden.

Puente del Inca, berühmt durch eine 25 Meter lange Naturbrücke, war die nächste Station. Im Gästehaus der Militärbasis angekommen – eine andere Unterkunft gab es nicht – wollte Harry das Gepäck kontrollieren. Vor einigen Tagen war es eingetroffen. Wolfgang mochte lieber den alten Luftkurort erkunden und ließ Harry allein.

## Dokument 18: Paso de la Cumbre

Ein neues Ziel war erreicht. Die Brüder hatten den Paso de la Cumbre mit seinen 3834 Meter Höhe erklettert. Zwei Schilder mit den schmucklosen Inschriften ›Chile‹ und ›Argentini-en‹ kennzeichneten die Grenze zwischen den beiden Ländern, zusammen mit einer Flagge auf jeder Seite. Eine ansehnliche Christusstatue gemahnt an die Freundschaft zwischen beiden Völkern. Dieser Pass wird auch Paso Bermejo genannt – nach der rostbraunen Farbe der umgebenden Berge. Der Lkw-Verkehr fließt durch den Cristo-Redentor-Tunnel, 800 Meter unter ihnen.

Beim Aufstieg waren die Pflanzen und Gewächse immer spärlicher geworden. Längst liefen die Brüder durch eine Art Mondlandschaft. Hier gab es nicht einmal mehr die Säulenkakteen, die sie weit über die Baumgrenze hinaus begleitet hatten. Die Berge waren unwirtlich und kahl, die Gipfel mit Schnee bedeckt.

Parada Caracoles war ihr erstes Ziel in Chile. Dort wollten sie nächtigen. Zuvor kletterten sie vom Pass aus etwas weiter in die Höhe. In der untergehenden Sonne bot sich ihnen ein überwältigender Ausblick auf das Aconcagua-Massiv, dessen Gipfel der höchste Berg Amerikas ist. Beide standen beeindruckt und schweigend vor dieser Kette schneebedeckter Bergriesen, die fast die 7000-Meter-Grenze erreichen.

Erstaunlich, wie schwierig es war, die Höhe dieser Berge zu bestimmen. Der Aconcagua wurde einmal mit 7021, dann aber auch mit 6958 Metern angegeben. Zwischenzeitlich wurde der Ojos de Salado, ein Vulkan 600 Kilometer weiter nördlich, mit 7078 Meter vermessen. GPS-gestützte Kontrollen legten schließlich die Höhe des Aconcagua auf 6964, die des ›Salatöls‹, wie Wolfgang ihn scherzhaft übersetzte, auf 6890 Meter fest.

Wolfgang gab sich diesen Gedanken schweigend hin. Harry unterbrach ihn darin und begann ein Gespräch, das in Streit

ausartete. Er erzählte seinem Bruder zunächst, was er über die Erstbesteigung durch den Schweizer Matthias Zurbriggen gelesen hatte. Mehrere Expeditionen zuvor hatten abgebrochen werden müssen.

»Schade«, schloss er, »dass wir den nicht besteigen können. Aber ich glaube, bei meiner nächsten Bergtour nehme ich ihn in Angriff. Es gibt ja heute einen Normalweg, auf dem mehrere Biwakschachteln zum Schutz untergebracht sind. In einem Bericht habe ich gelesen, dass darüber ein derart tiefblauer Himmel steht, dass man am helllichten Tag die Sterne sehen kann. Kannst du dir das vorstellen?«

»Sterne hin, Sterne her. Sicher mag das beeindruckend sein, Harry. Aber ich finde, du kannst einfach nicht genug kriegen«, wandte Wolfgang ein. »Erstens bist du kein Profi, und zweitens belasten wir uns jetzt schon bis an unsere physischen Grenzen. Was willst du noch mehr? Außerdem haben wir den Maipo noch vor uns. Der ist als Fünftausender schließlich auch kein Pappensiel.«

Beide waren angestrengt vom Aufstieg. In Harry hatte unterwegs die Kondomgeschichte gewählt. Rein zufällig war in Punte del Inca ein Präservativ aus Wolfgangs Gepäck gerollt, als Harry es durchsah. Das hatte ihn verblüfft, geschockt beinahe. Wolfgang schien amourösen Abenteuern nicht abgeneigt, sondern hatte sich darauf vorbereitet.

Nicht dass Harry ein Spießler war, aber er hatte den Eindruck, Wolfgang sei glücklich verheiratet. Die moralische Seite war es weniger, die ihn störte. Er stellte Wolfgangs Motivation infrage: Was war ihm wichtiger, Begatten oder Bergtour? Ein südamerikanisches Flittchen oder er, der Bruder?

Reden konnte er nicht mit Wolfgang. Er hätte sich lächerlich gemacht, sich dem Verdacht ausgesetzt, heimlich Wolfgangs Gepäck zu kontrollieren.

Letzte Nacht konnte Harry kaum schlafen. Stattdessen grübelte er die ganze Zeit über die Bedeutung des Fundes. Er wollte das nicht, er wehrte sich dagegen. Die Sache war es nicht wert,

soviel Energie daran zu verschwenden. Aber irgendetwas bohrte in ihm, das er nicht abstellen konnte. Er versuchte sich abzulenkten, dachte an die Erlebnisse des Tages – aber immer wieder schoben sich die Kondome in seine Gedanken.

Und zu allem Überfluss war Harry müde wie ein Storch, der gerade die Sahara überflogen hat. Er schwebte zwischen Wachen und Halbschlaf. Zwanghaft kreisten die Gedanken um die Schachtel Präser. Bilder von Frauen, von Leibern in unruhigen Bewegungen, schoben sich zwischen die bewussten Gedanken. Bilder, die Harry aufwühlten und erschreckten. Er sah Frauen mit runden Brüsten, Mädchen, die ihm scherzend mit Kondomen winkten.

Diese Szenen hatten Harry aufgeschreckt. Er lag wach im Bett mit einem Gefühl aus Ärger und Hilflosigkeit. Die Bilder bewiesen ihm, dass er geträumt hatte – trotz seiner Empfindung, er könne gar nicht schlafen. Das wiederholte sich, bis Harry entnervt aufstand und die nächste Tour vorbereitete. Dass Wolfgang tief und fest schlief, hatte seine Laune nicht gerade verbessert.

Harrys Anspannung prägte den Stil des heutigen Aufstiegs. Er ging schneller, kletterte beharrlicher, wurde verbissener, trieb sich an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit. Wolfgang konnte kaum mithalten.

Jetzt aber standen sie oben, und Harry sprach von einer Aconcagua-Besteigung. Auf Wolfgangs Beschwichtigung entgegnete Wolfgang gereizt: »Ach du, du bist ja anscheinend mit allem zufrieden. Ist dir wohl zu anstrengend das Ganze. Es kommt mir sowieso so vor, als ob du in letzter Zeit nur noch bremst. Und dieser Berg dort drüben, der reizt mich nun mal, das wirst du mir nicht verbieten können.«

»Ich will dir doch nichts verbieten. Aber ich finde, du verlangst einfach zu viel. Du vergisst offenbar, dass wir hier unseren Urlaub verbringen. Wir wollen uns unter anderem auch erholen.«

»Für mich ist das Erholung. Wenn ich von meiner Arbeit Abstand nehmen kann, ist das für mich Erholung. Wenn ich

mich körperlich belasten kann, ist das Erholung, verstehst du! Durch die Strapazen erhole ich mich. Wenn ich merke, dass ich auch mit meinem Körper etwas leisten kann, dann tut mir das gut. Wenn ich Neues erlebe, aus den gewohnten Bahnen ausbreche, dann kann ich regenerieren. Neue Eindrücke, neue Erlebnisse, neue Erfahrungen. Das alles tut mir gut. Hier werden einfach andere Sinne und Fähigkeiten angesprochen. Und dabei erhole ich mich nun mal.«

Harry hatte sich regelrecht in seinen Vortrag hineingesteigert. Immer heftiger war er geworden. Nach kurzer Pause fuhr er fort:

»Aber dir ist ja anscheinend alles zu viel. Dabei hatten wir nicht vor, nur einen kleinen Spaziergang zu machen. Wenn du das nicht gewollt hast, hättest du lieber eine Kreuzfahrt machen sollen. Dann hättest du mehr Gelegenheiten gehabt, dich zu amüsieren.«

Obwohl Harry scharf geredet hatte, blieb Wolfgang ruhig. »Weißt du, ich glaube dir gar nicht, dass du wirklich etwas Neues erlebst. Du verhältst dich doch genau wie immer. Du hast die Tour minutiös geplant. Hier kommst du nur den Verpflichtungen nach, die du dir selbst auferlegt hast. Genau wie bei deinen wissenschaftlichen Arbeiten erfüllst du Teilschritt für Teilschritt. Und wenn du ein Etappenziel nicht erreichst, dann bist du unzufrieden. Dann bringst du umso größere Anstrengungen auf, um das nachzuholen. Immer muss der Stundenplan erfüllt werden. Immer ist das Ziel für dich das Wichtigste.«

»Ja, so ist es auch«, bestätigte Harry verärgert. »Meinst du denn, die Menschheit hätte es zu ihrer heutigen Kultur gebracht, wenn nicht alle Forscher und Entdecker so gedacht und gehandelt hätten?«

»Vielleicht denken und handeln wirklich viele so wie du. Eines will ich jetzt mal von dir wissen: Macht dich deine Leistung wirklich zufrieden? Kannst du eigentlich wirklich genießen? Mir scheint, du verdirbst dir die Freude am Erfolg dadurch, dass du immer schon das nächste Ziel im Kopf hast. Nicht mal die

Nobelpreisverleihung war für dich ein Höhepunkt – schon vergessen? Ich zum Beispiel freue mich aufrichtig über diesen Blick zum Aconcagua. Das ist doch wirklich einmalig. Und du setzt dir gleich zum Ziel, den zu besteigen. Die Betrachtung jetzt und hier, die genügt dir offensichtlich nicht.«

Harry schwieg betreten. Das traf ihn. Er fand nicht die Worte, sich zu verteidigen.

»Und wenn du in zwei, drei Jahren wirklich da oben stehen solltest, was dann? Dann ärgert's dich, dass du noch nicht auf dem Mount Everest warst.«

Damit setzte Wolfgang seinem Bruder weiter zu. Der antwortete noch immer nicht. Wolfgang bemerkte seine Betroffenheit und drang nicht weiter in ihn ein. Das Gespräch war beendet. Ohne viele Worte gingen sie weiter, suchten eine geeignete Stelle, schlugen das Minizelt auf und legten sich hin.

Harry spürte deutlich, dass der Bruder nicht ganz Unrecht hatte. Aber was sollte er tun? Sollte er sich ändern? Wollte er das überhaupt? War er nicht zufrieden mit seinem Leben, seinen Erfolgen? Konnte er sich überhaupt ändern? Wie sollte er das machen?

Über diese Fragen fiel er in einen tiefen Schlaf. Die körperliche Anstrengung des Aufstiegs und die seelische Belastung der Auseinandersetzung hatten ihn erschöpft.

**Eine gewisse Erschöpfung machte sich auch bei mir breit. Da ging ja echt was ab zwischen den beiden Brüdern. Unterschiedlicher als die kann man ja wohl kaum sein. So ein Ehrgeizling aber auch, dieser Wolfgang. An dieser Stelle wollte ich die Sichtung der alten Papiere eigentlich unterbrechen, zumal jetzt nichts mehr von den Bergabenteuern berichtet wurde. Doch nach den ersten paar Sätzen des neuen Dokuments war ich wieder wie elektrisiert.**

## Dokument 19: Der Zerfall

Für Dr. Droste war die Aufregung nicht vorbei – für ihn begann sie erst. Als er merkte, dass der Patient ohnmächtig wurde, kippte er den Behandlungsstuhl in Schocklage und wollte ihm den Puls fühlen. Er konnte keinen finden. »Ein Herzinfarkt?«, schoss es ihm durch den Kopf. Die Haut fühlte sich merkwürdig an, nachgiebig, weich, irgendwie teigig.

Der Zahnarzt nahm die Finger vom Handgelenk. Die Stellen, an denen er gedrückt hatte, wiesen tiefe Dellen auf. Droste beobachtete das Gesicht. Der Patient war völlig leblos – atmete er überhaupt noch? Es schien nicht so, nein, der Brustkorb hob sich nicht mehr. Das Gesicht wurde dunkler. »Der läuft ja schon blau an«, dachte Dr. Droste.

»Schnell, einen Krankenwagen!«, rief er seiner Helferin zu. »Am besten gleich den Notarztwagen. Sagen sie: Herzinfarkt!«

Nicht blau wurde das Gesicht, sondern grünlich. Ja, es bekam einen zunehmend grünen Ton. Noch bevor der Doktor sich darüber wundern konnte, durchzuckte ihn ein Gedanke: Er musste den Patienten beatmen. Er packte seinen Kopf an Kinn und Schädeldach und beugte ihn in den Nacken. Dabei spürte Droste wieder dieses teigige, nachgebende Gewebe.

Er drückte das Kinn hoch und stülpte seine Lippen über Behms Nase. Als er sie aufsetzte, bemerkte er einen scharfen, brennenden Geschmack im Mund. Er blies seinen Atem in die fremden Lungen und schaute auf, um zu beobachten, wie der Brustkorb sich senkte. Die Luft, die aus Behms Nase strömte, roch nach Benzin.

Genau hatte Droste den Ablauf einer Reanimation nicht mehr im Kopf. Zu lange war der Kursus her, und er hätte nie gedacht, dass er einmal in eine solche Lage käme. Als Nächstes würde er wohl Herzmassage machen müssen. Es öffnete Behms Hemd und setzte seine Handballen inmitten des Brustbeines an und schaute Behm nochmals ins Gesicht.

Das war olivgrün verfärbt. Seine eigenen Zähne hatten sich tief in die Wangen eingegraben, so, als hätte er fest zugebissen. Aus den Wunden floss kein Blut, Pfützen einer gelbgrünen Flüssigkeit sickerten hervor.

Dr. Droste konnte das nicht verstehen. Irritiert tastete er nochmals die Haut am Gesicht ab. Sie war jetzt noch weicher, wie ein zäher Brei. Sie schob sich unter den fühlenden Fingern weg und riss ein. Der blanke Oberkieferknochen lag frei. Auch dieses Mal blutete es nicht.

Der Arzt war entsetzt. Das hatte er noch nie erlebt. Doch er musste weitermachen, musste mit der Herzmassage beginnen. Mit dem ersten Druck glitten seine Hände von Behms Brustkorb weg, als wäre er mit Schmierseife eingerieben. Die ganze Haut schob sich weg, die Rippen kamen zum Vorschein. Das Gewebe zerfiel, daran gab es keinen Zweifel. Zwecklos war jeder weitere Versuch einer Wiederbelebung. Auch daran gab es keinen Zweifel mehr.

Dr. Droste fasste auf die Bauchdecke. Auch hier zerriss die Haut sofort. Das hatte er befürchtet. Probeweise packte er in die Haut, als wolle er ein Fettröllchen greifen. Dabei löste sich ein Stück Fleisch, obwohl Droste kaum daran zog. Es fühlte sich an wie ein nasser Schwamm. Es tropfte sogar daraus. Es tropfte und roch nach Benzin. Die ganze Kleidung wurde feucht. Droste trat einen Schritt zurück und sah vom Behandlungsstuhl dicke Tropfen auf den Boden fallen.

»Sie können den Krankenwagen wieder abbestellen!« Er wusste jetzt, dass es keine Hilfe mehr gab. Der Körper vor ihm löste sich weiter auf. Das Gewebestück, das Droste noch in seiner Hand hielt, wurde fast flüssig und drohte, ihm durch die Finger zu rinnen. Er legte es zurück auf die Leiche. Das Gesicht und die Hände zerflossen. Matschige, breiige Masse glitt träge von den Knochen wie aufgeweichter Wachs von einer Kerze. Grünlicher Brei triefte aus der Kleidung, rann den Stuhl hinunter. Große Pfützen sammelten sich auf dem Boden.

Der Zahnarzt stand fassungslos vor dem, was von seinem Patienten übrig geblieben war. In den nächsten Minuten lag kaum mehr im Behandlungsstuhl als ein Skelett. Ein Skelett in Kleidern, bedeckt mit Resten von grünlichem Schleim.

Die Sprechstundenhilfe versteckte sich hinter dem niedrigen Karteischrank und starrte voll Entsetzen hinüber. Droste ging zu seinem Schreibtisch und setzte sich auf den Drehstuhl. Dann stand er wieder auf und desinfizierte seine Hände gründlich. Konnte er wissen, ob das nicht ansteckend war? Klare Gedanken musste er jetzt fassen.

»Machen Sie doch mal das Fenster auf! Das stinkt ja entsetzlich nach Benzin.« Die junge Frau blieb wie versteinert stehen. Droste ging selbst zum Fenster und öffnete es weit. Dann schloss er es hastig wieder. Er eilte zum Telefon und wählte die Nummer des Gesundheitsamtes.

»Geben sie mir den zuständigen Arzt der Seuchenabteilung«, verlangte er. Während er auf die Verbindung wartete, überlegte er, was er sagen sollte. Würde ihm jemand glauben?

Der Zahnarzt erklärte dem Amtsarzt, in seiner Praxis sei unter furchtbaren Schmerzen vor wenigen Minuten ein Patient verstorben. Seine Haut habe sich deutlich verfärbt, grünlich. Das ganze Gewebe sei brüchig geworden. Es komme ihm so vor, als sei der Körper innerhalb weniger Minuten bereits stark verweset. Dass nur noch ein Skelett im Sprechzimmer lag, verschwieg er. Überhaupt bemühte er sich, ruhig und sachlich zu wirken. Der Vorfall kam ihm selbst so unglaublich vor, dass er fürchten musste, der Kollege vom Gesundheitsamt käme sich verulkt vor.

»Haben Sie eine Idee, was es sein könnte?«, wollte dieser wissen.

»Ich bin kein Humanmediziner. Ich fürchte aber dringend, dass es sich um eine schwere infektiöse Krankheit handelt. Jedenfalls kann ich das nicht ausschließen.«

»Haben Sie einen Notarzt geholt?«

»Den habe ich wieder abbestellt. Ich hatte noch versucht zu reanimieren. Dabei merkte ich schon, dass das Gewebe zerfiel.«

»Dann rufen Sie auch noch die Polizei«, ordnete der Amtsarzt an.

Dr. Droste lehnte sich erschöpft zurück. Bald darauf klingelte das Telefon. Die Helferin war immer noch nicht in der Lage, auch nur einen Finger zu rühren. Sie stellte das Gespräch nicht durch. Deshalb ging der Arzt selbst zur Anmeldung und nahm den Hörer ab.

»Grundmayer«, meldete sich der Anrufer. Das war der Amtsarzt. »Wir wollten nur sicherstellen, dass sich niemand einen üblen Scherz mit uns erlaubt. Wir kommen sofort. Schließen sie sämtliche Türen und Fenster. Sperren Sie die Eingangstür ab. Wir werden drei Mal kurz klingeln. Öffnen Sie sonst nicht. Lassen Sie niemanden in Ihre Praxis rein und niemanden raus. Personal und Patienten bleiben bitte dort, wo sie sind. Wir sind in einer Viertelstunde da.«

Droste war erleichtert. Jetzt kannte er die nächsten Schritte und konnte etwas tun. Gleich würde er dem widerwärtigen Unglücksfall nicht mehr allein gegenüberstehen.

## Dokument 20: Leistung

Am nächsten Morgen standen die Neuberts zeitig auf. Harry bereitet das Frühstück in der morgendlichen Kälte der Berge zu. Er war gelöst als am Vortag. Er hatte das Gefühl, die Bergwelt hätte sich verändert. Die umgebenden Gipfel zogen seinen Blick immer wieder auf sich. Waren das die gleichen Berge? Sie kamen ihm kleiner vor – oder unwichtiger. Der Aconcagua – was bedeutete ihm dieser Gipfel?

Harry und Wolfgang ließen sich den heißen Kaffee schmecken. Danach packten sie ihre Sachen zusammen und machten sich auf den Weg nach Portillo. Sie kamen auf das gestrige Gespräch zurück. Wie hatte Harry seinen Vater für seine ewigen Forderungen gehasst. Aber unmerklich hatte er genau dessen Einstellung in sich aufgezogen: Nur die Leistung zählte.

Wolfgang erinnerte ihn daran, wie er sich im Studium dagegen aufgelehnt hatte. Aber das war nur eine Phase. »Dann hast du das Prinzip irgendwie verinnerlicht. Dich reizt nur das, was du noch nicht kennst – was du noch nicht erreicht hast. Nur das bringt dir Glück und Anerkennung. Hast du eine Stufe erklommen, steckst du dir ein höheres Ziel. So wirst du nie zufrieden sein.«

Tiefe Falten gruben sich in Harrys Stirn. Dahinter arbeitete es. »Und was soll ich machen? Das ist doch alles total verfahren.«

»Versteh mich nicht falsch«, erwiderte Wolfgang. »Ich will nicht sagen, dass das so alles endgültig ist. Man kann nicht alles auf die Erziehung schieben. Du bist erwachsen, du bist dein eigener Herr. Wir sind doch keine Sklaven unserer Eltern und ihrer Erziehung. Der Mensch kann seine Persönlichkeit selbst formen, davon bin ich überzeugt. Davor hast du aber Angst, wie mir scheint. Du willst dein Grundgerüst gar nicht umbauen. Dabei könntest du das. Steck nur mal genauso viel Energie rein wie in deine Forschungen oder wie in die Bergtour hier. Was ich dir gestern vorgeworfen habe, war im Grunde genau das:

dass du hier in Südamerika nichts Anderes machst als zu Hause. Vielleicht verstehst du das jetzt besser?«

Harry war nicht besonders unglücklich mit seinem Leben, doch die Restunzufriedenheit war immer da. Das Erreichte bescherte ihm nicht die richtige Freude. Trotzdem wusste er nicht, ob er sich ein neues Ziel stecken sollte, nämlich sich zu ändern. Lohnte es sich? Er war skeptisch. Oder war die Skepsis nur Angst? Angst – die würde ihn geradezu herausfordern.

Harry blieb sich unschlüssig. Aber das Gespräch tat ihm gut. Es war das erste dieser Art auf der Reise. Hatten sie sich jemals so unterhalten? Für Harry war Wolfgang immer der kleine Bruder gewesen, der ihm unterlegen war. Doch die vier Jahre Altersunterschied machten keinen wirklichen Unterschied mehr. Gern hätte Harry die Präservativ-Geschichte angesprochen. Sein Ärger hing anscheinend mit dem Gegensatz Leistung und Lust zusammen. Aber er fand den geeigneten Einstieg nicht.

Wolfgang beschreibt weiter, dass die Brüder am Nachmittag Portillo, den bekannten Wintersportort, erreicht hatten. In einem imposanten Hotel hatten sie ein Zimmer gebucht.

Auch jetzt im November war das Hotel gut besucht, im späten Frühling der südlichen Halbkugel. Am Abend fand eine Unterhaltungsveranstaltung statt mit Musik und Tanz. Harry wollte nicht hingehen, setzte sich aber seinem Bruder zuliebe mit in den Saal. Wolfgang ging tanzen, forderte mehrere Damen auf und brachte schließlich eine mit an den Tisch. Er hatte etwas getrunken. Harry bemerkte, dass sein Bruder mit der Frau zu flirten anfing, und dieser schien das recht zu sein.

Auch Harry war leicht beschwipst. Schlagartig wurde er nüchtern – ärgerlich, regelrecht sauer. Er wollte kein Spielverderber sein und ging hinaus. Wolfgang bemerkte es nicht einmal.

Und wieder folgt ein Szenenwechsel.

## Dokument 21: Gesundheitsamt

Die Zeit schien nicht vergehen zu wollen. Endlich klingelte es dreimal.

»Ja, bitte?«, fragte Dr. Droste zur Sicherheit durch die Sprechanlage.

»Gesundheitsamt«, war die kurze Antwort.

Droste schloss erleichtert die Eingangstür auf. Dieses Mal war er es, der dachte, man treibe einen Scherz mit ihm. Was wollten denn diese Weltraumfahrer vor seiner Tür? Er sah sich fünf Männern in Schutzanzügen gegenüber, denen nur die Sauerstoffflaschen fehlten, um sie als Astronauten zu vervollständigen.

»Grundmayer«, stellte sich der erste vor, »wir hatten telefoniert.«

Die Stimme klang ernsthaft. Droste erkannte sie wieder. Das Gesicht konnte er nicht sehen, nur die Augenpartie in der Tiefe. Der Amtsarzt trug einen rundum verschlossenen Helm. Mund und Nase verdeckte ein Plastikschild, der einen Atemfilter enthielt. Der Anzug bestand aus hellem, grauem Kunstlack, ebenso die Stiefel und Handschuhe. Er schloss direkt an den Helm an, sodass nicht ein Stück freie Haut zu sehen war. Befremdend, diesem Plastikwesen die Hand zu drücken.

Droste führte die fünf Personen ins Behandlungszimmer. Alle sahen gleich aus. Er bemerkte, wie Grundmayer zurückzuckte, als er das Skelett im Zahnarztstuhl erblickte. Er beherrschte sich ausgezeichnet und ging weiter auf die Überreste Behms zu. Die übrigen vier Leute brachten einige Geräte in den Raum.

Dr. Grundmayer sagte zunächst nichts. Er schaute sich genau um, musterte alle Gegenstände des Zimmers der Reihe nach. Auch die übrigen Räume besichtigte er. Ein Assistent fotografierte die gesamte Praxis.

Dann fragte Grundmayer nach dem Ablauf der Ereignisse. Präzise Auskünfte verlangte er und hakte immer wieder nach. Seine Stimme klang durch den Helm weit entfernt. Ein Diktiergerät lief mit.

Es klingelte wieder. »Polizei!«, schnarrte es durch die Sprechanlage. Grundmayer ging zur Eingangstür und schickte die Polizisten weg. Er erklärte kurz den Sachverhalt und beschrieb die Seuchengefahr. Ohne Schutzanzüge sei eine Ansteckung nicht auszuschließen. Er werde sich nach Abschluss der Untersuchungen melden.

Zwei der Anzugmänner schleppten unterdessen einen langen, sargähnlichen Aluminiumbehälter in die Praxis. Das Skelett, so wie es war, legten sie hinein. Die Männer hatten über ihre Kunstlackhandschuhe nochmals dünne Gummihandschuhe übergezogen. Diese streiften sie ab und legten sie mit in den Behälter. Dann verschlossen sie ihn luftdicht und brachten ihn nach draußen.

Was mit den flüssig-breiigen Resten geschehen sollte, schien Grundmayer Kopfzerbrechen zu bereiten. Schließlich telefonierte er. Eine ganze Weile geschah nichts. Der Amtsarzt fragte Dr. Droste nochmals nach Einzelheiten aus. Dann reichte jemand eine verchromte Schaufel und einen Gummiabzieher wie von Fensterputzern zur Tür herein. Ein Vermummter fegte den Brei damit auf und kippte ihn in verschließbare Behälter. Den Rest wischte er mit einem Putzlappen vom Boden auf. Der Lappen wanderte ebenfalls in den Behälter.

Dann sprühte er großzügig Desinfektionsmittel auf die nasen Stellen. Anschließend schweißte er alle benutzten Geräte, auch das Diktiergerät, den Abzieher und die Schaufel in Plastiktüten ein. Zuletzt steckte er den Schweißapparat in eine Tüte und dichtete sie mit Spezialklammern ab.

»Was soll denn nun mit uns geschehen?« Erst jetzt, nachdem die Seuchenabteilung ihre Arbeit getan hatte, dachte Droste an sich und seine Mitarbeiterinnen.

»Sie müssen leider in Quarantäne, auch die drei Patienten, die noch im Wartezimmer sind«, erklärte Grundmayer. »Sie kommen auf eine Station im städtischen Krankenhaus. Schleusen und Luftfilter verhindern eine mögliche Weiterinfektion in der Umwelt. Ihr Essen bekommen Sie ebenfalls durch Schleu-

sen. Der Kontakt mit Ihnen erfolgt durch Sichtscheiben und über Mikrofone. Alles, was die Station verlässt, wird vernichtet oder sterilisiert. Sollten ärztliche Maßnahmen notwendig werden, dann ist der behandelnde Arzt genauso verummmt wie ich jetzt.«

»Das sind ja schöne Aussichten. Und wie lange wird das dauern?«

»Das ist jetzt noch nicht zu sagen. Das hängt von unseren Untersuchungsergebnissen ab.«

»Aber einen annähernden, groben Zeitraum werden Sie mir doch sagen können?«, drängte Droste.

»Tut mir leid«, wick Grundmayer aus. »So etwas wie hier ist mir in zwanzigjähriger Dienstzeit noch nicht begegnet. Ich kann dazu wirklich nichts sagen. Ich habe ja noch nicht einmal einen Verdacht. Woher kommt der Benzingeruch? Wenn man bedenkt, welcher Wirbel um das künstliche Oktan gemacht wird... Diese Oktobakter waren mir nie ganz geheuer. Aber ob da wirklich ein Zusammenhang besteht...? Es ist einfach zu früh für Spekulationen.«

»Vielleicht ist es ja ein kleiner Trost«, fuhr er fort, »Sie müssen nicht als Einzige in Quarantäne. Wir müssen die nächsten Kontaktpersonen Ihres Patienten ausfindig machen. Die werden Ihr Los teilen. Aber ich muss zugeben, das nützt Ihnen wenig. Denn diese Leute werden auf eine andere Station kommen. Auch Sie untereinander dürfen keinen Kontakt haben. Sonst könnten Sie sich gegenseitig anstecken, sofern es nicht schon passiert ist.«

»O Gott, mit so etwas hatte ich überhaupt nicht gerechnet. Wie soll denn meine Praxis weitergehen? Was wird denn jetzt aus den Räumen hier?«

»Die Praxis wird desinfiziert und versiegelt. Gegen Verdienstaussfall sind Sie hoffentlich versichert. Den müsste zum Beispiel Ihre Krankenhaus-Tagegeldversicherung ausgleichen. Wenn ein besonderer Härtefall eintritt, können Sie Unterstützung beantragen. Aber kommen Sie jetzt.«

»Eine Frage noch: Handelt es sich hier überhaupt um eine Infektion?«

»Auch da muss ich leider passen. Ich weiß es einfach nicht. Vielleicht ist es auch eine Intoxikation, eine Vergiftung. Oder ein unbekannter Tumor, der sich im ganzen Körper ausbreitet und schlagartig zerfällt. Bevor wir Klarheit haben, müssen wir auf jeden Fall so vorgehen, als handelte es sich um eine hoch infektiöse Krankheit.«

Droste bekam einen Anzug gereicht, ähnlich dem des Seuchenteams. Er beeilte sich, ihn anzuziehen, und wunderte sich, wie umständlich das war. Auch Stiefel, Handschuhe und Helm musste er überziehen.

Die vier Sprechstundenhilfen und drei Patienten kamen ebenfalls in Quarantäne. Ein Herr wollte sich das nicht bieten lassen. Er bezeichnete die Maßnahme als Freiheitsberaubung und verlangte, mit seinem Anwalt zu sprechen. Ein riesiger formeller Aufwand wurde notwendig. Erst als eine staatsanwaltschaftliche Verfügung vorlag und der Rechtsanwalt keine Gegenmaßnahmen mehr ergreifen konnte, ließ er das Schicksal über sich ergehen. Die anderen waren zu dem Zeitpunkt längst im Krankenhaus untergebracht.

Grundmayer hatte den Zahnarzt zur Tür geführt. Weiter begleiteten ihn vier Vermummte. Droste beschlich ein unbestimmtes Gefühl – als sei er ein Schwerverbrecher auf dem Weg zur Verurteilung. Obwohl er sich kaum von seinen Begleitern unterschied, musste man ihn in der Mitte als den Abgeführten erkennen. Passanten hatten sich versammelt. Vermummte und die Polizei hielten sie fern und forderten sie zum Weitergehen auf.

Vor dem Haus stand ein großer Ambulanzwagen. Medizinisches Gerät war kaum darin vorhanden, nur Sitze wie in einem kleinen Reisebus. Ringsum verdeckten Milchglasscheiben die Sicht. Dr. Droste betrat als erster den Innenraum des Fahrzeugs. Nach und nach kamen die übrigen sechs Personen einzeln herein. Die

*OKTAN*

Tür wurde nur kurz zum Einsteigen geöffnet, als fürchte man unnötigen Luftzug. Dann begann die Fahrt in die Quarantäne.

Ein Gedanke schoss Dr. Droste durch den Kopf. Hatte er sich schon infiziert? Würde er so enden wie sein Patient?

## Dokument 22: Laguna del Inca

Harry trat ins Freie hinaus. Der Mond schien, die Luft war schneidend kalt. Er holte sich eine Jacke aus dem Zimmer und begann loszumarschieren. Er wollte die gesamte Laguna del Inca umrunden. Von diesem See heißt es, darin sei ein berühmter Inkaschatz verborgen. Bei einem kräftigen Eilmarsch beruhigte er sich am schnellsten, wie er aus langer Erfahrung wusste.

Der See ließ sich nicht umrunden. Der Uferweg knickte bald ab und führte in die Berge, weil die Felsen steil aus dem Wasser ragten. Harry geriet in unwegsames Gelände und musste schließlich zurückgehen.

Trotzdem dauerte es drei Stunden, bis er wieder am Hotel war. Ärger und Enttäuschung waren verraucht. Was wollte Harry eigentlich? Wolfgang war für sich selbst verantwortlich und bedurfte nicht der Aufsicht durch den großen Bruder. Konnte er nicht so tolerant sein, dessen Lebensstil zu akzeptieren?

Harry betrat das Doppelzimmer. Im Dunkeln konnte er kaum etwas erkennen. Deshalb war er überrascht: Wolfgang lag in seinem Bett. Er musste viel getrunken und das Bett verwechselt haben.

Deshalb ging Harry zur andern Doppelbetthälfte. Statt sie frei vorzufinden, entdeckte er auch hier jemanden. Harry trat erschrocken und verwirrt zurück und starrte aufs Bett. Er verstand im ersten Moment nicht und wollte nicht verstehen. Seine Augen gewöhnten sich an das Dunkel. Im schwachen Schimmer des spärlichen Lichts erkannte er die Umrisse seines Bruders. In seinem eigenen Bett lag ein Lockenschopf. Wolfgang hatte das Mädchen also mitgenommen.

Harry verließ das Zimmer. Er ging an die Bar und bestellte sich einen Kaffee. Durch seinen Kopf zogen finstere Gedanken. Ärger und Wut, Neid und Ohnmacht wallten in ihm. Er spürte, er musste hier raus. Hier, eingeschlossen in Mauern, hielt er es nicht länger aus.

## Dokument 23: Die Kneipe

Was Walter da in seine Kladde einschob, das hatte nun weder mit Südamerika zu tun noch mit dem Zahnarzt und seinem unglücklichen Patienten. Und dann das Ganze in Hessisch, was mir nicht gerade geläufig ist. Ich überlegte, ob ich dieses Kapitel nicht einfach weglassen sollte. Doch wäre mir das beinahe pietätlos vorgekommen. Hören wir uns also Walters Schilderung an.

In die Stadt fuhr ich nicht oft. Die Einsamkeit in unserem abgelegenen Forsthäuschen war mir recht. Die Besorgungen erledigte meist Renate, das Rheuma plagte sie nicht so wie mich. Dieses Mal musste ich bestellte Bücher aus der Bibliothek abholen. Bei der Gelegenheit ging ich in eine kleine Kneipe, die mir gut gefiel. Sie war schlicht, aber urwüchsig. Wenn ich es nicht eilig hatte, kehrte ich vor der Rückfahrt immer dort ein.

Von dem Zahnarzt wusste man noch nichts. Das Gespräch drehte sich um Oktan.

»Isch kaaf mer e Killo von dene Bagderie«, sagte einer. »Die du isch in en Eimer un lass se gärn. Jeden Abend schöpisch dann zehn Liddä Ogdan ab.«

»Da musde abbä e Audo habbe, wo aach mit Ogdan fährt«, entgegnete einer.

»Quatschkopp, alle Audos fahrn doch mit Ogdan.«

»Meins fährt mit Benzin«, verteidigte sich der andere.

»Ogdan is doch Benzin, haste des noch nett kapiert?«

»Nee. Wieso tank isch dann Benzin un kaa Ogdan?«

»Ei weil Ogdan der schemische Name is für Benzin. Un außerdem sinn im normale Benzin aach noch e paa annere Sache mit drinne. Des Ogdan is quasi superhochgereinichdes Supä-Supä-Benzin.«

»Ach so is dess. Jeds waas isch Bescheid. Bist halt doch e kluuch Köppche. Also wenn des so is, dann hol isch mä aach so en Klumbe Bagderie. Dann kann isch endlich widdä mein Ge-De-I fahrn. Des konnt mä sisch in de letzde Zeit ja werklisch nemmä leiste.«

»Ach ihr mit euern Bagderie. Ja saachd emma, mit was wolltä die dann ibberhaupt füddän?«, wollte einer wissen. »Maant ihr dann, die produziere des Benzin nur so aus Luft un Wassä?«

»Da haste abbä schlescht uffgebasst beim Firnseh. Die habbe des doch alles genau erklärt. Oder guggste gakaans?«

»Doch, guck isch schon. Abbä des muss mä durch die Labbe gegange sei.«

»Die habbe des uff jeden Fall ganz klar gesacht. Die Bagderie verdaue alles. Da kannste Zeidunge neischmeiße, Küscheabfäll, Plasdik und was de sonst noch ibberisch hast.«

»Da kannste sogar enei scheiße«, ergänzte ein Dritter und ertete Lacher.

»Ach mir gehn goldene Zeide entgehe«, meldete sich jemand neu zu Wort. »Isch wer mä in de Wohnung ibberall Benzinöfe uffstelle. Die gibt's ja. Die hat's frieer aach schon gebbe. Vielleicht baue se sogaa baal Benzinheizung.«

»Brauch mä doch gaanett, du Labbedudel«, wusste der Oktan-Fachmann besser. »Die könne doch mit dene Bagderien schon genauso Roheel herstelle. Was willstest da e Benzinheizung? Was maanste was in nächster Zeit des Eel billisch wird.«

»Das wird doch gaanett billischä, habbe se gesacht. Sogaa der wo da de Nobelpreis kriert hat fer die ganz Sach, der hat's gesacht. Des hat misch ja so gewunnät.«

»Erstema abwadde. Der geht schon nunn, der Eelpreis, glaabt mers. Der muss einfach nunn geh.«

»Jedenfalls kenne die Arabä sisch schwatz ärjern.«

»Klaa, un die Russe aach.«

»Nix geche die Russe«, wendete einer ein, »ohne die hätte mä all unsä Karre schon längst verkaafe kenne.«

»Ach du. Du lässt ja nie was uff die Russe komme. Also isch glaab sowieso, des du en väkappte Kommunist bist.«

Von da ab durchzog ein neuer Inhalt die Diskussion. Ich hatte schmunzelnd zugehört. Mir gefiel diese kräftige Redeweise im Dialekt. Es war schon beeindruckend, wie die Oktobakter die Gemüter erregten.

Ich trank aus, zahlte und schwang mich hinters Lenkrad meines Ford-Kombis.

## Dokument 24: Alleingang

Derweil hatten sich bei Neuberts in Chile dramatische Ereignisse abgespielt. Wolfgang hatte mir davon Monate später berichtet. Ich möchte sie hier zusammengefasst wiedergeben.

Harry findet sein Bett belegt von einer Frau, die Wolfgang abgeschleppt hatte. Stinksauer packt er die Ausrüstung zusammen und macht sich auf zum Cerro La Parva, einem Viertausender, etwa 17 Kilometer entfernt gelegen. Auf dem Weg dorthin will er sich abreagieren und Klarheit verschaffen, wie die Tour zusammen mit Wolfgang weitergehen soll.

Am Nachmittag macht Harry eine kurze Pause an einem klaren Bergsee. Er genießt den Blick hinüber zu Kamm und Gipfel mit dem Spiegelbild auf der ruhigen Wasseroberfläche. Gegen Abend kommt er dem Gipfel schon recht nahe. Um es vor Sonnenuntergang zu schaffen, lässt er das Gepäck, auch Zelt und Schlafsack zurück und kann so schneller aufsteigen. Er schafft es und bestaunt den prächtigen Sonnenuntergang, das Spektakel am Himmel, die Rot- und Blautöne.

Dann wird es extrem schnell dunkel. Harry verirrt sich. Er wartet, bis der Mond aufgeht, und klettert nochmals Richtung Gipfel. Von oben will er sich neu orientieren. Kurz vor dem Gipfel rutscht er aus und gleitet 60 Meter einen Geröllhang hi-

nunter. Dann fällt er über eine Kante und denkt, das sei das Ende.

Aber nach eineinhalb Metern schlägt er auf. Nachrutschende Steine prasseln auf ihn herab. Er kriecht, so schnell er kann, aus der Gefahrenzone und gewahrt wenig später, dass ihn eine kleine Steinlawine begraben hätte, wäre er dort liegen geblieben.

Jetzt erst spürt er überall die Schmerzen. Er fasst sich auf den Kopf und greift in feuchte, klebrige Haare. Blut, weiß Harry, ohne es zu sehen.

Nun muss er in Bewegung bleiben, um nicht zu erfrieren. Nochmals aufzusteigen ist ihm zu gefährlich. Im Tal ist es wärmer. Er steigt also vorsichtig ab. Sein linkes Bein schmerzt schlimm. Aber er kann alles bewegen, es ist wohl nichts gebrochen. Es wird hell, Harry findet ein Rinn-sal und trinkt ausgiebig.

Als die Sonne aufgeht, legt er sich hin und schläft nach zwei durchwachten Nächten erschöpft ein. Dann meint er, seinen Namen rufen zu hören. Erst glaubt er an einen Traum, rappelt sich hoch und erkennt Wolfgang's Stimme. Noch zwei weitere Männer rufen ihn.

So laut er kann, brüllte er: »Hierher, Wolfgang, hier bin ich!«

Die Stimmen kommen näher, orientierten sich an seinem Rufen. Als Wolfgang endlich in Sichtweite ist, schleppt sich Harry zu ihm und fällt ihm in die Arme.

Aus Wolfgangs Sicht ereignete sich das Geschehen folgendermaßen. Er war am nächsten Morgen verkatert aufgewacht. Die Frau war weg - Gott sei dank - und Harry war weg. Auch Zelt, Schlafsack und einige andere Gegenstände. Wolfgang war sofort klar, dass Harry aus Frust losgezogen war.

Er suchte den ganzen Tag die Umgebung erfolglos ab. Er hätte seinem Bruder zwar zugetraut, sich allein auf den Weg zum Aconcagua zu begeben, verwarf den Gedanken aber wieder. So unvernünftig wäre er wohl doch nicht.

Abends traf er im Hotel zwei Bergsteiger, einen Chilenen und einen Engländer, der gut Spanisch sprach. Wolfgang schilderte seine Sorgen, und sie versprachen zu helfen. Der Chilene kannte die Gegend. Er meinte, einer der hohen Berge, die in einer Tagestour zu erreichen seien, sei der Cerro La Parva. Er sei nicht schwierig, aber allein riskant.

Am nächsten Tag zogen sie zu dritt los. Die Vermutung hatte sich als richtig herausgestellt. Als Wolfgang auf seinen Bruder zueilte, plagte ihn schlechtes Gewissen. Er freute sich, dass Harry ihn nicht sofort zurechtwies; im Gegenteil, er konnte Hilfe gut gebrauchen.

## Dokument 25: Europameisterschaft

**Walter glied später den zeitlichen Rahmen ab und stellte fest, dass sich die Geschehnisse in Chile und in Deutschland fast parallel abge-  
spielt hatten. Im nächsten Trakt schildert er ein  
weiteres bestürzendes Ereignis.**

An einem Samstag saß ich abends vor der »Tagesschau«. Ich war allein, Renate war einkaufen gefahren und wollte anschließend bei den Neuberts vorbeischaun. Sie pflegte mehr Kontakt zu ihnen als ich.

Die erste Nachricht war bestürzend. Am Nachmittag hatte ein Boxkampf der Halbschwergewichtler in der Europameisterschaft stattgefunden. Da mich Sport nicht interessiert, am allerwenigsten Boxen, wusste ich nichts davon. Ich wunderte mich zunächst, seit wann Boxkämpfe in den Nachrichten gebracht wurden. Und noch dazu gleich am Anfang. Aber ums Boxen ging es gar nicht.

»Guten Abend, meine Damen und Herren«, begann der Sprecher, »ein schreckliches Ereignis beendete heute die Europameisterschaften der Boxer in Rom.« Ich dachte spontan, einer der beiden Kontrahenten sei totgeschlagen worden.

»Im Ring standen sich der Franzose Claude Bernard und der Italiener Roberto Candalrelli gegenüber. In der dritten Runde konnte Bernard einen Leberhaken anbringen. Sein Gegner ging unter Schreien zu Boden.

Vor dreitausend Zuschauern blieb er erstarrt liegen. Innerhalb weniger Minuten löste sich sein Körper vollständig auf. Es blieb lediglich sein Skelett im Ring zurück und eine undefinierbare Masse. Auf den Zuschauerrängen brach Panik aus.«

Jetzt wurde der Ring gezeigt, man konnte den Boxkampf in der letzten Phase bis zur entscheidenden Szene verfolgen. Bernard schlägt Calandrelli an den Rippenrand. Calandrelli taumelt drei oder vier Schritte zurück. Dann fasst er sich, sein Blick ist wütend und entschlossen. Der Boxer schreitet energisch auf Bernard zu, um einen Gegenangriff zu starten.

Plötzlich stockt Calandrelli mitten in der Bewegung und fängt unvermittelt an zu schreien. Er taumelt und stürzt zu Boden, schreit aus Leibeskräften. Das Publikum quittiert das Ganze mit grölendem Gelächter. Der Ringrichter beginnt zu zählen. Er zählt den schreienden Calandrelli aus und hebt Bernards Arm in die Höhe - zum Zeichen des Sieges. Stürmischer Beifall erschallt, noch vermischt mit Lachen.

Calandrelli bleibt bewegungslos liegen. Er schreit nicht mehr. Der Ringrichter geht zu ihm hin und winkt den Sanitätern. Diese, kaum im Ring, beginnen mit Wiederbelebungsversuchen. Ein Arzt kommt hinzu, alles ist auf dem Bildschirm genau zu verfolgen. Ein Sanitäter führt die Herzmassage durch. Man sieht an der Brust große Fetzen von Haut und Fleisch wegrutschen. Der Mann hört auf und weicht einen Schritt

zurück. Der Arzt beugt sich hinunter zu Calandrelli und gestikuliert ratlos mit dem Ringrichter.

Jetzt breitet sich eine Flüssigkeit um den Körper aus. Nach und nach zerläuft das ganze Gewebe. Eine Lache von Schleim breitet sich aus. Man kann noch sehen, wie einige Knochen aus der wegrutschenden Masse hervortreten. Dann sind so viele Leute im Ring, dass nicht weiterverfolgt werden kann, wie der Leichnam sich verändert.

Ein Sprecher kommentierte die Bilder und sagte, die Haut Calandrellis sei zunehmend grün geworden. Bei der künstlichen Beleuchtung in der Sporthalle konnte ich das auf meinem Bildschirm nicht erkennen. Von der Leiche sei ein starker Benzingeruch ausgegangen.

Jetzt kam wieder der Nachrichtensprecher ins Bild. Er verlas Spekulationen von Medizinern und eine Stellungnahme des Gesundheitsministeriums. Bereits vor einer Woche sei ein Parallelfall in Deutschland aufgetreten. Das wurde erstmals zugegeben. Diesem Eingeständnis schlossen sich einige weitere Meldungen und abschließend die Wetterkarte an. Das vorgesehene Programm wurde wegen eines Brennpunktes verschoben. Wissenschaftler und Politiker versuchten, das aktuelle Ereignis zu deuten.

Am wichtigsten waren die Aussagen Grundmayers, der die Untersuchungen im Fall Behm geleitet hatte.

»Wir wissen bereits, dass es sich um eine Infektion mit tuberkuloseähnlichen Bakterien handelt.« Ich war wie elektrisiert. »Einiges spricht dafür«, fuhr der Amtsarzt fort, dass es sich um den Oktobakter handelt. Ganz sicher sind wir jedoch noch nicht. In den vorgefundenen Geweberesten war tatsächlich Oktan vorhanden. Deshalb auch der Benzingeruch beim Zerfallen der Leichen. Es kann sich aber auch um eine Mutante handeln, eine genetische Abart der Oktobakter. Dass zumindest ein Zusammenhang besteht zwischen oktanproduzierenden Bakterien und dieser völligen Zerstörung des Körpers, ist nicht von der Hand zu weisen. Die Gewebereste und auch die Benzinlache wimmelten nur so von diesen Bakterien.

Die beiden Todesfälle in Deutschland und in Italien haben fast mit absoluter Sicherheit die gleichen Ursachen. Ungeklärt, wie vieles bisher, bleibt dabei die Frage, wie die Infektion an zwei so weit entfernten Orten stattfinden konnte.«

Es folgte ein Interview mit der Gesundheitsministerin, Frau Dr. Flacher. Sie gab zu, vor einer Woche, also unmittelbar nach dem Unglücksfall in der Zahnarztpraxis, von dem Vorgang unterrichtet worden zu sein. Man habe eine Nachrichtensperre verhängt, um die Bevölkerung nicht zu beunruhigen und um die Untersuchungen ungestört durchführen zu können. »Die Ergebnisse wären auf jeden Fall in der kommenden Woche veröffentlicht worden.« Das klang sehr

nach einer Entschuldigung und nicht sonderlich aufrichtig.

Die Frage, ob jemand der Beteiligten in der Quarantänestation erkrankt sei, verneinte sie. Eine weitere Frage, ob denn die dreitausend Besucher der Sporthalle in Quarantäne kämen, bereitete ihr sichtliches Unbehagen.

»Wir haben keinen direkten Einfluss auf die Behörden in Rom. Selbstverständlich haben wir Kontakt aufgenommen«, meinte sie entschuldigend. »Aber ich kann mir nicht vorstellen, wie es organisatorisch möglich sein sollte, dreitausend Menschen in Quarantäne zu nehmen. Das ginge sicherlich auch bei uns nicht.

Zudem sollen nach den letzten Meldungen die meisten Zuschauer panikartig die Halle verlassen haben. Sie können also nicht einmal erfasst werden. Wenigstens die Personalien wären wichtig. Dann könnte man Reihenuntersuchungen vornehmen.«

»Fürchten Sie, Frau Flacher, also auch, dass die Krankheit sich ausbreiten könnte?«

»Da es sich um Bakterien handelt«, gab die Ministerin zu, »ist das sicher nicht unvorstellbar. Wir werden jedoch entsprechende Gegenmaßnahmen ergreifen.«

»Und die wären?«

»Nun, wir haben ja eine Reihe von Tuberkulostatika, Mittel also, die man bei Tuberkulose einsetzt. Es besteht kein Grund zu der Annahme, dass diese nicht auch beim Oktobakter wirken sollten.«

Als Nächstes erschien Dr. Densing, der Vorsitzende der Synphat AG auf dem Bildschirm. Er erklärte, bisher handele es sich lediglich um Vermutungen. Man habe noch keinen Beweis, dass die Oktobakter seiner Firma wirklich verantwortlich seien. Man solle doch niemanden ohne diesen Beweis verteufeln.

Natürlich sei auch die Synphat-Chemie an der Klärung der Vorfälle interessiert. Denn allein der Verdacht belaste das Projekt. Er werde seine Fachkräfte und Laboratorien zur Verfügung stellen, falls dies erforderlich sei. Seine Wissenschaftler hätten die meiste Erfahrung und könnten sicherlich am schnellsten zur Klärung beitragen.

»Nein, Professor Neubert ist auch für uns zurzeit unerreichbar«, beantwortete Densing eine Zusatzfrage. »Aber wir haben eine Reihe weiterer hoch qualifizierter Mitarbeiter.«

Für eine Schließung des Werkes gebe es wirklich keine Veranlassung. »Denn«, so der Vorsitzende, »ich muss noch einmal in aller Deutlichkeit wiederholen: Bisher gibt es nur Vermutungen. Gegen eine Infektion mit unseren Oktobakterien spricht sogar der heutige Unglücksfall. Wie sollte sich ein italienischer Bürger bei uns infizieren? Wir haben derzeit weder wissenschaftliche noch kommerzielle Kontakte zu Italien. Zudem findet die Produktion des bakteriellen Oktans in völlig gesicherten Behältern statt. Die Flüssigkeit, die

austritt, sei es Benzin, sei es Abwasser, muss mehrere Filtersysteme durchlaufen. Da kommt nicht einmal der Bruchteil eines Bakteriums durch.« Wie beruhigend, diese hundertprozentige Sicherheit.

Eine weitere Person kam ins Bild: der Trainer Calandrellis. Er führte aus, der Sportler sei gut auf den Kampf vorbereitet gewesen. Ihm selbst seien keine Besonderheiten aufgefallen. Körperlich sei der Sportler in Spitzenform gewesen und habe sich verhalten wie immer. Etwas nervös und gereizt wie vor jedem Wettkampf. Aber Schläge, die er hätte einstecken müssen, hätten ihn erst zu vollem Kampfgeist gereizt. Es sei ihm unerklärlich, wieso er durch einen einzigen Schlag zu Boden gegangen sei.

»Haben Sie in Ihrer sportlichen Laufbahn je so etwas erlebt?«

»Natürlich nicht! Sonst wäre ich bestimmt nicht so lange bei dem Job geblieben. Das halten ja die stärksten Nerven nicht aus. Im Übrigen«, fügte der Trainer hinzu, »bin ich der Meinung, dass Bernard die Meisterschaften nicht gewonnen hat. Meines Erachtens muss er den Titel wieder abgeben und der Kampf für ungültig erklärt werden. Das ist schon allein ein Gebot der Fairness Calandrelli gegenüber. Schließlich ist er nicht durch K. o. zu Boden gegangen, sondern durch eine Krankheit.«

Mein Gott, hatten diese Leute Sorgen! Ein Sportarzt sprach sich entschieden gegen die Vermutung aus, der Zerfall könn-

te durch den Leberhaken ausgelöst worden sein. Auch Bernard wurde kurz interviewt. Er sagte, er sei erschüttert und entsetzt. So etwas habe er nicht gewollt.

Ein weiterer Mediziner kam zu Wort. Er sollte zur möglichen Ausbreitungsgefahr und den eventuellen Behandlungsmöglichkeiten Stellung nehmen. Klare Aussagen waren aber nicht zu erhalten. Dafür seien die Ereignisse zu neu und die Kenntnisse zu gering. Es gebe Krankheiten, die unter Millionen Menschen nur einmal aufträten und auch dann in unterschiedlicher Ausprägung.

Der Arzt sah die theoretische Möglichkeit, dass es bei diesen beiden Erkrankungen blieb, ohne dass die Ursache jemals geklärt werden könne. Andererseits bestand die Möglichkeit, dass es sich um eine neuartige Seuche handelte, die rasend schnell die gesamte Menschheit erfasste. Zwischen diesen beiden Extremen gab es alle erdenklichen Zwischenstufen.

Zuletzt kam Wirtschaftsminister Gumbert zu Wort. Er hob noch einmal hervor, dass es sich bei dem Gesagten bisher um reine Hypothesen handelte.

»Sollte sich der Verdacht jedoch bestätigen, dass die Oktobakter Menschen infizieren und eine derartig grausige Krankheit hervorrufen, muss die Produktion natürlich eingestellt werden. Dann müssen alle Bestände dieser Bakterien vernichtet werden, auch wenn das einen riesigen wirtschaftlichen Verlust bedeutet. Voreilige

Maßnahmen sind jedoch unbedingt zu vermeiden.«

Die Sendung hatte lange gedauert. Gebannt war ich den Ausführungen gefolgt. Das war unfassbar. Ich war erstaunt, dass jetzt schon die Spätnachrichten folgten. Das gesamte Abendprogramm war ausgefallen. Es war tatsächlich schon nach Mitternacht.

Ich war den Berichten mit zwiespältigem Interesse gefolgt, einem Gemisch aus Neugier und dem Gefühl der Bedrohung. An der Realität war nicht zu zweifeln, aber das Innere wollte die Tatsachen nicht annehmen - es war wahr, aber ich wollte es nicht wahrhaben - ganz ähnlich wie nach dem elften September. Ich stand irgendwie neben mir, kam mir vor wie von mir selbst entfremdet. Die neuesten Meldungen verstärkten meine Verunsicherung: Inzwischen war es zu weiteren, ähnlichen Todesfällen gekommen.

Als nach Programmende nur noch Landschaftsbilder über die Bildfläche liefen, kam ich wie aus einem Traum zur Besinnung. Erst jetzt wurde ich gewahr, dass Renate noch nicht zurückgekommen war. Ich ging zum Telefon. Eine dumpfe Vorahnung packte mich. Ich versuchte, ihn abzuschütteln - den absurden Gedanken. Wenn ich daran zurückdenke ...

Am liebsten möchte ich all die Erinnerung wegwischen.

## Dokument 26: Aussprache

Das klingt nicht gut, was Walter dort andeutet. Er hatte ja schon in der Einleitung zu seinen Aufzeichnungen bemerkt, dass seine Frau zu den ersten Opfern gehört hatte. Trotzdem geht er erst mal wieder auf die Geschichte der Brüder ein. Will er sich selbst einen gewissen Aufschub gönnen?

So dramatisch das auch war, was Harry und Wolfgang erlebt hatten, so wenig trägt es zum dazu bei, den gesamten Ablauf der Geschehnisse zu beleuchten – bis auf die Tatsache vielleicht, dass Harry vorzeitig zurückbeordert wurde. Deshalb fasse ich dieses Kapitel ganz kurz zusammen.

Harry gesteht Wolfgang endlich, dass er die Präservative entdeckt und sich sehr darüber geärgert hatte. Er berichtete von einigen frustrierenden Annäherungsversuchen an das ›andere Geschlecht‹ und seinem innerlichen Abschwören vor weiterer Versuchung. Wolfgangs Demonstration einer freizügigen Sexualität hatte ihn an den Rand des Wahnsinns gebracht. Er war kein Moralapostel, aber dennoch fand er Wolfgangs Verhalten seiner Frau gegenüber nicht in Ordnung. Doch dieser meinte, in ihrer Beziehung würden sie sich diese Freiheiten zugestehen. Harry gestand daraufhin ein, ihm sei so ein One-Night-Stand nicht möglich.

Und nun will ich doch einige Absätze aus Walters Aufzeichnungen zitieren.

»Aber das kannst du doch genauso. Dir laufen die Frauen doch scharenweise hinterher. Damals auf dem Fest zur Nobelpreisverleihung. Weißt du noch? Die Frau mit dem irren Kleid, das vorn ganz offen war. Die hast du ja abblitzen lassen wie... Die hat doch nur darauf gewartet, dass du auf sie anspringst. Ich hab das nicht verstanden, wie du da so cool geblieben bist. Ich weiß, du bist kein Schürzenjäger, aber dass du Frauen ganz ablehnst, hätte ich nicht gedacht. Und dass du das so konsequent durchziehst. Sag mal, hat die Frau mit dem Kleid dich nicht erregt?«

»Nein. Doch. Das heißt ... Konsequenz ist nun mal meine Stärke. Ich fand die Frau schon attraktiv, klar. Ich wusste auch, was sie wollte. Aber ich lasse mich nicht erweichen. Fast habe ich sie verachtet. Wie konnte sie sich einbilden, dass ich auf ihre Figur und auf ihr raffiniertes Kleid anspringe. Im Gegenteil, an ihr konnte ich mir erneut beweisen, wie unumstößlich mein Entschluss ist. Und es bereitete mir eine gewisse Zufriedenheit, ihr zu zeigen, dass man einen Harry Neubert mit körperlichen Reizen nicht so leicht um den Finger wickeln kann. Was sie vielleicht bei anderen Männern gewohnt war. Sollte sie ruhig frustriert sein! Sie war es bestimmt mehr als ich.«

Wolfgang dachte nach. Er wunderte sich, wie wenig er von seinem Bruder wusste und wie unterschiedlich sie beide waren. Er fragte Harry, wie er zu seiner ablehnenden Haltung gekommen sei.

**Und hier berichtete Harry ausführlich von eben diesen frustrierenden Erlebnissen und den Konsequenzen, die er letztlich daraus zog. Es war ein sehr bewegendes Gespräch, und Harry wurde immer aufgewühlter.**

»Ich litt schrecklich darunter, so verklemmt zu sein. Ich kam mir hilflos vor, so unfähig. Ich hatte gewaltige Minderwertigkeitskomplexe. Oft fragte ich mich, ob ich falsch veranlagt sei. Ob ich vielleicht ...«, Harry konnte kaum weitersprechen, »... ob

ich vielleicht sogar ... homosexuell wäre.«

Dieses Wort kam Harry nur schwer über die Lippen. Nicht nur, weil er körperlich erschöpft war. Er schluckte mehrmals. »Aber ich hatte nie bemerkt, etwas für Männer übrig zu haben.«

In diesem Moment spürte Harry einen deutlichen Kloß im Hals. Seine Mundwinkel zuckten, sein Bauch bebte. Wolfgang bemerkte es und legte seinen Arm um Harrys Schultern.

»Heul doch ruhig. Ich glaub, dir ist danach.«

Da konnte Harry sich nicht länger beherrschen. Er fing an zu weinen. Erst vorsichtig, wie um es auszuprobieren. Innerlich kämpfte er dagegen an. Wolfgang drückte ihn an sich. Da brachen die Tränen hemmungslos hervor. Harry heulte wie ein kleines Kind. Er klammerte sich an seinen Bruder, und Wolfgang hielt ihn fest, bis er sich ausgeweint hatte.

Schließlich wischte Harry die Tränen aus den Augen, schaute zu Wolfgang und lächelte verlegen. »So geheult hab ich seit meiner Kindheit nicht mehr. Das habe ich immer unterdrückt.«

Dabei kamen erneut die Tränen. Harry fasste sich jetzt schneller, er holte ein Tuch aus dem Nachttisch, schnäuzte sich und sagte:

»Oh, oh, oh. Ich glaube, das hat mir jetzt gutgetan.«

## Dokument 27: Renate

**Das Gespräch brachte Harry eine tiefe und neue Erfahrung, wie Walter schreibt. Sie rüttelte an Harrys Inneren, an den Grundstrukturen seiner Persönlichkeit. Er selbst wollte sich nach dieser Schilderung nicht länger vor dem Bericht seiner schmerzlichsten Erfahrung drücken. Das war der Tod seiner Frau, seiner geliebten Renate.**

Ich hatte im Fernsehen die Meldungen über die unbekannte, furchtbare Krankheit verfolgt. Renate war bis spät in die Nacht nicht heimgekommen. Als mir das auffiel, ging ich zum Telefon und rief bei den alten Neuberts an, zu denen sie nach dem Einkauf gehen wollte.

Das Telefon klingelte lange. Der alte Herr meldete sich verschlafen. Er und seine Frau lagen schon eine Weile im Bett. Nein, Renate wäre überhaupt nicht bei ihnen gewesen. Ich entschuldigte mich für die Störung.

Zunächst zögerte ich, doch dann rief ich bei der Polizei an. Ich beschrieb meine Frau. Man sagte mir, ich solle auf die Wache kommen, am Telefon könne man mir keine weiteren Auskünfte geben. Man könne mich abholen, wenn mir die Fahrt zu anstrengend sei. Das lehnte ich ab. Ich setzte mich in meinen Wagen und fuhr zum Präsidium.

Beunruhigende Gedanken zogen durch meinen Kopf. Warum bestellte man mich persön-

lich ein? Warum war man so fürsorglich? Was war es, was man mir am Telefon nicht sagen wollte. Ungewöhnlich. Ungewöhnlich, diese Fahrt durch die Nacht zu einem ungewissen Zweck. Und gleich nach Berichten über eine ungewöhnliche Krankheit. Sollte etwa ein Zusammenhang bestehen? Nein, das wäre absurd. Die Frage drängte sich mir auf. Ich versuchte, sie zu verwerfen.

Ohne Schwierigkeiten fand ich das Büro, das mir der Beamte am Telefon angegeben hatte. Ich wurde bereits erwartet. Vier oder fünf Polizisten saßen im Raum. Einer kam auf mich zu, fragte, ob ich Walter Haus sei, und stellte sich als Inspektor Geissler vor. Er wollte wissen, wann meine Frau in die Stadt gefahren sei, was sie erledigen wollte und was sie anhatte.

Dann sagte der Inspektor: »Herr Haus, Ihre Beschreibungen decken sich mit unseren Feststellungen. Ich glaube, sie müssen sich auf das Schlimmste gefasst machen.« Dann schickte er einen Beamten hinaus. Ich wusste nichts Rechtes mit Geisslers Äußerung anzufangen. Trotzdem beschlich mich ein beklemmendes Gefühl. Ich fragte mich, ob das nur an dem karg eingerichteten Polizeibüro, den Fahndungsplakaten und der fortgeschrittenen Zeit lag. Geissler ließ sich anmerken, dass er meine Fragen jetzt nicht beantworten würde. Es herrschte betretenes Schweigen.

Wenig später kam der Beamte mit einer Kiste zurück. Ich stand auf, denn ich

sollte hineinsehen. In der Metallkiste lagen Renates Kleider und ihre Handtasche. Inspektor Geissler fragte, ob ich die Sachen identifizieren könne. Ich bejahte und sagte, das sei alles von meiner Frau, ich könne mich nicht täuschen.

Ich wusste noch, wie sie aussah, als sie wegging. Sie trug einen leichten, beigen Mantel über einem geblühten Kleid, dazu hellbraune Schuhe. Das alles lag vor mir. Auch ihre Bernsteinkette und zwei Ringe. Es gab keinen Zweifel.

Geissler sah an meinem fragenden Blick, dass ich nun eine Erklärung haben wollte. Er forderte mich auf, mich wieder zu setzen. Ich wollte stehen bleiben, aber der Inspektor bestand darauf; ich setzte mich widerstrebend und in böser Vorahnung.

»Herr Haus, es tut mir sehr leid. Aber ich muss Ihnen mitteilen, dass Ihre Frau tot ist«, sagte er sachlich.

Das traf mich wie ein Schlag. Ich konnte es nicht fassen und wollte es nicht wahrhaben. Das durfte nicht sein. Doch der Inspektor hatte es gesagt. Und warum sollte er lügen. Ich brauchte ein paar Minuten, bis ich wieder reden konnte. Ich war zusammengesunken. Die Männer um mich herum schwiegen geduldig. Für sie war es nicht das erste Mal, dass sie Angehörigen eine solche Botschaft überbringen mussten.

Jetzt drängten sich mir Fragen auf.

»Wo ist sie, wie ist das passiert? Ich muss sie sehen.«

»Herr Haus«, antwortete Inspektor Geissler mit ruhiger, beschwichtigender Stimme, »ich möchte Ihre Fragen gern beantworten, so gut ich kann. Sie haben ein Recht dazu. Da Sie die Kleidung als die Ihrer Frau identifiziert haben, besteht für uns kein Zweifel mehr. Es handelt sich tatsächlich um ihre Frau. Auch ihr Alter, Aussehen und die Frisur stimmen mit den Augenzeugenberichten überein. Doch ist bisher nicht klar, ob es sich um einen Unfall oder um eine Krankheit handelt.«

»Krankheit, wieso Krankheit? Meine Frau war nicht krank.«

»Lassen sie es mich erklären«, fuhr der Inspektor fort. »Es muss sich folgendermaßen zugetragen haben. Ihre Frau wollte die Louisenstraße in Höhe der Engelstraße überqueren. Dabei schoss aus der Engelstraße ein Pkw auf sie zu, der nach rechts abbiegen wollte. Er muss Ihre Frau zu spät erkannt haben und bremste stark ab. Ihre Frau befand sich bereits einige Schritte auf der Straße.«

»Hat er sie erfasst?«, drängte ich zu wissen. »Oder bekam sie einen Herzinfarkt?«

»Das lässt sich bisher noch nicht eindeutig beantworten. Ein Herzinfarkt sicher nicht. Tatsache ist wohl, dass sie erschrocken aufsaß. Sie ließ ihre Tasche fallen und eilte hastig zum Bürgersteig zurück. Sie konnte noch laufen; es kann sich allenfalls um einen geringen Aufprall gehandelt haben. Es konnte ihr nicht viel

passiert sein. Trotzdem schrie sie plötzlich laut auf ...« Hier suchte der Beamte nach passenden Worten.

»Wissen Sie, das ist nicht leicht zu erklären. Haben Sie vielleicht heute, ich meine gestern, in den Nachrichten von der rätselhaften Krankheit gehört?«

Ich nickte, und dabei wurde mir schwindelig. »Sie meinen den Boxer, der im Ring umkam?«

»Ja, das meine ich«, sagte der Inspektor erleichtert. »Nun, Ihre Frau hatte dieselbe Krankheit.«

Mich traf ein neuer Schlag. Also doch! Meiner Renate war es genauso ergangen wie Calandrelli. Unter wahnsinnigen Schmerzen soll sie zerlaufen sein. Ihr ganzer Körper soll sich in wenigen Minuten aufgelöst haben. Und das mitten auf der Straße. Nein, nein, nein. Das wollte ich nicht glauben. Ich schloss die Augen und fasste mir an die Stirn. Mir stiegen die Tränen hoch. Doch weinen konnte ich nicht in dieser fremden Umgebung.

Die Beamten ließen mir Zeit. Als ich mich etwas erholt hatte, sagte Herr Geissler: »Sie werden verstehen, dass wir Ihnen die sterblichen Überreste nicht zeigen wollen. Sie wurden bereits ins gerichtsmedizinische Institut nach Frankfurt gebracht. Es sind noch einige Untersuchungen notwendig. Vielleicht können diese helfen, der Krankheit Ihrer Frau auf den Grund zu kommen. Vielleicht kann so weiteres Unheil verhindert werden.« Die Worte waren als

Trost gemeint, aber sie erreichten mich nicht.

Der Polizeibeamte fuhr fort: »Sie sollten sich den Anblick ersparen. Doch wenn Sie darauf bestehen, müssten sie ...« Ich schüttelte abwehrend den Kopf. Nein, als Skelett wollte ich Renate nicht wiedersehen. Doch es war hart, dass ich nicht richtig von ihr Abschied nehmen konnte.

»Wir haben im Moment keine weiteren Fragen mehr«, sagte Geissler schließlich. »Wir werden Sie jetzt nach Hause bringen.« Ich wehrte mich nun nicht mehr gegen die Hilfe. Ein Beamter fuhr mich in meinem Wagen zurück, ein weiterer folgt im Streifenwagen und nahm seinen Kollegen anschließend wieder mit zurück zum Revier.

Da saß ich nun, allein in unserem Haus. Ich schlief nicht ein in dieser Nacht. Fürchterliches machte ich durch. Es ist schon lange her, doch die Erinnerung daran ist immer noch schrecklich. In den Nächten träumte ich von Renate und von ihrem schrecklichen Tod. Dann wieder wehrte ich mich dagegen, wollte mir einreden, es sei gar nicht Renate gewesen, die da umgekommen sei. Alles ein schrecklicher Irrtum. Jemand anderes mit zufällig den gleichen Kleidern. Einen Ausweis hatte man ja nicht gefunden. Renate hatte nie einen mitgenommen.

Wie oft hatte ich gehofft, sie möge wieder zur Tür hereinkommen. Ich wartete regelrecht auf sie. Vom Verstand her gab es

## OKTAN

keine Ausflüchte. Es war ihre Kleidung, es war ihr kleiner Schmuck. Der Ehering war der deutlichste Beweis, da gab es kein Versehen. Renate war tot.

Ich brauchte lange, bis ich das einsah.

Mancher Leser wird sich wundern, wie leicht ich Renates Tod beschreiben kann. Wie eine Geschichte, die mich selbst nicht betrifft. So einfach, wie es vielleicht klingt, ist mir das Schreiben nicht gefallen. Oft musste ich mich zusammenreißen.

Und dann fragte ich mich: Was soll das alles? Wieso schreibe ich das? Keinen Menschen wird das interessieren. Wer soll das schon lesen? Die Menschen wollen von Katastrophen nichts hören - weder von vergangenen noch von künftigen.

Übertriebener Ehrgeiz steckt in mir; Walter Haus als Überlieferer, der Herodot der Neuzeit. Sind das meine Wünsche, ist das mein Antrieb? ›Lass es bleiben, Walter, ehrlich.‹ Die ewige Schreiberei hängt mir eh schon zum Hals heraus. Ich hasse OKTAN. Wer hätte gedacht, dass sich das so lange hinzieht. Drei Jahre sind seit meinem Entschluss vergangen. Gesammelt und geschrieben habe ich in dieser Zeit, nachgedacht und formuliert. Für nichts und wieder nichts, für eine Idee, für einen Traum, der sich nie erfüllen wird.

Und ein Ende ist nicht abzusehen. ›Alter Mann, hör auf! Jeden Tag kann dich der Schlag treffen. Genieße die Zeit, die dir noch bleibt.‹

Solche Gedanken hielten mich vom Weiter-schreiben ab. Die Gedanken und der Sommer. Über ein halbes Jahr habe ich keine neue Zeile getippt. Dann kommt letzte Woche Wolfgang zu Besuch. Der einzige, mit dem ich über OKTAN spreche. Er wird wütend, weil ich aufhören will.

Nun gut. Ich mache weiter. Für Wolfgang?  
Für mich? Oder für dich?

**Wen meint er? Meint er mich? Unter anderem auch mich? Wenn er mich meint, hat er recht, für mich macht er weiter.**

## Dokument 28: Warner

In meinen Gedanken um Renates Tod stellte ich mir oft die Frage, wer schuld daran sei. Eine Zeit lang schob sich immer wieder der Name Harry Neubert in mein Bewusstsein, und ich begann, ihn zu hassen. Ich warf mir zeitweise vor, eine Teufelsbrut bei mir aufgezogen zu haben. Indirekt war ich selbst schuld an Renates Tod und an der Krankheit aus dem Reagenzglas.

Doch das war zu einfach. Allmählich konnte ich wieder klarer denken. Für den Fall, dass Harry schuld war, war ich wirklich selbst mit schuld. Denn ich hatte seine Begeisterung für die Naturwissenschaften gefördert, so gut ich konnte. Die Begeisterung konnte ich nur deshalb fördern, weil es Naturwissenschaften gab. Und diese gab es nur, weil sich Menschen dafür interessierten, weil Forscher mit ihrer Neugierde die Geheimnisse der Natur aufdecken wollten. Also wären all die Gelehrten mit schuldig, nicht nur an Renates Tod, sondern all allen Opfern.

Die Zeit war reif für Harry Neuberts Entdeckung. Hätte er sie nicht gemacht, wäre es ein anderer gewesen, wahrscheinlich ohne wesentliche Verzögerung. >Alles was gedacht werden kann, muss einmal gedacht werden<, so oder so ähnlich hatte Dürrenmatt seinen Physiker sprechen lassen. Das ist richtig. Wie sonst lässt sich erklären, dass die gleichen Erfindungen an

verschiedenen Orten der Erde manchmal fast gleichzeitig gemacht wurden?

Wenn Wissenschaft und Technik einen bestimmten Stand erreicht haben, dann folgt die Weiterentwicklung fast zwangsläufig. Hätte nicht Harry den Bakterienstoffwechsel umgebaut zur Oktanherstellung, hätte es ein anderer getan. Trotzdem wäre mir das lieber gewesen.

Oft fragte ich mich, ob man die Katastrophe nicht hätte voraussehen können. Gab es niemanden, der die Gefahr witterte und davor warnte?

Die Antwort entdeckte ich Jahre später in der Stadtbibliothek. Ich war mit meinem Pferdewagen in der Stadt. Der Schmied musste die Hufe der Stute neu beschlagen. Ich konnte mich glücklich schätzen, ein Pferd zu besitzen. Die Tiere waren fast unbezahlbar geworden. Ich hatte meines für ein paar Euro vor dem Abdecker gerettet. Zufällig hatte ich beobachtet, wie es in eine Pferdemetzgerei gebracht worden war. Es war ein junges, stämmiges Pferd. Ein Bein war gebrochen. Da ich Ställe hatte und Zeit, es zu pflegen, ließ ich es ins Forsthaus schaffen. Olga, so hieß die Stute, lahmt später, tat mir aber gute Dienste.

Beim Schmied waren einige Pferde vor Olga an der Reihe. So stellte ich sie ab und ging in die Bücherei. Dort fand ich alte Zeitungen, in denen klar und deutlich vor den Gefahren der Genmanipulation gewarnt wurde. Unerwünschte Auswirkungen

stellten manche Autoren den Schäden einer Atombombenexplosion gleich. Die pessimistischsten Stimmen sahen den Untergang der gesamten Menschheit voraus.

Im Nachhinein war ich fasziniert von diesen Spekulationen. Ich stöberte weiter und fand eine ganze Reihe Artikel zu diesem Thema. Einzelne polemisierten, andere wiesen peinlich genau die Schwächen und Lücken der Genforschung nach. Es hatte Biochemiker gegeben, die aus dem Mechanismus der Genmanipulation konkrete Gefahren ableiteten. Ich konnte vergleichen, welche der Prophezeiungen sich erfüllt hatten und welche nicht.

Schon im Jahr 1974 hatten elf namhafte amerikanische Molekularbiologen um den Nobelpreisträger und Grundlagenforscher Paul Berg eindringlich vor Seuchen bei gentechnischen Experimenten gewarnt. James Watson, der mit Crick zusammen die Struktur der DNS entschlüsselt hatte, war mit darunter. Die Warnung hatte nur kurzfristig zu einem Forschungsstopp geführt. Man glaubte dann, die drohenden Gefahren durch verschärfte Sicherheitsvorkehrungen ausschalten zu können.

Warum war der Aufruf so wenig beachtet worden? Wie konnte man Gefahren derart sträflich unterschätzen? Darüber dachte ich lange nach, und allmählich konnte ich mir die Fragen beantworten.

Die warnenden Stimmen waren unpopulär. Niemand wollte davon hören. Ich konnte mich ja selbst nicht daran erinnern,

sie wahrgenommen zu haben. Die Menschheit glaubte, Fortschritte zu machen, ihre Probleme zu lösen. Die Warner waren Ketzer, ewige Pessimisten und Schwarzseher. Es waren Unzufriedene, die der ganzen Welt kein Glück gönnten.

Das wurde den Skeptikern unterstellt. Sie galten als Leute, die den Fortschritt hemmen wollten. Aus welchem Grund sollte man ihren Unkenrufen Glauben schenken? Wieso sollten sich die Menschen ihre Wunschträume zerstören lassen, ihre Luftschlösser, die so greifbar nah erschienen?

Die Biogenetiker selbst waren es, die die Gefahren herunterspielten. Watson hatte sich später vehement von seiner einstigen Unterschrift unter dem Aufruf distanziert. Ihm sei speiübel geworden, als er gemerkt hätte, was er da unterzeichnet hatte. Er verglich die Wissenschaftler mit einer Herde von Eseln, weil sie die Gefahr aufgebauscht hätten.

Watson, der Wissenschaftler, der kein Blatt vor den Mund nahm und sich nicht scheute, seine Gegner öffentlich als ›Nichtskönner‹, ›Deppen‹ und ›kleine Scheißer‹ zu bezeichnen. Ihm ging wohl erst später auf, dass er mit der Forderung nach einem Forschungsstopp seine eigenen Möglichkeiten beschnitten hätte.

Wenig später, bei einem seiner seltenen Besuche, erfuhr ich Wolfgangs Meinung zu dem Problem. Ich fragte ihn, ob Harry nichts von den warnenden Stimmen gewusst,

ob er keinerlei Gefahr gesehen habe.

Wolfgang war der Ansicht, hinterher könne man immer leicht sagen, man hätte dieses und jenes besser lassen sollen. Irgendjemand hätte immer gewarnt und sich gegen den Fortschritt gestellt. Das sei bei Galilei gewesen, der als Ketzler hingestellt worden sei, oder bei der Erfindung der Eisenbahn. Da hätten sich Leute die fürchterlichsten Gesundheitsschäden durch die Geschwindigkeit ausgemalt, da der menschliche Körper dafür nicht geschaffen sei. Dabei lag die Reisegeschwindigkeit damals bei gerade 25 Stundenkilometern.

»Man hatte eben keine Ahnung und warnte aus Angst«, entgegnete ich. »Bei den Genexperimenten wiesen jedoch einige Fachleute auf ganz konkrete Probleme hin. Und trotzdem wurden sie übergangen.«

Wolfgang gab zu, er und wohl auch Harry hätten die Kritik nicht ernst genug genommen. Für jedes Argument der Vorsichtigen gab es scheinbare Gegenargumente der Befürworter. Und gegen jedes Gegenargument hatten die Kritiker neue Einwände. Zum Beispiel sagten die Genchirurgen, die Chance einer ungünstigen Mutation läge bei eins zu einer Billion und sei damit praktisch null. Die Widersacher antworteten, in Zellkulturen entstünden aus einer Zelle Billionen von Nachkömmlingen. Also könne man in jeder Zellkultur sogar mit mehreren Mutationen rechnen.

Wolfgang sagte, er habe sich erst nach Auftreten der Krankheit ernsthaft mit die-

sem Problem befasst. Zuvor sei es ihm wie ein Glaubensstreit vorgekommen, der mit wissenschaftlichen Argumenten nicht zu lösen war.

»Es gibt ein anderes treffendes Beispiel aus jüngster Zeit«, ergänzte Wolfgang.

»Das betrifft die Pockenfrage. Du weißt ja, seit Mitte der Siebzigerjahre gelten die Pocken als ausgerottet. Die allgemeine Impfpflicht wurde aufgehoben. Aber die Laboratorien sind immer noch voll von Impfpocken-Viren. Die werden immer noch weiter gezüchtet. Auch die Kuhpocken gibt es noch. Die sind nahe verwandt mit den echten Pocken, aber für den Menschen ungefährlich. Dabei ist theoretisch die Möglichkeit einer Mutation genauso vorhanden wie bei den Oktobakterien. Sogar echte Pocken werden zu Studienzwecken weitergezüchtet. Im Fall einer ungünstigen Mutation oder wenn Laborpocken durch irgendeinen Unfall freigesetzt werden, treffen diese Viren auf eine ungeimpfte Bevölkerung. Die Pockenkrankheit wird dann als Seuche auftreten, genau wie im Mittelalter. Dabei wollen wir erst gar nicht an Bioterrorismus denken.«

»Das sind ja schöne Aussichten«, dachte ich bei mir. »Kaum ist die eine Katastrophe vorüber, muss man die nächste fürchten.«

## Dokument 29: BALD-Bericht

Im Wesentlichen bestätigte Wolfgang meine Ansichten. Der Leser möge mir den Vorgriff verzeihen. Jetzt soll die Geschichte weitergehen.

Die Medien brachten täglich Berichte über neue Opfer der unheimlichen Krankheit. Auch von Renates Tod las ich. Ihr Name wurde nicht genannt, aber nach Ort und Umständen kann es sich nur um sie gehandelt haben.

In der BALD-Zeitung stand ein sensationell aufgemachter Bericht über die rätselhaften Vorfälle. Das Massenblatt schlachtete die Ereignisse aus – ohne Skrupel, wie immer:

Ein Maurer las auf einer Baustelle seinen Kollegen in der Frühstückspause vor:

»Der Boxkampf Calandrelli–Bernard brachte sie ans Tageslicht – die fürchterlichste Krankheit dieses Jahrhunderts. BALD sprach mit dem Trainer. Ruowski: ›Ich habe bei Roberto in den letzten Tagen nichts Außergewöhnliches bemerkt. Er war wie immer. Wir haben einen großen Boxer verloren.«

Inzwischen kommen Meldungen aus allen Teilen Deutschlands und aus dem Ausland. Die Krankheit bricht unvermittelt aus. Dann ist nichts mehr zu retten. Sie quält ihre Opfer mit irrsinnigen Schmerzen, so viel weiß man bisher über das seltsame Übel. Bisher sind 43 Todesfälle bekannt. Wenn Sie diese Zeilen lesen sind es mit Sicherheit schon mehr. Und niemand weiß, wer der Nächste sein wird.«

Die Bauarbeiter kauten auf ihren Broten, schlürften heißen Kaf-

fee aus der Thermoskanne oder kippten kühles Bier in ihre Kehlen. Der Handwerker fuhr mit holpriger Stimme fort:

»Hier die aufregendsten Fälle:

Der Fensterputzer Klaus K. aus Bergisch Gladbach stürzt aus dem ersten Stock und zerfließt beim Aufprall. Der Sturz allein wäre nicht tödlich verlaufen.

Der Schüler Ludwig L. aus der Nähe von Pforzheim vergrünt vor der ganzen Klasse. Der Lehrer hat eine Frage gestellt, doch Ludwig kommt nicht mehr zur Antwort.

Banküberfall in Würzburg: Tödlicher Ausgang für den Kassierer Manfred M., doch nicht durch die Schüsse des Gangsters. Der Angestellte wird Opfer der unheimlichen Krankheit, als der Räuber ihn bedroht. Der Bankräuber flieht ohne Beute.

Volkslauf in der Lüneburger Heide: Der Rentner Norbert N. stürzt auf dem Feldweg. Sein Körper löst sich vor den Augen der Mitläufer auf.

Das sind die krassesten Fälle. Sie spielten sich in der Öffentlichkeit ab. Weitere Leichen sind inzwischen entdeckt worden. Alle lagen, als Skelett völlig unkenntlich, in einer Masse aus grünem Schlamm und Benzin. Die näheren Todesumstände konnten nicht beobachtet werden. Bei einer Putzfrau war das Benzin schon verdunstet. Stundenlang hatte sie im Büro gelegen. Sie säuberte es immer nach Feierabend. Heute Morgen entdeckte sie die Sekretärin, die vor Entsetzen in Ohnmacht fiel.

Ein Unfall der besonderen Art ereignet sich in Ramsau bei Berchtesgaden: Ein Ferienhaus brennt völlig ab. Es gehört dem Studienrat Oskar O. aus München. Die Krankheit ist Ursache des Brandes. Sie erwischt den Lehrer, als er eine Zigarette raucht. Das haben die Ermittlungen ergeben. Bei seinen Knochen fand die Polizei den verkohlten Filterrest. Die Glut hat die Benzinflache entzündet.

Die Gesundheitsministerin zu BALD: »Wir stehen einer völlig unbekanntem Krankheit gegenüber. Die Forschungen laufen auf Hochtouren. Ich bin sicher, in Kürze haben wir ein Gegen-

mittel. So viel wissen wir bereits: Die Bakterien haben sich mit Sicherheit aus den Oktobaktern entwickelt. BALD wollte konkret wissen, wann mit dem Gegenmittel zu rechnen ist, doch Frau Flacher zuckte nur die Achseln.«

Die Arbeiter hörten alle gespannt zu. Einer saß dabei und schaukelte gelangweilt auf einem umgekehrten Eimer, den er als Hocker benutzte. Sein Nachbar drehte sich zu ihm herum und fauchte ihn an:

»Na, der Herr Studiosus! Der vornehme Herr geruhen wohl wieder mal die Nase zu rümpfen über uns Pöbelvolk. Denkst, die lassen sich schön verdummen von der BALD. Stehst ja haushoch drüber!«

Dabei haute er dem jungen Burschen, einem Praktikanten im Architekturstudium, mit dem Unterarm derb auf den Brustkasten. Der kippte nach hinten von seinem Eimer. Kurz darauf schrie er laut auf und lief grün an. Die Bauarbeiter sprangen entsetzt auf und mussten hilflos zusehen, wie der junge Mann starb und sich auflöste. Der Maurer, der ihm den Schlag versetzt hatte, war fassungslos, fassungslos vor Schuldgefühl.

## Dokument 30: Krisenstab

Bundeskanzler Schulz selbst hatte geladen. Es war eine Sitzung von außerordentlicher Wichtigkeit.

Natürlich war ich bei dieser Sitzung nicht zugegen. Ich weiß, dass sie stattgefunden hat und wie sie in etwa ablief. Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, dass ich sie mit meiner Fantasie ein wenig ausschmücke. Vielleicht noch nicht einmal ausschmücke - aber lebendiger gestalte.

**Die Quellenangabe ist nicht sonderlich präzise.  
Doch wie sollte ich Walter Haus etwas übel-  
nehmen?**

»Meine Dame, meine Herren«, eröffnete der Kanzler das Treffen in Berlin. »Sie wissen alle, worum es geht. Sie haben die Arbeitspapiere vor sich liegen und haben, wie ich sehe, bereits darin geblättert. Vor vier Tagen trat der erste Fall der Krankheit in der Öffentlichkeit auf. Eine Woche zuvor war bereits der Zahnarztpatient umgekommen. Wir haben bisher noch keine konkreten Abwehr- und Vorbeugemaßnahmen. In der Bevölkerung wird eine zunehmende Unruhe bemerkbar. Der Ausbruch einer regelrechten Panik ist nicht auszuschließen. Wir müssen etwas tun, wir müssen unsere Anstrengungen forcieren. Deshalb habe ich Sie rufen lassen.«

Der Kanzler blickte in die Runde. Da saßen um einen langen Konferenztisch die Spitzen des Staates versammelt: Innen-, Außen-, Verteidigungsminister und Frau Flacher, die Gesundheitsministerin, der Führer der Opposition, der oberste Polizeichef, der Leiter des Bundesnachrichtendienstes, außerdem Dr. Densing

und mehrere wissenschaftliche Mitarbeiter Professor Neuberts, darunter Scharnetzky; ebenfalls anwesend Professor Korneff, der Leiter der Hygienekommission der Deutschen Ärztekammer. Es war ein großer, wuchtiger Mann, ein Mann wie ein Hüne.

Der Kanzler bat den Professor, einen Bericht über die bisherigen Fälle und Erkenntnisse abzugeben. Korneff fasste sich kurz. Seine Stimme klang in vollem Bass.

»Bisher haben wir 156 Fälle registriert. Betroffen sind sämtliche Bevölkerungsschichten und Altersstufen ab 18 bis 20 Jahren, Männer und Frauen etwa gleichermaßen. Mit Sicherheit wird die Krankheit von Oktobakterien ausgelöst oder von mutierten Abkömmlingen. Fest steht, dass die Bakterien den gesamten Körper fast vollständig in Benzin umwandeln.« Allerdings musste der Hygieniker zugeben, dass noch nicht geklärt war, wie das im Einzelnen ablief. Auch zu therapeutischen Ansätzen konnte er keine konkreten Angaben machen.

»Es liegt auf der Hand, Tuberkulostatika einzusetzen. Medikamente also, die gegen Tuberkelbakterien wirksam sind. Da die Oktobakterien von Tuberkulosebakterien gezüchtet worden sind, ist ein Erfolg denkbar. Die Krankheit verläuft jedoch viel zu schnell. Jeder Einsatz kommt zu spät, wenn die Krankheit erst einmal ausgebrochen ist.«

Zudem sei man nicht einmal sicher, ob die Oktobakterien auf die Medikamente ansprechen würden, Testergebnisse lägen noch nicht vor. Die einzig durchführbare Maßnahme, die er zurzeit sehe, sei die, eine Weiterverbreitung zu verhindern.

»Dazu gehört«, so Korneff, »dass sämtliche vorhandenen Bakterien vernichtet werden. So leid es mir tut, auch die Bakterienkessel der Synphat-Chemie. Außerdem natürlich die vollständige Desinfizierung des infektiösen Materials, das bei jedem neuen Fall entsteht. Ich habe da bereits gewisse Vorstellungen. In meinem Labor konnte ich feststellen, dass einige gängige Desinfektionsmittel die Oktobakterien abtöten.«

»Es kann sich gar nicht um Oktobakterien handeln, Herr Korneff«, protestierte Dr. Burmeister, ein Teilnehmer aus der Syn-

phat-Vertretung. Der kleine Mann redete schnell und eindringlich. Doch wirkte er wie ein David dem Goliath gegenüber. »Oktobakter vermehren sich viel zu langsam und können niemals eine so schnell verlaufende Krankheit auslösen. Eine Mutation, das ist denkbar und sogar wahrscheinlich. Aber es ist doch unsinnig, die gesamten Oktobakterbestände zu vernichten.«

»Diese Frage kann man, glaube ich, vorerst zurückstellen«, bog Kanzler Schulz in seiner ruhigen, bedachtsamen Art ab, »bis die Schuld oder Unschuld der Oktobakter erwiesen ist. Viel wichtiger ist mir, wie man die bestehende Krankheit bekämpfen kann.« Seine Stimme klang fest und gemessen. »Lassen Sie mich, Herr Professor Korneff, zwei Fragen an Sie richten, auch wenn sie sich für Sie sehr laienhaft anhören werden. Einmal möchte ich wissen, ob man die Desinfektionsmittel, von denen Sie sprachen, auch beim Menschen einsetzen kann. Zum anderen interessieren mich Ihre Vorschläge zur Desinfektion nach neuen Erkrankungen. Ich glaube, so muss man konkret an die Probleme herangehen.«

Professor Korneffs gewaltige Gestalt war dem Kanzler zugewandt. »Das Desinfektionsmittel können Sie nur auf unbelebtem Material benutzen. Dem menschlichen Körper würde es schaden. Das kommt also für die innere Anwendung nicht in Betracht. Für die Desinfektion habe ich einen bestimmten Apparat erdacht. Diesen muss ich mit einigen Technikern durchsprechen. Mein Vorschlag wäre, diese Apparate in ganz Deutschland verteilt in Zentren aufzustellen. Ein mobiles Einsatzkommando von vier bis fünf Personen müsste dann bei jedem neu aufgetretenen Fall die Desinfektion vornehmen. Die Einsatzteams könnten von Gesundheitsämtern oder Krankenhäusern aus operieren. Es ist überdies dringend notwendig, diese Krankheit als meldepflichtig nach dem Bundesseuchengesetz festzusetzen. Jedenfalls ist es uns jetzt schon kaum möglich, alle Kontaktpersonen in Quarantäne zu nehmen. Einen überschlägigen Kostenplan habe ich bereits aufgestellt.« Korneff umriss den Plan durch einige knappe Erläuterungen.

Sein Vorschlag wurde allgemein akzeptiert. Der Kanzler sicherte die notwendigen finanziellen Mittel zu. Bundeswehr und Katastrophenschutz sollten ergänzend an den Desinfektionsarbeiten beteiligt werden.

Allen Teilnehmern der Konferenz war klar, dass diese Maßnahmen nicht ausreichen würden. Man müsste die Krankheit selbst in den Griff bekommen. Der Chef des BND schlug vor, die Forschungsarbeiten hauptsächlich Professor Neubert zu übertragen. »Der kennt doch seine Bakterien selbst am besten.«

Die Idee war gut, doch niemand wusste, wo Neubert sich befand. Eine Rückkehr wurde erst in mehr als einem Monat erwartet. Diese Zeitspanne war zu lang.

»Ich weiß, wo Neubert ist. Wenigstens ungefähr.« Scharnetzky war aufgestanden und brachte die Erklärung bewegungslos hervor. Nur sein rechter Zeigefinger fuhr kurz über die Oberlippe.

»Professor Neubert hat seine Reise sehr genau geplant und vorbereitet. Im Auftrag des Konzerns habe ich für alle Fälle seine Aufzeichnungen kopiert. Danach müsste er aufzufinden sein. Er hat sämtliche Hotels und sonstigen Unterkünfte vermerkt.« Anerkennendes Gemurmel wurde laut, Scharnetzky setzte sich und schluckte verlegen.

Er schien eine Vorliebe für Grau zu haben. Grau, die Farbe seiner Kleidung, passte gut zu seinem fahlen Gesicht und zu seinen hellen, glatten Haaren. Er wurde beauftragt, den Wissenschaftler so schnell wie möglich aus Südamerika zurückzubefordern. Mit seinen langgliedrigen Fingern schrieb er Notizen in seinen Taschenkalender.

Nachdem dieser Punkt abgeschlossen war, gründete Kanzler Schulz einen Krisenstab mit fester Besetzung. Er selbst übernahm den Vorsitz. Die wissenschaftliche Leitung sollte Neubert nach seiner Rückkehr übertragen werden. Dem Krisenstab gehörten die meisten Anwesenden an sowie weitere Persönlichkeiten aus Wissenschaft und Politik, deren Einverständnis ersucht werden musste. Die allgemeine Lage ließ keine Absagen erwarten.

Zum Abschluss des Treffens meldete sich noch einmal Professor Korneff zu Wort. Ihn störte, dass immer von der ›neuen, unbekanntem, unheimlichen Krankheit‹ die Rede war. »Als Mediziner muss man einer Krankheit einen Namen geben«, stellte der Gigant fest. »Mein Vorschlag ist ›Oktanose‹. Die Bezeichnung ist angelehnt an Oktobakter und Tuberkulose.«

Von den Anwesenden des Synphat-Konzerns war Protest zu hören. Doch Korneffs Stimme rollte wie Donner darüber hinweg. ›Oktanose‹ trifft den Nagel auf den Kopf«, dröhnte es unwiderruflich aus der Tiefe seiner Kehle. Mit seiner massigen Erscheinung prägte er den Begriff wie ein Dampfhammer. Einmal hingeschmettert, stand er unumstößlich fest.

Dr. Densing schluckte, doch er entgegnete nichts mehr.

»Ich hätte gewünscht, dass man einen solchen Ausdruck nie hätte suchen müssen«, ließ Kanzler Schulz vernehmen. »Aber leider brauchen wir ihn heute.« Er trank einen Schluck Wasser und blätterte gleichzeitig mit der linken Hand in seinen Papieren. »Wie ich feststellen kann, Frau Flacher, meine Herren, ist für heute alles besprochen. Der Termin für das nächste Treffen wird rechtzeitig bekanntgegeben. Bis dahin: auf Wiedersehen.«

Einzelne standen auf und unterhielten sich in Grüppchen. Die meisten Teilnehmer bewegten sich gemächlich auf den Ausgang zu. Nur einer hatte es eilig. Es war Scharnetzky. Als er aus der Tür trat, erschienen einige Journalisten, um Auskünfte über die Besprechung einzuholen.

**Der Abschnitt, der nun folgt, muss wieder aus den nachträglichen Schilderungen Wolfgangs entstanden sein.**

## Dokument 31: Llaima

Bei einem Tee genossen die Brüder das Panorama. Mit den Augen bahnten sie sich einen Weg durch die Schneehänge, die vor ihnen lagen, und besprachen die Route. Der Llaima lag vor ihnen, ein Vulkan von 3125 Metern Höhe. Er gehört zu den aktivsten Vulkanen Chiles. 2008 wurden bei einem Ausbruch 54 Touristen eingeschlossen und mussten mit Hubschraubern evakuiert werden.

Heute aber lag der Berg friedlich da – das passte genau zur Stimmung der Neuberts. Letzte Nacht war es noch ganz anders. Da wurden sie durch Grollen und Vibrieren aus dem Zelt getrieben. Sie konnten ein Naturschauspiel beobachten: einen Miniausbruch des Vulkans, der aber einen beeindruckenden Funkenregen verursachte. Nach zwei Stunden war alles vorbei.

Etwa drei Wochen Zeit war den Brüdern bis zum Ende des Urlaubs geblieben. Nach der Aussprache war Harry wie ausgewechselt. In ihm war etwas aufgebrochen. Er begann zu spüren, wie sehr er bestimmte Seiten vernachlässigt hatte. Er ahnte, dass es sich lohnen konnte, sie zu pflegen.

Wolfgang konnte ihm dabei helfen. Gleich in Südamerika wollte er damit anfangen. Die Reise sollte anders verlaufen als bisher. Als Zeichen warf er den Hefter mit den Vorbereitungen in den Müll. Dann nahm er ihn wieder heraus, ging ins Freie und verbrannte ihn. Diese symbolische Wirkung fand er besser. Er wollte ab sofort keine festen Ziele mehr ansteuern. Die Besteigung des Maipo gab er auf. Er wollte den weiteren Verlauf dem Zufall überlassen.

Das war ein gewaltiger Entschluss. Harry Neubert, der den Zufall gehasst hatte wie der Teufel das Kreuzifix, ließ die Ereignisse jetzt ungeordnet auf sich zukommen. Er entschied aus der Situation heraus, von einer Sekunde zur nächsten. Harry fand schnell Gefallen daran, so zu leben. So sehr sogar, dass Wolfgang fürchtete, sein Bruder wolle jetzt seine Spontanität zur Meisterschaft treiben.

Wandern wohl noch, aber keine Gewaltmärsche mehr. Kontakt suchen zur Bevölkerung, ihre Probleme verstehen lernen. Dinge entdecken: Tiere, Pflanzen, das Außergewöhnliche der Landschaft. »Mensch, Harry, klar: so etwas siehst du so schnell nicht wieder ...«

Die beiden zogen in Ruhe und Gelassenheit durch die Bergwelt Mittelchiles. Sie sprachen in den Dorfkneipen mit den Menschen und erkundigten sich nach verborgenen, abgelegenen Strecken. Sie erhielten manch guten Tipp. Sie fanden Dinge, die in keinem Reiseführer standen – Dinge, die nicht im Voraus zu planen waren. Mehrfach luden Indiofamilien die Fremden zur Übernachtung ein. Hirten und Kinder begleiteten sie lange Strecken auf ihrem Weg.

Bei einer Hochzeit in einem Bergdorf lernten die Brüder überschäumende Lebensfreude kennen – die Ungezwungenheit der Bewohner, ihre Herzlichkeit, auch ihre einfachen, wohl-schmeckenden Speisen, ihre urtümlichen, indianischen Gesänge, die Tänze in farbenprächtigen Gewändern. Die Bewegungen, die sich allmählich in Ekstase steigerten, steckten Harry an. Er wagte es, seine ungelinken Glieder zu rühren, und ließ sich vom Rhythmus mitreißen.

Beim Tee unterhielten sich Harry und Wolfgang über diese letzten Eindrücke.

»Pst, hörst du nichts?«, unterbrach Wolfgang plötzlich. »Da ist doch ein Geräusch!«

»Hör ich nicht. Meinst du das Grollen? Das ist doch wie gestern Abend. Das habe ich heute schon ein paarmal gehört. Müssen wohl aufpassen, dass wir uns nicht im Funkenregen die Haut verbrennen.«

»Nein, da ist noch was anderes.« Wolfgang lauschte und überlegte. »Das ist doch ... ja, ich meine das ist ein Motoren-geräusch.«

Harry wehrte ab: »Wie soll denn hier ein Motorfahrzeug herkommen?« Dann reckte er den Hals, stand auf und lauschte.

»Ich glaube, du hast recht. Das kommt von da.« Er deutete in nordöstliche Richtung. Auch Wolfgang schaute dorthin. Dann sahen sie einen Hubschrauber, der sich langsam über den Rand des Llaima schob. Er flog auf den Gipfel des Vulkans zu, überquerte ihn und drehte dann weiter werdende Spiralen. Recht tief flog er dabei.

»Ob der was sucht?«, überlegte Wolfgang. »Aber was bloß? Na ja, vielleicht sind das so 'n paar Nobelpreisträger, denen es zu mühsam ist, zum Gipfel zu marschieren. Fliegen, das passt doch viel besser zu euch.«

Harry ging nicht darauf ein. »Wie dem auch sei, wir müssen weiter.« Er begann, zusammenzuräumen und einzupacken. Der Hubschrauber kam in einer weiten Schleife jetzt ziemlich nahe heran. Wolfgang ließ es sich nicht nehmen zu winken.

Im Helikopter musste man ihn entdeckt haben. Er steuerte jetzt direkt auf die Stelle der beiden Brüder zu, kam näher und näher und flog immer tiefer. Sie konnten Einzelheiten erkennen. In der Kabine saßen mindestens vier Menschen. Tatsächlich schickte sich der Mehrzweckhubschrauber zur Landung an. Er ging fünfzig Meter entfernt von den Brüdern nieder und wirbelte eine schwarze Staubwolke auf. Als der Rotor sich langsamer drehte und der ohrenbetäubende Lärm nachließ, waren beide gespannt, was sich ereignen sollte.

Die Landekufen standen sicher auf dem Grund und die Kabinentür öffnete sich. Ein Mann in grauem, sportlich geschnittenem Anzug sprang heraus und lief auf die Neuberts zu. Harry erkannte ihn sofort und schrie ihn aus einigen Metern Entfernung an:

»Scharnetzky, du blöder Idiot! Was willst du denn hier?« Wut stieg in Harry hoch. Konnte dieser Kerl ihn denn nie in Frieden lassen? Wie hatte der ihn überhaupt finden können? Das war unfassbar.

»Verschwind bloß so schnell, wie du gekommen bist!« Harry stampfte bedrohlich mit dem Fuß auf.

Er sah, wie Scharnetzky zum Sprechen ansetzte. Aber es kam kein Laut aus seinem Mund. Stattdessen lief er rot im Gesicht

an. Dann rang er nach Luft, krümmte sich und fing plötzlich an, schrill zu schreien.

Wolfgang sprang herbei, Harry blieb erschrocken stehen. Aus dem Hubschrauber eilten drei Leute hinzu. Eine Frau war darunter – Sabine Hermans aus Harry Neuberts Forschungsteam. Wolfgang beugte sich zu dem Mann hinunter. Überrascht stellte er fest, dass innerhalb weniger Sekunden die Hautfarbe von rot in gelblich-grün wechselte.

Ein Ikterus, eine Gelbsucht, die sich so schnell entwickelte? Das musste ein ganz akuter, heftiger Zerfall an Blutkörperchen sein. Nein, das auch nicht. Die würden nicht so schlagartig schnell abgebaut zu Bilirubin.

Solche Gedanken schossen Wolfgang durch den Kopf. Etwas Derartiges war ihm in seiner medizinischen Laufbahn noch nie begegnet. Der Mann schrie nicht mehr, er wand sich in kurzen, krampfartigen Bewegungen. Wolfgang streckte die Hand aus, um den Puls zu fühlen.

»Nein!«, rief die Frauenstimme, und gleichzeitig wurde der Arm des Arztes zur Seite gerissen. Frau Hermans war herbeigerannt und verhinderte die Berührung.

»Nicht anfassen«, keuchte sie atemlos. »Das ist ansteckend. Kommen Sie!« Dabei schob sie den Mediziner energisch von Scharnetzky weg, packte auch Harry und zog beide zum Helikopter. Die Brüder waren ratlos und verwirrt. Willig ließen sie sich wegführen.

Vor dem Hubschrauber blieben sie stehen und beobachteten den weiteren Zerfall. Niemand sprach etwas. Wolfgang merkte, dass jede Hilfe zu spät kam. Harry schnupperte plötzlich.

»Läuft hier irgendwo Benzin aus?« Das waren seine ersten Worte. »Nein«, erklärte die Biologin. Das kommt von der Leiche. Kommen Sie jetzt, wir müssen hier weg«, drängte sie.

»Aber wir können Scharnetzky doch nicht einfach so liegen lassen«, wehrte sich Harry.

»Doch, wir müssen.« Die dunkelblonde langhaarige Frau ließ sich nicht beirren. »Steigen Sie jetzt ein! Ich erkläre Ihnen alles beim Rückflug.«

Nun widersprach niemand mehr. Harry kletterte zuerst in die Kabine. Benzingeruch. Oktan. Eine schreckliche Ahnung stieg in ihm hoch. Wolfgang ging noch einmal zurück, um die Ausrüstung zu holen. Als er an der Leiche vorbeikam, sah sie schon halb verwest aus. In ihrer Nähe roch es penetrant nach Benzin.

Sabine Hermans eilte nochmals zu Scharnetzky. Sie ging um die Leiche herum, zur Seite, von der der Wind kam. Dann zündete sie ein Streichholz an und warf es direkt auf den Körper. Er fing sofort Feuer und brannte in hellen Flammen. Schnell entwickelte sich schwarzer Rauch, den der Wind zum Hubschrauber trieb.

Nachdem die Biologin ebenfalls an Bord war, hob der Pilot ab. Harry war beeindruckt, wie klar, zielstrebig und konsequent sie gehandelt hatte. Eine Frau, die wusste, was sie tun musste. Auch wenn er die Gründe noch nicht kannte.

## Dokument 32: Rückflug

Im Hubschrauber konnte man kaum sein eigenes Wort verstehen. Eine Unterhaltung war unmöglich. Man musste sich laut in die Ohren brüllen, um sich zu verständigen.

Scharnetzky, der arme Kerl. In Harrys Kopf wirbelten die Gedanken. Sein abscheulicher und schneller Tod ... Benzingeruch ... der Helikopter. Man hatte Harry gesucht und aufgespürt. Was wollte Scharnetzky mitteilen? Wieso war es so dringend? ›Das ist ansteckend‹, Frau Hermans' rätselhafte Warnung. Was war das für eine Krankheit? Er hatte nie von Derartigem gehört, selbst Wolfgang als Internist schien ratlos. Benzin – Oktan – Krankheit. Waren die Oktobakter die Ursache? Waren sie gefährlich? Wie gefährlich, wie ansteckend?

Verdammt noch mal, Welch widerwärtiger Tod. War er, Harry, gar schuld daran? Wieso musste er den armen Scharnetzky anbrüllen, kurz vor seinem Ende? Diese unangemessene Kurzschlussreaktion! Harry hätte sich denken müssen, dass er triftige Gründe hatte. Wie hätte er es sonst gewagt, keiner wusste besser als er, wie sein Chef aufbrausen konnte. Und genauso borniert hatte er sich wieder einmal aufgeführt, statt sich zu freuen, ein bekanntes Gesicht wiederzusehen.

Er brauchte diesen umständlichen und doch so fähigen Menschen und Mitarbeiter. Wie sollte es jetzt weitergehen? Im Grunde waren sie Freunde.

Jetzt war es zu spät, das Scharnetzky zu sagen. Seinen letzten Auftrag hatte er ihm stattdessen erschwert, weil er sich nicht mehr an die Reiseaufzeichnungen hielt. Scharnetzky musste sie eingesehen haben, sonst hätte er ihn nie gefunden. Harry nahm ihm das nicht mehr übel. O Gott, nicht einmal beerdigt wurde er. Wieso hatte die Biologin die Leiche verbrannt? Wollte sie so die Erreger vernichten? Und weshalb war ausgerechnet sie mit hierhergekommen?

Sabine Hermans hatte sich gefreut, ihren Chef wiederzusehen. Trotz seiner ruppigen Art. Er fehlte ihr im Labor, sie mochte ihn. Seine Spitzen und Seitenhiebe nahm sie nicht persönlich. Er war anders als er sich gab, das wusste sie. Lange genug kannte und beobachtete sie ihn schon. Mürrisch und streng war er nach außen, aber ihr schien das gewollt, gekünstelt. Die meisten fielen darauf herein und hassten oder fürchteten ihn. Sie dagegen wollte wissen, was hinter der Schale steckte.

Sie hatte sich darauf gefreut, Harry Neubert wiederzusehen. Aber was war das für ein Wiedersehen geworden? Ein Horrorerlebnis für alle Beteiligten. Nicht einmal richtig ansehen konnte sie Harry. Nur flüchtig hatte sie mit einem Blick erhascht, wie braungebrannt er war. Gut erholt und entspannt sah er aus. Jetzt erkannte sie, dass sich Sorgenfalten in sein Gesicht gruben.

Auf dem Landeplatz in Temuco stand eine Sportmaschine startklar bereit. Der Pilot hatte über Funk den Erfolg der Suche durchgegeben. Das Umsteigen dauerte nur wenige Minuten.

In der kleinen Propellermaschine dröhnten die Motoren ebenfalls. Das Gespräch war anstrengend, weil man überlaut reden musste. Aber immerhin erhielten die Neuberts im Lauf des zweistündigen Flugs die ersten wichtigsten Informationen.

Harry sah seine Ahnung bestätigt. Die Oktobakter mussten zu Bestien-Mikroben entartet sein. Scharnetzky war vor seinen Augen daran verstorben. Die Botschaft, die er bringen sollte, vollzog sich an seinem eigenen Leib, und er bezahlte sie mit seinem Leben. Hatte Harry sich selbst angesteckt? Oder Wolfgang? Waren sie alle infiziert, hier im Flugzeug? Niemand konnte es wissen.

In Santiago telefonierte Sabine Hermans mit Deutschland. 458 Todesfälle waren es mittlerweile. Sonst gab es leider nichts Neues, vor allem nichts Erfreuliches. Nach einem kurzen Aufenthalt startete eine Sondermaschine in Richtung Bundesrepublik.

Bei Beginn des Fluges besprach Frau Hermans Einzelheiten mit den Geschwistern Neubert. Sie erfuhren von Behm, Ca-

landrelli und den anderen Opfern. Sie wussten, wie die Krankheit verlief. Auch über die bisherigen Untersuchungsergebnisse unterrichtete sie die Biologin.

»Ihr habt doch Tierversuche durchgeführt. Du hast sogar einen Selbstversuch gewagt. Gab es denn wirklich überhaupt keine Schwierigkeiten? Oder Krankheitszeichen?« Wolfgang konnte sich aus medizinischer Sicht den Zerfall nicht erklären.

»Nein«, antwortete Harry. »Deshalb glaube ich nicht, dass es Oktobakter sind. Nach allem, was ich bisher gehört habe, nehme ich an, dass es sich um Mutanten handelt. Denn das stimmt, die Oktobakter hätten mich längst auflösen müssen, wenn sie die Krankheit verursachen.«

Nach dem Gespräch machte sich bleierne Müdigkeit breit. Alle versuchten, auszuspannen und etwas zu dösen, doch richtigen Schlaf fand im Flugzeug niemand. Harry dröhnte der Kopf, der gesamte Körper war von den dauernden Vibrationen wie betäubt. Bei Zwischenlandungen in Buenos Aires und Madrid nicke Harry kurz, aber tief ein.

Nach einem anstrengenden Flug von insgesamt zweiundzwanzig Stunden landeten die Rückkehrer benommen und steif auf dem Rhein-Main-Flughafen in Frankfurt.

## Dokument 33: Pilotprojekt

**Dr. Densing und Professor Korneff empfangen Harry Neubert, wie Walter Haus beschrieb. Einige Journalisten waren bei der Begrüßung anwesend. Nach kurzem Händeschütteln und Bekanntmachen fuhren die fünf Personen, Wolfgang Neubert und Sabine Hermans eingeschlossen, zum Synphat-Konzern. Seine Kenntnisse reichten ihm vorerst. Er wollte so schnell wie möglich in sein Labor und sich mit den Mitarbeitern besprechen. Er war gespannt, ob sie schon Ergebnisse vorlegen konnten. Doch so schnell kam er nicht dorthin. Und hiermit fahre ich mit dem Original-Text fort.**

Das Fahrzeug geriet in einen Stau und konnte weder vor- noch zurückfahren. Der Chauffeur schaltete das Autoradio ein. Nach einer Weile unterbrach eine Verkehrsdurchsage die Musik.

»Für die Autofahrer eine aktuelle Meldung zur Verkehrslage. Infolge einer Demonstration kommt es im Citybereich Frankfurts zu erheblichen Behinderungen. Der Verkehrsfluss in der Innenstadt ist zum Erliegen gekommen. Die Polizei bittet, die City zu meiden. Der Durchgangsverkehr wird angehalten, den Umleitungshinweisen zu folgen und diese Bezirke weiträumig zu umfahren. Und hier noch eine Durchsage des Roten Kreuzes: Bitte halten Sie in den Straßen einen Mittelstreifen frei für die Einsatzfahrzeuge.«

Der Hinweis kam für Dr. Densing und die Mitfahrer zu spät. »Wussten Sie das denn nicht vorher?«, herrschte Densing den Fahrer an. »Doch, abbä isch hab geglaubt, mä packes noch.«

Es war nicht zu ändern. Bald konnten die Fahrzeuginsassen weiter vorn eine ungeheure Menschenmenge mit Spruchbändern vorbeiziehen sehen. Bis auf den Fahrer stiegen alle aus und

gingen zur Kreuzung. Die Demonstranten forderten die Abschaffung von bakteriologischen Versuchen. Und sie forderten die sofortige Verteilung von Antibiotika an die gesamte Bevölkerung. »Kein Pilotprojekt! Sind die andern denn ein Dreck?« Riefen immer wieder die Sprechchöre. »Münsingen – die ausgewählte Stadt!«, stand auf einem Spruchband.

Professor Korneff konnte den Sachverhalt erläutern. »Wir führen eine Pilotstudie in Münsingen durch. Das liegt zwischen Stuttgart und dem Bodensee; in Pinneberg bei Hamburg und St. Wendel im Saarland übrigens auch. Ich kann mir nicht erklären, wie das an die Öffentlichkeit dringen konnte. Die Studie lief streng geheim.

Alle Einwohner erhalten Tuberkulostatika. Denn wir sind uns sicher, dass es sich um Abkömmlinge der Tuberkelbakterien handelt, mit hoher Wahrscheinlichkeit um Oktobakter. Bisher haben wir kein Mittel gegen die Oktanose. Wenn sie erst einmal ausbricht, gibt es keine Hilfe mehr. Deshalb wollen wir vorher die Medikamente geben, damit die Oktobakter gar nicht erst wachsen.

Natürlich sind wir uns nicht sicher, ob das klappt. Ob sich die Bakterien wirklich unschädlich machen lassen. Vielleicht sind sie ja resistent. Wir testen in einzelnen Städten verschiedene Tuberkulostatika. Sie wissen sicherlich, Herr Neubert, dass es mehrere Sorten gibt.«

»Immerhin, es könnte klappen«, stimmte Harry zu. »Aber warum geben Sie denn nicht wirklich der ganzen Bevölkerung vorbeugend diese Mittel, so wie das hier gefordert wird?«

»Wie gesagt«, dröhnte Korneffs Bass, »wir wissen nicht, ob die Überlegung richtig ist. Das wollen wir durch das Pilotprojekt ja gerade herausfinden. Und außerdem haben wir längst nicht genügend Vorräte, um ganz Deutschland damit zu versorgen. Wenn die Pharmaindustrie sich auf eine Großproduktion einstellen soll, dann muss doch die Wirkung einwandfrei feststehen.«

Das leuchtete Harry Neubert ein.

Der Demonstrationzug dauerte endlos lange. Erst Stunden nach Feierabend kam der Verkehr schrittweise wieder ins Rollen. Es war sinnlos, jetzt noch ins Labor zu fahren. Die Gruppe – bis auf Wolfgang – verabredete sich für den nächsten Morgen, pünktlich zu Dienstantritt.

Die Nachrichten in dieser Zeit verfolgte ich regelmäßig und gespannt. Oktanose war das beherrschende Thema in den Medien und auf Internet-Plattformen. An diesem Abend kamen in der »Tagesschau« zwei wichtige Meldungen.

Die erste berichtete von der Rückkehr Harry Neuberts. In ihn wurde die Hoffnung gesetzt, ein Gegenmittel zu finden. Man sah die Brüder kurz. Einige Reporter versuchten, sie zu interviewen. Harry wehrte sie ab, er sei zu einer Stellungnahme noch nicht in der Lage. Hätte ich mich sonst gefreut, die Neubert-Jungs wieder zu sehen, wenn auch nur auf der Mattscheibe, so bereitete mir insbesondere der Anblick Harrys dieses Mal gemischte Gefühle.

Die andere Meldung war beängstigend. In Frankfurt am Main und mehreren anderen Städten demonstrierten insgesamt über hunderttausend Menschen gegen weitere Genforschung und gegen die Pilotprojekte. In Frankfurt kam es gegen Schluss der Veranstaltung zu erheblichen Ausschreitungen, als mehrere hundert Leute versuchten, eine Niederlassung der Synphat AG zu stürmen. Dabei musste die Polizei unter Schlagstockeinsatz, Tränengas und Wasserwerfern massiv gegen die randalierenden Demonst-

ranten vorgehen. Bei den Auseinandersetzungen kam es zu zweiundachtzig Fällen von Oktanose, dreiundfünfzig aufseiten der Demonstranten und neunundzwanzig auf Seiten der Polizei.

Ein Mediziner deutete die Ereignisse so, dass es im Lauf der Demonstration zu Massenansteckungen gekommen sein musste. Als Konsequenz wurde in Erwägung gezogen, im Sinne einer Notstandsmaßnahme jede Demonstration zu verbieten - ebenso andere Menschenansammlungen. Diese Drohung musste nicht wahr gemacht werden. In den kommenden Monaten gab es keinen Veranstalter mehr, der eine Demonstration anmeldete.

## Dokument 34: Im Labor

Harry betrat sein Labor. Er schritt zwischen den rotbraun gekachelten Experimentiertischen hindurch, auf denen Stative mit unterschiedlichen Glas- und Messgeräten aufgebaut waren. Die DreifüÙe mit Asbestdrahtnetzen, die Bunsenbrenner, die grellen, farbigen Griffe der Gas- und Wasserhähne, die Regale mit Chemikalien, Geräten und Büchern, die Waagen, automatischen Pipetten und Verdünnungsapparate, die Mikroskope, Fotometer, Rechenggeräte und Computer – all das war dem Wissenschaftler vertraut bis in alle Einzelheiten. Trotzdem hatte er noch nicht das Gefühl, wieder zu Hause zu sein.

Neubert begrüÙte die anwesenden Mitarbeiter, die ihm zu seinem Arbeitsraum folgten, der durch Glaswände vom Labor abgeteilt war. Harry musterte den Schreibtisch und schaute nach Veränderungen. Es sah so aus, als sei in seiner Abwesenheit nichts angerührt worden. Hier, in der vertrauten Umgebung, würde er sich bald zurechtfinden. Noch aber fühlte er sich fast wie benommen.

Der unvermittelte Wechsel von der Bergtour zu dem Einsatz, den man von ihm gefordert hatte, war schroff. Der anstrengende Flug verstärkte die Entfremdung. Harry hatte keine Gelegenheit gehabt, sich davon zu erholen.

»Rufen Sie doch bitte die restlichen Mitarbeiter zusammen, Frau Hermans. Wir wollen uns in einer halben Stunde im kleinen Hörsaal treffen. Und Sie, Herr Korneff, würde ich bitten, die übrigen Mitglieder des wissenschaftlichen Krisenteams dazu zu holen, soweit sie verfügbar sind.«

Im Hörsaal begrüÙte Neubert kurz alle Erschienenen. Er ging darauf ein, wie er aus den Anden zurückgeholt worden war und in diesem Zusammenhang die erste konkrete Begegnung mit der neuen Krankheit hatte. Er äußerte sein Bedauern, dass er in Scharnetzky einen fähigen, unersetzlichen Mitarbeiter verloren hatte.

Anschließend erbat sich Harry Schilderungen über die bisherigen Kenntnisse des Infektionsverlaufs. Er wurde enttäuscht von den Berichten, die er bei diesem Meeting zu hören bekam. Man war in der Erforschung der Oktanose keinen Schritt weitergekommen.

»Sind Kulturen dieser Bakterien vorhanden?«, wollte der Genetiker wissen.

»Ja, wir haben Kulturen aus dem zerfallenden Gewebe der Leichen gezüchtet«, antwortete Dr. Piepenbrinck, einer seiner wissenschaftlichen Mitarbeiter. »Außerdem haben wir natürlich unsere Oktobakter hier und Tuberkulosebakterien. Wir haben Untersuchungen an Tieren und menschlichen Zellkulturen durchgeführt. Ohne Ergebnis, sehen Sie selbst.«

Er führte Neubert zu einem Mikroskop und legte einige Objekte darunter, die er erklärte. Neubert betrachtete die vergrößerten Bilder. Es war so, wie Piepenbrinck gesagt hatte. Er sah Oktobakter zwischen den Zellen der verschiedenen Gewebe liegen, ohne dass die Bakterien die Strukturen nur im Mindesten verändert hätten. Zerstörungen waren absolut nicht zu erkennen.

Die Oktobakter richteten also keinen Schaden an. Neubert ließ sich die Präparate mit den weiter gezüchteten Oktanose-Erregern zeigen. Diese lagen ebenso friedlich zwischen den menschlichen Zellen – ohne Auflösungserscheinungen.

Neubert fragte Professor Korneff, ob er Schnitte von Oktanoseleichen habe. Er bejahte und holte einen Präparatekasten. Dann zeigte er dem Biochemiker die Schnitte unter dem Mikroskop. Harry erkannte, dass alle Gewebestrukturen aufgelöst waren. Keine einzige intakte Zelle fand er, so sehr er auch suchte. Das Ganze war eine diffuse, sulzige Masse, die nur ab und zu von Fäden oder Faserbündeln durchzogen war.

»Tja, meine Dame, meine Herren«, er blickte zu Sabine Hermans hinüber, »das ist ja nicht gerade ermutigend. Es müssen offenbar noch weitere Faktoren eine Rolle spielen. Ohne diese Faktoren sind die Oktobakter und die Oktanose-Bakterien – ob

diese identisch sind, steht noch offen – völlig harmlos. Es kommt jetzt darauf an, diese Faktoren zu finden. Wir müssen weitere Versuche an Tieren und an Zellkulturen vornehmen. Wir müssen verschiedene Zusatzfaktoren mit untersuchen. Vielleicht wäre eine zusätzliche Gewalteinwirkung auf den infizierten Organismus als Auslöser möglich. Ich denke da an den Boxer. Aber das ist nur so eine Idee, reine Spekulation. Ich wüsste jetzt nicht einmal zu sagen, wie ein Schlag etwas an den Bakterien verändern könnte. Wir müssen aber alles in unsere Überlegungen mit einbeziehen. Vielleicht Allergien, Umwelteinflüsse, Luftdruck, Feuchtigkeit, was weiß ich; Reizstoffe in der Luft.«

Dann erläuterte Neubert, wie er weiter vorgehen wollte. Er hatte sich offensichtlich schon ein Konzept überlegt.

Sabine Hermans war erstaunt. Harry Neubert hatte sie tatsächlich als Erste angesprochen: ›meine Dame, meine Herren‹. Normal wäre für ihn so etwas gewesen wie ›Guten Tag, meine Herren – und meine Dame, Entschuldigung‹. Anspielungen dieser Art benutzte der Chef, um so zu tun, als bemerke er Frauen nicht, oder nur aus Höflichkeit.

Arrogant ist er, gibt sich so, als würde er über dem weiblichen Geschlecht stehen. Dabei hat er Angst vor Frauen. Schüchtern ist er in Wirklichkeit, der kleine Harry, seine Gefühle muss er verstecken hinter einer Maske von Logik und Sachlichkeit. Perfekt beherrscht er sich, und das, was an Unsicherheit durchkommt, lässt er heraus mit Ironie oder Zynismus. Nicht leicht, mit Harry Neubert klarzukommen, besonders nicht für eine Frau.

Sabine Hermans verstand, ihn zu nehmen. Mit weiblicher Intuition sah sie hinter Harrys spöttische Bemerkungen. Etwas an diesem Mann faszinierte sie. Etwas an ihm forderte sie heraus. Und dieses Mal war er anders...

Harry steckte bald wieder mitten in der Arbeit. Nach der Besprechung war das Gefühl der Entfremdung verflogen. Er ging zu-

rück in seine Abteilung und entwarf einen genauen Plan für die weitere Vorgehensweise. Am Abend stellte er fest, dass seine medizinischen Kenntnisse nicht ausreichten. Er telefonierte mit seinem Bruder, und der erzählte mir davon.

»Du, Wolfgang, du musst mir helfen. Ich komme allein nicht weiter. Kannst du nicht im Krisenstab mitarbeiten?«

»Du weißt doch, liebes Bruderherz, ich werde in vierzehn Tagen die Chefarztstelle antreten. Die wird mir nicht ewig reserviert. Man hatte mir ja kaum die Zeit für Südamerika geben wollen. Ich habe zwar nicht den gleichen Ehrgeiz wie du, Aber das ist trotzdem ein wichtiges Ziel für mich – weil ich dann eigenständiger arbeiten kann.«

»Aber es gibt doch jetzt wichtigere Probleme als die Karriere. Selbst als Chefarzt kannst du keine Oktanose behandeln.«

»Das stimmt, leider«, gab Wolfgang zu. »Weißt du was, ich will mir's überlegen. Gib mir Zeit bis morgen dann werde ich's dir sagen.«

»Danke dir, schon weil du nicht gleich ablehnst. Hätte ich wahrscheinlich noch vor Kurzem an deiner Stelle getan.«

»Na, nun übertreib mal nicht.«

»Vielleicht kann ja unsere Gesundheitsministerin etwas mit deiner Klinikleitung ausmachen, dass die Stelle nochmals für dich reserviert wird.«

»Wir werden sehen; will das auch mit Irene durchsprechen.«

»Grüß sie – und nochmals danke.«

»Schon gut.« Damit war das Gespräch beendet.

Tuberkulostatika. Sollten die helfen? Harry Neubert wollte nicht auf die Ergebnisse der Pilotstudien warten. Als ersten konkreten Versuch versetzte er Oktanose-Bakterien mit Antibiotika. Ob die Medikamente die Bakterien abtöteten, würde er frühestens in einer Woche erfahren, da sie sich so langsam vermehrten.

## Dokument 35: Boykott

Diese Nachricht schlug ein. Damit hatte niemand gerechnet:

»Die OPEC-Staaten haben mit ungewöhnlich drastischen Maßnahmen auf den Exportstopp für Tuberkulostatika reagiert. Die Lieferung von Erdöl an die Länder der EU und die USA wurde eingestellt. Außerdem verstaatlichten sie alle Niederlassungen europäischer und amerikanischer Firmen und Banken. Gleichzeitig wurden sämtliche diplomatischen Beziehungen abgebrochen; das Personal der Botschaften und die Diplomaten, Geschäftsleute und Touristen wurden ausgewiesen und müssen innerhalb von achtundvierzig Stunden die Länder verlassen.

Ein Sprecher der OPEC-Länder, Yussuf Tachfin, gab folgende Begründung dazu ab: »Zuerst wollten uns die europäisch-amerikanischen Länder die Grundlage unserer wirtschaftlichen Existenz streitig machen. Sie brüsteten sich damit, ihren Energiebedarf in Kürze selbst zu stillen. Dabei schufen sie eine neue, seuchenartige Krankheit. Erste Todesfälle sind auch bei uns aufgetreten. Und jetzt soll uns das Gegenmittel vorenthalten werden. Das werden wir uns nicht bieten lassen. Noch sind die Verursachernationen von unseren Energiequellen abhängig. Wir beantworten deshalb den Exportstopp für Antibiotika mit dem Ausfuhrstopp unseres Erdöls. Die Enteignungen der Banken und die übrigen Maßnahmen dienen unserer Selbstbehauptung. Wir haben qualifizierte Wissenschaftler unter unseren Völkern. Wir können die Medikamente selbst herstellen. Aber dazu sind größere Investitionen erforderlich.«

Die Bundesregierung handelte prompt. Die Notstandsgesetze wurden aktiviert und kamen in vollem Umfang zur Anwendung. Die

Ölvorräte reichten für eine gewisse Zeit, wenn der Verbrauch erheblich beschränkt wurde. Von einem Tag zum andern wurden einschneidende Maßnahmen ergriffen. Der private Pkw-Verkehr war nur für die Fahrt zur Arbeitsstelle erlaubt. Innerhalb von sieben Wochen sollte er ganz verboten werden. Zunächst galt das Fahrverbot für den kommenden Sonntag. In jeder folgenden Woche wurde es um einen Tag erweitert. Sondergenehmigungen waren kaum zu erhalten.

Das Heizöl wurde rationalisiert. Die Mengen waren so festgelegt, dass entsprechend Wohnungsgröße und Baujahr eine Durchschnittstemperatur von fünfzehn Grad erreicht werden konnte. Das lag noch deutlich unter der Sarrazin-Temperatur von siebzehn Grad, wie sich vielleicht mancher erinnern wird. Die Preise stiegen schnell in schwindelnde Höhen. Viele Haushalte gaben sich mit noch tieferen Temperaturen zufrieden. Mich betraf diese Maßnahme nicht; schon seit Jahren heizte ich vorwiegend mit Holz.

Weitere Bemühungen der Regierung liefen in zwei Richtungen. Einerseits führten sie weiter Verhandlungen mit den OPEC-Ländern, die zu diesem Zeitpunkt kein Ergebnis brachten. Andererseits ließen sie die Anlagen zur Oktanproduktion ausbauen. Das war eine paradoxe Situation - die Maßnahme blieb nicht unumstritten. Noch war nicht geklärt, ob Oktobakter die Oktanose hervorriefen, und trotzdem wurden diese Bak-

## OKTAN

terien vermehrt. Diese Kalamität versuchte man durch besonders strikte Sicherheitsvorkehrungen zu lösen.

Das Dilemma reichte noch weiter: Wollte man Antibiotika herstellen, brauchte man Erdöl. Erdöl, immer wieder Erdöl! Die Oktobakter waren notwendig, um die Oktanose zu bekämpfen. Die möglichen Erreger sollten die Krankheit besiegen helfen.

Ich mochte nicht in der Haut der Verantwortlichen stecken Eine klare Entscheidung für oder gegen die Oktanproduktion konnte ich für mich selbst nicht treffen.

Die weiteren Geschehnisse, auch das Ereignis im Sanatorium, machten die Entscheidung überflüssig.

## Dokument 36: Lungenklinik

Meinhard war froh. Er lag in seinem Zweibettzimmer – seit achtzehn Monaten in der gleichen Klinik. Der Mitpatient hatte den Raum verlassen, um sich auf die Liegeveranda zu begeben.

Meinhard drückte die Klingel. In vorfreudiger Erwartung lehnte er sich entspannt in die Kissen zurück, die Hände hinter dem Nacken verschränkt. Dem Nebenmann hatte er gesagt, er sei zu matt zum Mitkommen. Gleich würde sie zur Tür hereinkommen.

Die Tür öffnete sich, und herein kam sie.

»Was haben der Herr für einen Wunsch?«, neckte ihn die Krankenschwester.

»Och, keinen besonderen«, antwortete Meinhard, nahm sie in den Arm zog sie zu sich heran und küsste sie. Sie schlang die Arme um seine Schultern und drückte ebenfalls.

Von seiner Ehefrau hatte sich Meinhard mehr und mehr entfernt, das Verhältnis der Eheleute kühlte zunehmend ab. Die Schwester war für Meinhard lange Zeit die stärkste Bezugsperson. War es allein die Trennung durch die chronische Krankheit? Oder hatte die Frau Verdacht geschöpft? War sie misstrauisch geworden? Meinhard spürte kein Vertrauen mehr bei ihr. Warf sie ihm nicht insgeheim vor, an der Krankheit selbst schuld zu sein – und an dem Verdienstausfall?

Zwischen Meinhard und Schwester Ines hatte sich eine Freundschaft entwickelt durch gegenseitige Anziehung. Die beiden fanden Wege, Mittel und Tricks, ihre Zuneigung im Verborgenen auszuleben und Zärtlichkeiten heimlich auszutauschen. An die Zeit nach der Entlassung wollte Meinhard nicht denken.

Beim Küssen zog der Patient Ines zu sich aufs Bett. Seine linke Hand öffnete zwei Knöpfe ihres Kittels und verschwand darin. Sie machte sich ein wenig frei.

»Du Schlimmer, was machst du, wenn jetzt deine Frau reinkommt?«

»Die kommt schon nicht. Besuchszeit ist doch erst um drei.«  
Er umklammerte die Schwester aufs Neue.

**Was ist denn das nun wieder für eine Geschichte? Was hat so eine Krankenhausromanze an dieser Stelle zu suchen, fragte ich mich. Sie kam mir fast so vor wie der Bericht über den hessischen Kneipenbesuch.**

In diesem Moment kam Meinhard's Frau zur Tür herein. Sie blieb wie versteinert stehen, als sie das Paar erblickte. Die beiden wollten nicht recht begreifen, dass jemand im Raum stand und sie beobachtete. Langsam, wie im Tran, wandten sie sich Meinhard's Frau zu und starrten sie erschrocken an. Sie starrte fassungslos zurück. Keiner sprach ein Wort.

Der erste Laut war Meinhard's Schrei. Meinhard schrie. Er schrie laut und durchdringend, trotz seiner geschwächten Lungen. Schwestern, Ärzte und Mitpatienten stürzten herbei und drängten ins Zimmer. Unter den Augen aller verstarb Meinhard an akuter Oktanose.

## Dokument 37: Die Petrischale

Mist!«, war Harry Neuberts einziger Kommentar zu der Nachricht. Professor Korneff hatte ihn angerufen und mitgeteilt, dass in einer Lungenklinik ein Tuberkulose-Patient verstorben sei. Er war mit drei verschiedenen Tuberkulostatika behandelt worden. Trotzdem hatte er die Oktanose bekommen.

**Doch nicht so abwegig, die Klinikstory gebracht zu haben, lieber Walter.**

»Tuberkuloseepatient vergrünt bei Techtelmechtel vor den Augen seiner Ehefrau.« Das war die Schlagzeile in der Boulevardpresse. Der Ausdruck »vergrünen« bürgerte sich immer mehr im Volksmund ein.

Der Vorfall machte einen dicken Strich durch die Hoffnungen auf Antibiotika. Die Hoffnung sank ganz, als einige Tage später aus Münsingen der erste Oktanose-Fall gemeldet wurde.

Die Bakterienkulturen reagierten ebenfalls in keiner Weise auf die Medikamente, obwohl sie hoch konzentriert damit versetzt waren. Sie bestätigten, dass die Oktanose-Erreger unempfindlich waren gegen die Tuberkulostatika.

Harry ging zum Telefon, er musste mit seinem Bruder sprechen. Der hatte Harrys Bitte nachgegeben und half bei der Erforschung der Krankheit und der Seuche nach Gegenmitteln. Er arbeitete zwei Stockwerke tiefer in einem anderen Labor. Harry hob den Hörer ab. Dann hielt er in der Bewegung inne. Schließlich legte er ihn wieder auf die Gabel. Er hatte eine Idee und kehrte zurück an seinen Arbeitsplatz.

»Frau Hermans«, rief er, »geben Sie mir doch bitte mal die Petrischale.«

»Die Petri ... Schale ... Ja, bitte!« Mit diesen Worten überreichte sie ihm die flache Glasschale. Neubert griff danach, ohne

richtig hinzusehen. Viele seiner Bewegungen waren eingefahren. Sie liefen unbewusst ab, durch tausendfache Wiederholung eintrainiert. Diesmal bekam die Automatik einen Knacks. Was hatte er eigentlich gesagt. Petrischale? Oder Petri-Schale? Wie sprach die Hermans das aus? Irgendwie anders. Das klang nicht nach Petrischale, das war keine Laborsprache. Das war etwas anderes. Aber was?

Harry Neubert hätte die Schale schablonenhaft, wie gewohnt, auf seinen Arbeitsplatz vor sich stellen sollen. Er hätte gar nicht bewusst merken dürfen, dass er etwas derart Banales tat. Aber die Mechanik war gestört. Ohne zu begreifen weshalb, schaute er kurz in das Gesicht seiner Assistentin. Erst danach stellte er die Schale vor sich hin. War da nicht ein flüchtiges Lächeln? Der Hauch von einem Lächeln? Das war kein Gesicht, wie man es im Labor gewohnt ist. Keine Laborsprache, kein Laborgesicht.

Sabine Hermans – keine unangenehme Person. Beliebt war sie bei ihren Kolleginnen und Kollegen. Sie stabilisierte das Betriebsklima maßgeblich. War das der einzige Grund, weshalb er sie duldete? Wie hatte sie es überhaupt geschafft, in sein Team zu kommen? Harry wusste, ganz so streng wie zu anderen Frauen konnte er zu ihr nicht sein.

Wer war diese Frau? Kurz tauchten Bilder aus Chile in Harrys Bewusstsein auf. Sein Absturz in der Nacht, die Gespräche mit Wolfgang. Wollte er nicht ein Stück aus den Anden mitnehmen in seine Alltagswelt?

Harry gab sich einen Ruck. Schluss jetzt. Er musste weiterarbeiten. Am Abend hätte er Zeit für solche Überlegungen.

Nichts störte ihn mehr an diesem Tag; Frau Hermans verhielt sich laborgemäß. Nach Feierabend werkelte Harry lange weiter an neuen Versuchen. Zu Hause sank er erschöpft ins Bett und fiel in einen tiefen Schlaf.

## Dokument 38: Wieder Erdöl

Mist, dachte auch ich, als ich erfuhr, dass die Antibiotika unwirksam waren. Doch einen Vorteil hatte das Versagen der Tuberkulostatika. Die OPEC-Länder waren bereit, ihre starre Haltung zu lockern. In zähen Verhandlungen schlachteten sie die Abhängigkeit der Industrieländer vom Erdöl weidlich aus. Ich konnte es ihnen nicht verübeln. Sie verlangten eine Art Lizenzabgabe für bakteriell produziertes Erdöl.

Nach langen Debatten drückten die Verbrauchernationen die geforderte Abgabe von fünfzig auf dreiunddreißig Prozent des bisherigen Preises. Allerdings waren die Gebühren rückwirkend für das bereits produzierte Oktan zu zahlen. Zusätzlich mussten die Abnehmerstaaten den Förderländern die anteilmäßige Lieferung des Mittels gegen Oktanose zusichern, falls ein solches entdeckt werden sollte. Das verstaatlichte Kapital erstatteten sie nur zum Teil zurück. Die diplomatischen Beziehungen wurden vorsichtig wieder aufgenommen.

In den kommenden Monaten gab es mehr Heizöl. Das ja. Die Hoffnung auf ein Sinken des Preises erfüllte sich nicht. Das Pkw-Fahrverbot blieb bestehen, da weiterhin gespart werden musste.

Die Folge war, dass Fabriken aus vielen Industriezweigen ihre Pforten schließen mussten - besonders die Auto- und Metallindustrie, der Straßenbau, die Heizungs-

## OKTAN

bauer und die zahlreichen Zulieferfirmen. Kaum noch jemand kaufte Luxusgüter. Die Arbeitslosenzahl stieg sprunghaft an auf vierzig Prozent.

Andere Wirtschaftszweige erlebten einen Boom, wie die Hersteller von Kohleöfen, Fahrrädern, Mofas und Winterbekleidung. Die Verkehrsbetriebe suchten Fahrer für Busse, die Bundesbahn Lokomotivführer. Dieser Aufschwung konnte bei weitem nicht den allgemeinen Rückgang ausgleichen.

**Gleichzeitig mit der wirtschaftlichen Krise stiegen die Oktanose-Fälle sprunghaft an, wie Walter weiter ausführt. An den Bushaltestellen, auf den Bahnhöfen und vor den Arbeitsämtern bildeten sich lange Schlangen. Beim Anstehen sank die Laune, die Stimmung war gereizt. Immer wieder entstanden Handgreiflichkeiten, wenn sich jemand vordrängen wollte. Oft vergrünten die Streitenden. Den Zusammenhang kannte noch niemand.**

## Dokument 39: Stress

Nach allem, was ich bisher herausbekommen habe, bauen die Oktanose-Bakterien die Tuberkulostatika einfach ab.« Das war Harrys Erklärung für ihre Unwirksamkeit.

Wolfgang wollte wissen, wie er das herausgefunden hatte. Harry fügte den Kulturen radioaktiv markiertes INH zu, eines der gängigen Mittel in der Tuberkulose-Therapie. Wenig später fand er Abbauprodukte in den Bakterienleibern, ohne dass diese Schaden genommen hatten. Parallelversuche mit anderen Medikamenten verliefen genauso. Die Erklärung war nicht schwer.

Der Eingriff in den Genbestand hatte ja den Stoffwechsel der Oktobakter vielseitig geändert. Die Forscher bauten bewusst einen bakteriologischen Allesfresser. Leider hatten die bekannten Antibiotika alle Molekülanteile, die von den Oktobakterien geknackt werden konnten. Harry wollte Wolfgang einen Katalog der Molekülgruppen vorführen, die in Frage kamen.

Er rief über die Sprechanlage nach einem Assistenten. Der stürzte sofort zur Tür herein. Mit einer Kitteltasche blieb er an der Türklinke hängen. Er war so in Fahrt, dass der Kittel von oben bis unten aufriss. Harry brach in schallendes Gelächter aus. Auch Wolfgang musste grinsen, sah aber nach einer Weile seinen Bruder strafend an, der sich nur langsam beruhigen konnte. Der arme Laborant hakte sich verlegen los und lächelte gequält mit.

»Holen Sie doch mal den Ordner ...«, wollte Harry, noch immer kichernd, dem Assistenten auftragen.

»Nicht nötig«, wandte Wolfgang ein. »Lassen Sie mal. Was soll ich mit den Molekülgruppen? Solche Einzelheiten bringen mir jetzt nichts. Ich hatte da gestern eine andere Idee«, führte er aus, während der Laborant sich stillschweigend verzog.

Wolfgang packte aus einem Aktenkoffer einen Stapel Papiere aus, die ein Hefter lose zusammenhielt.

»Ich hätte mich schon nicht mehr gewundert, wenn der

Laborant gerade vor unseren Augen vergrünt wäre«, gestand Wolfgang seinem Bruder, als der junge Mann außer Hörweite war.

»Was meinst du damit?«

»Nun, sieh mal her. Ich habe alle möglichen Berichte gesammelt – von Polizei, Ärzten, Krankenhäusern; Rettungsdienste sind dabei und Gesundheitsämter. Auch Zeitungsberichte. Das ist eine Menge Zeug. Die Krankheit läuft immer gleich ab. Sie beginnt mit heftigen Schmerzen; fast alle Patienten fangen an zu brüllen. Die Haut wird grünlich. Nach dreißig bis sechzig Sekunden hört das Brüllen auf. Der Kranke ist dann bewusstlos oder sogar schon tot. Dann zerfällt in fünf bis zehn Minuten der ganze Körper. Das Gewebe löst sich auf. Es fließt Oktan aus dieser Masse. Übrig bleibt nur das Skelett.«

»Ja, das ist alles bekannt«, bestätigte Harry.

»Ich habe«, fuhr er fort, »die näheren Umstände mal genauer unter die Lupe genommen. Die Ereignisse, weißt du, kurz vor der Vergrünung. Die Begleitumstände – wie soll ich es sagen: Kaum einer gleicht dem anderen. Eines ist mir jedoch aufgefallen. Die Kranken waren jedes Mal in einer Stresssituation. Entweder war es körperlicher oder psychischer Stress.«

Wolfgang machte abermals eine Pause. Harry schwieg nachdenklich. »Ich will dir mal ein paar Beispiele nennen. Der erste Fall, der Patient beim Zahnarzt, hatte sicherlich inneren Stress. Der Boxer bekam einen Schlag ab. Das löste Stress aus. Dann weiter mit den Berichten. Der Fensterputzer, der abgestürzt ist. Der Schüler im Examen. Der Kassierer beim Banküberfall. Und nicht zuletzt die Fälle bei der Demo. Du weißt, wir kamen gerade aus den Anden zurück. Nicht Massenansteckung, wie vermutet, nein, sondern alle hatten Stress. Du bekommst Stress, wenn Wasserwerfer auf dich zufahren und du Tränengas in die Augen bekommst. Alle hatten sie Stress vor ihrem Ende. Die Liste lässt sich fortsetzen. Weißt du übrigens, dass Renate umgekommen ist? Sie war eines der ersten Opfer.«

»Welche Renate meinst du?«

»Renate Haus, Walters Frau.«

»Mein Gott, das darf nicht wahr sein. Wie konnte denn das passieren?«

»Sie wurde von einem Auto angefahren. Es hat mir auch einen gewaltigen Schlag versetzt, als ich das las. Aber dann kam mir die Idee: Auch sie hatte in einer Stresssituation gesteckt.«

»Mensch, ich kann das gar nicht glauben. Sie war ja wie eine Mutter zu uns. Hast du mit Walter gesprochen?«

»Nein, habe ich nicht. Wann sollte ich denn?«

»Klar, ich bin ja auch kaum aus dem Labor herausgekommen. Wir müssen aber unbedingt mal zu Walter fahren, nicht wahr, Wolfgang?«

Beide blieben eine Weile in Gedanken versunken.

»Was fangen wir nun mit deiner neuen Erkenntnis an oder sagen wir mal mit deiner Vermutung?«, nahm Harry die Überlegungen wieder auf. »Vielleicht ist das der Schlüssel. Vielleicht liegt darin der zusätzliche Faktor, den wir bislang nur vermutet haben. Gibt es denn ein chemisches Äquivalent für Stress?«, fragte Harry neugierig.

»Klar, mehrere. Das wichtigste ist wohl das Adrenalin. Das weißt du doch so gut wie ich. Wenn jemand im Stress ist, wird vermehrt Adrenalin ausgeschüttet. Kortison käme auch in Frage.«

»Gut, sehr gut. Das ist eine Idee. Lass uns gleich einen Versuch machen.«

Harry holte eine Zellkultur aus dem Brutschrank. In der Schale wuchs menschliches Zellmaterial, das schon vor einigen Tagen mit Oktanose-Bakterien versetzt worden war. Wolfgang besorgte inzwischen Adrenalin. Er träufelt mit einer Pipette vorsichtig die verdünnte Lösung auf das Gewebe. Der Erfolg war umwerfend.

Die Strukturen lösten sich auf. Ein Brei entstand, der eine deutliche Grünfärbung annahm. Aus der Schale stieg Benzin-

## OKTAN

geruch auf. Das alles ereignete sich in einer halben Minute. Es war fast überflüssig, den Brei unter das Mikroskop zu legen. Trotzdem ließ es Harry sich nicht nehmen. Er fand keine Zellen mehr, nur aufgelöste Masse.

Die Brüder sahen sich an mit einer Mischung aus Erfolgserlebnis und Erstaunen.

Das war der Beweis. Adrenalin löste das Oktanose-Geschehen aus. Doch blieben viele Fragen offen:

Im Blut und in den Gewebesäften ist immer etwas Adrenalin vorhanden. Warum vergrünen die Menschen nur unter Stress?

Führen die ursprünglichen Oktobakter zu demselben Resultat?

Und schließlich die wichtigste Frage: Konnte man aus der Erkenntnis eine therapeutische Anwendung entwickeln?

## Dokument 40: Der Saugapparat

In diesem Dokument stellt Professor Korneff die Organisation der Oktanose-Einsatztruppe vor. Sie gleicht Krankentransportern und Feuerwehr. Der Hygieniker beschreibt die Fahrzeuge: hellgrüne Kleinbusse mit dunkelgrünen Streifen horizontal um die Mitte. Grüne Blinklichter und Martinshorn schaffen die Voraussetzung für möglichst schnelles Durchkommen im Straßenverkehr. Die Spezialisten tragen alle raumfahrerähnliche Schutzanzüge, sie müssen die infektiösen Überreste beseitigen.

Dazu lässt Korneff ein geeignetes Gerät bauen. Es besteht aus einer Spritze, die mit einem Saugapparat kombiniert ist. Die Spritzdüse sprüht einen scharfen Strahl mit Desinfektionsmittel aus. Der Sauger und die Pumpe nehmen die Flüssigkeit mitsamt den Oktanose-Bakterien auf. Ein Filter fängt die Bakterien ab, um zu verhindern, dass Bakteriensporen der Desinfektion entgehen. Die Filter und eingesammelte Überreste wie Kleidung und Knochen werden später bei 1400° C verbrannt. Die Stelle, an der eine Vergrünung aufgetreten ist, kann so sicher keimfrei gemacht werden. Korneff hofft, so eine allzu schnelle Weiterverbreitung zu verhindern.

Walters Bericht fährt wie folgt fort.

Harry und Wolfgang führten nun ihre neuen Erkenntnisse vor. Korneff war beeindruckt, als sie ihm mit einem neuen Versuch die Wirkung von Adrenalin zeigten. Dann setzten sie sich in Harrys Zimmer und arbeiteten Versuche aus, mit denen sie die offenen Fragen klären wollten.

Es klopfte. Die drei Männer waren so vertieft, dass niemand »Herein!« rief. Schließlich trat Sabine Hermans ein und räusperte sich.

»Können Sie nicht anklopfen?«, schnaubte Harry los und fuhr herum. »Oh, Sie sind es«, sagte er abmildernd, als er die Biologin sah.

»Ich habe geklopft!«, entgegnete sie. »Ich kann gern wiederkommen, wenn die Herren nicht so beschäftigt sind.« Sie drehte sich um.

»Nein, bleiben Sie ruhig. Ich wollte Ihnen sowieso ...«

Aber da war sie schon hinaus gerauscht. Eine Frau, die nicht beliebig mit sich umspringen ließ!

## Dokument 41: Hoffnung

Seit Wochen der Spannung und der Verunsicherung erstmals wieder eine Nachricht, die Mut machte. Man schien dem Ausbruch der Erkrankung auf die Spur zu kommen. Adrenalin war der Auslöser. »Diese wichtige Erkenntnis«, so versprach der Nachrichtensprecher, »berechtigt zu der Hoffnung auf baldige therapeutische oder prophylaktische Möglichkeiten.«

Eine vorbeugende Maßnahme kam mir sofort in den Sinn: Stress - kein Stress. Stress vermeiden, nur nicht aufregen, was immer geschieht. Dann werde ich nicht vergrünen! Zum Glück bin ich nicht gerade ein Choleraer. Aber ab und zu rege ich mich dennoch auf.

Dann gab der Sprecher die Einrichtung des Oktanose-Notfalldienstes bekannt. Es waren die grünen Fahrzeuge mit dem grünen Blinklicht. Sie hatten mit sofortiger Wirkung die gleichen Vorrechte wie Polizei, Feuerwehr und Krankenwagen im Einsatz. Bei Vergrünungen sollten sie so schnell wie möglich die Desinfektion am Ort des Geschehens vornehmen. Die Notruf-Nummer war 111.

»Professor Korneff betonte, dass viele Infektionskrankheiten durch hygienische Maßnahmen überwunden werden konnten. Er erinnerte an die Ruhr, die Malaria, den Typhus und die Cholera. Er erhofft sich durch die beschriebenen Maßnahmen einen

## OKTAN

deutlichen Rückgang der Weiterverbreitung«, erläuterte der Nachrichtensprecher.

Die weiteren Neuigkeiten waren weniger erfreulich. Überall auf der Welt traten Vergrünungen auf. Die ›Grüne Pest‹ griff um sich. Über 500.000 Todesopfer wurden weltweit geschätzt. Allein in der Bundesrepublik Deutschland kamen täglich einige hundert hinzu.

Trotzdem schlief ich etwas ruhiger in dieser Nacht - zum ersten Mal seit Auftreten der Krankheit. Ich hegte die Zuversicht, der Wendepunkt der Katastrophe sei erreicht.

## Dok. 42: Schwellenkonzentration

Harry Neubert saß an einer neuen Forschungsreihe. Er hatte herausgefunden, dass nur die Oktanose-Bakterien die Vergrünung auslösten. Den ursprünglichen Oktobakter-Kulturen konnte er soviel Adrenalin zufügen, wie er wollte, sie griffen die Zellkulturen nicht an. Seine Oktobakter waren also nicht identisch mit den Erregern der Krankheit. Es mussten aber Abkömmlinge davon sein. Anders war es nicht denkbar, dass sie ebenfalls Oktan produzierten.

Weiterhin wusste Neubert bereits, dass die Bakterien mindestens vierundzwanzig Stunden auf die Zellkulturen einwirken mussten. Vorher löste Adrenalin keine Wirkung aus. Fügte man es früher hinzu, zum Beispiel nach zwanzig Stunden, ereignete sich nicht das Geringste.

**Nach dieser Zusammenfassung will ich wieder Walter Haus zu Wort kommen lassen.**

Jetzt war der Biochemiker dabei, die Mindestmenge Adrenalin herauszufinden, die gerade noch zum Vergrünen führte. Er verwendete Gewebekulturen von etwa einem Gramm Gewicht, die zwei Tage vorher mit Oktanose-Bakterien versetzt worden waren. Diese übergoss er mit immer dünner werdenden Adrenalinlösungen. Kaum vorstellbare Verdünnungen erzeugten noch eine Reaktion an den Kulturen. Erst wenn die Konzentration geringer war als 75 ng/l, blieb die Vergrünung aus. Die Schwellenkonzentration betrug also 75 ng/l. Dieser

Wert bedeutet: Etwa ein zehntel Gramm Adrenalin muss man in einem ganzen Schwimmbad auflösen, damit diese Konzentration erreicht wird.

Harry wollte die gefundenen Werte in sein Notizbuch schreiben. Er war von der alten Schule, erst mal aufschreiben. Später würde er sie in den Computer eingeben oder eintippen lassen. Stieg ihm der erste Benzinhauch in die Nase, zückte er den Stift. Lange bevor sich das Gewebe zersetzte, roch er das Oktan. In chemischen Analysekursen hatte er im Studium Berühmtheit erlangt, weil er allein durch den Geruch treffend viele Bestandteile in Gemischen erkennen konnte.

Trotz der verschwindend niedrigen Schwellenkonzentration löste Adrenalin die akute Oktanose aus. Die Konzentration, die in Ruhe im Organismus vorkommt, ist jedoch bis zu fünfmal geringer. Im Stress wird durch vermehrtes Ausschütten von Adrenalin aus dem Nebennierenmark die Schwellendosis erreicht und erheblich überschritten.

»Wo ist denn mein Notizbuch? Frau Hermans, haben Sie das nicht gesehen?« Neubert wollte die gefundene Mindestkonzentration eintragen.

»Doch, hier ist es.« Er blickte weiter auf die Schale, die vor ihm stand. Unter einer Schutzglocke vollzog sich die Vergrünung. Nur seitlich im Blickfeld sah er undeutlich das Buch und griff danach.

»Hier, Ihr Buch, Herr Neu – Bert!« Sabine Hermans lächelte und zog das Buch ein kleines Stück zurück. Harry griff ins Leere.

»Was soll das?«, brummte Harry, noch immer in Gedanken versunken. Er nahm sein Buch und klappte es auf, um die Zahlen hineinzuschreiben. »So vertieft?«, hörte er. Der Stift verharrte ruhig in seiner Hand und Harry schaute auf.

›Lustig macht sie sich doch wohl nicht über mich?‹, dachte es in ihm. Spöttisch war es nicht, das Lächeln. Eher ... ja, nett. Lieb sogar? Und ihre Betonung. Dieses ›Neu – Bert!‹ Was war mit dieser Frau?

Harry blickte sich nach ihr um, da ging sie aus der Tür. Hatte er sie je gesehen, richtig angesehen? Ihre Bewegungen, wie waren sie? Grazil, vielleicht grazil. Sehr anmutig auf jeden Fall.

Nicht nur ihr geschmeidiger Gang zog Harrys Aufmerksamkeit auf sich. Ihre langen, dunkelblonden Haare erschienen vor seinem geistigen Auge, nachdem sie seinem Blickfeld entschwunden war. Sie fielen wellig um ein zartes, freundliches Gesicht. Es strahlte Selbstsicherheit aus. Eine exotische Schönheit, diese Frau mit ihrer dunklen Haut.

Harry war abgelenkt. Wie war das Verhältnis zu seiner Biologin? Was wusste er über sie, über ihr fachliches Können? Nichts Konkretes – das bedeutete, sie musste gut sein, sehr gut sogar. Sonst hätte er ihre Schwächen getadelt. Frauen und Wissenschaft, das waren für ihn beinahe Gegensätze.

Wissenschaftliche Aussagen aus einem Mund des anderen Geschlechts musste er für gewöhnlich verbessern, ergänzen, korrigieren oder am besten ad absurdum führen. Er wusste, er galt als bissiger Diskussionsteilnehmer, auch bei seinen männlichen Kollegen. Frauen gegenüber war er unerreichbar arrogant. Pfui, er war ein Stinkstiefel, das musste er sich eingestehen.

Offenbar hatte er an der Hermans keine Schwächen gefunden. Sonst hätte er sie gedemütigt, das wusste er. Oder was war der Grund für diese Ausnahme, mochte er sie etwa? Er hatte mehrfach eingesehen, dass er bei ihr nicht ganz so garstig war wie gemeinhin.

Wie war die Schwellenkonzentration? Harry Neubert riss sich zusammen, er musste bei der Sache bleiben. Musste er das oder war das wieder eines seiner Abwehrmanöver?

Diese Hermans!

## Dokument 43: Proenzyme

Es war Frühsommer geworden. In Garten gab es jede Menge Arbeit. Die Tage waren schon recht lang. Deshalb vergaß ich manchmal die Zeit und wusste nicht, wie spät es war. In letzter Minute fiel mir die Sendung ein. Ich eilte ins Wohnzimmer. Die Pressekonferenz lief bereits, zum Glück hatte ich nur die Einleitung versäumt.

»Wenn ich Sie richtig verstanden habe, dann gibt es mittlerweile eine fundierte Theorie, wie der Ausbruch der Oktanose zustande kommt.«

»Das ist richtig«, antwortete Wolfgang Neubert auf die Frage eines Reporters. Er sah schlecht aus, sein Gesicht war abgespannt und überarbeitet. So kannte ich ihn nicht. Wolfgang hatte es immer verstanden, sich Entspannung und Ablenkung zu verschaffen.

»Unsere Untersuchungen lassen da kaum noch dran zweifeln. Ich will mal versuchen, Ihnen den Ablauf klarzumachen. Die Oktanose-Bakterien...«

»Entschuldigen Sie bitte«, kam eine Zwischenfrage, »warum nennen Sie die Erreger nicht mit ihrem Namen Oktobakter?«

»Das sind nicht die Oktobakter«, schaltete sich Professor Korneff ein. »Die Bakterien sind nicht identisch. Oktobakter lösen niemals Oktanose aus. Das ist sicher. Die Krankheitskeime sind Mutanten davon. Um Verwechslungen zu vermeiden, be-

zeichnen wir diese Abkömmlinge neuerdings als Oktuber. Das ist eine Wortbildung aus Oktanose- und Tuberkulose-Bakterien. Aber wir haben Dr. Neubert unterbrochen.«

Na, dann muss man die Oktanproduktion ja nicht aufgeben, dachte ich bei mir, wenn der Sachverhalt so liegt. War das der Grund, weshalb Korneff den Unterschied zwischen Oktobaktern und Oktubern so deutlich herausstellte? Damit die Synphat weitermachen konnte?

»Ja«, fuhr Wolfgang Neubert fort, »ich war beim Ablauf der Krankheit. Die Oktuber dringen in den Körper ein und vermehren sich, ohne irgendwelche Krankheitszeichen hervorzurufen. Der infizierte Mensch merkt selbst keinen Deut von der Gefahr. Aber die Oktuber produzieren große Mengen von Enzymvorstufen. Proenzyme heißen sie in der Biochemie.

Die Proenzyme sind noch nicht aktiv. Erst wenn der Körper Adrenalin ausschüttet und das Ganze eine bestimmte Grenze übersteigt, werden diese Vorstufen aktiviert. Dann werden die Proenzyme zu Enzymen. Schlagartig beginnen sie im ganzen Körper mit ihrer chemischen Wirkung. Sie bauen fast alle organischen Bestandteile um zu Oktan.«

»Und wie kommt das Adrenalin in der Körper?«

»Das Adrenalin ist ein Hormon. Es wird bei Stress und Anstrengung ausgeschüttet. Das ist eine körpereigene Substanz. Sie

wird im Menschen von der Nebenniere und an bestimmten Nervenenden gebildet.«

»Woher weiß man denn, ob man die Bakterien im Körper hat?«, lautete die nächste Frage.

»Davon merkt man selbst, subjektiv, nichts«, ließ Professor Korneff wissen. »Das hat Ihnen Dr. Neubert ja schon erklärt. Die Erreger können wir aber im Blut feststellen.«

»Dann kann ich also zu einem Arzt gehen. Der nimmt mir Blut ab und kann mir nach der Untersuchung sagen, ob ich die Oktober im Blut habe.«

»Oktober, mit >u<«, verbesserte Neubert. »Im Prinzip haben Sie recht. Nur sind die Ärzte nicht entsprechend ausgerüstet. Es gehören natürlich erhebliche Vorsichtsmaßnahmen dazu, außerdem eine bestimmte Färbemethode. Das kann nicht jeder Hausarzt durchführen. Wir werden in Kürze in allen Gesundheitsämtern Untersuchungsstellen einrichten. Auch werden wir wissenschaftliche Feldstudien durchführen. Damit wollen wir den Durchseuchungsgrad feststellen.«

»Wie wird denn die Oktanose eigentlich übertragen?«

»Offensichtlich ähnlich wie die Tuberkulose. Die Bakterien sind ja miteinander verwandt. Also hauptsächlich durch Tröpfcheninfektion, zum Beispiel durch Husten oder Niesen. Auch durch Staub ist eine Infektion denkbar wie bei der Tuberkulose. Desgleichen die Übertragung durch Milch

oder Säfte. Ganz genau wissen wir das noch nicht. Einzelne Beobachtungen lassen befürchten, dass die Oktanose sogar im Trinkwasser lebens- und vermehrungsfähig bleiben.«

»Dann ist also jederzeit und überall eine Infektion möglich?« Die Frage klang bestürzt.

»Das schon«, ergriff Wolfgang wieder das Wort. »Aber Infektion heißt noch lange nicht Vergrünung. Ohne erhöhtes Adrenalin besteht keine akute Gefahr.«

»Das heißt also, man darf sich nicht mehr aufregen.« Das war genau der Schluss, den ich spontan gezogen hatte, als die Stresstheorie bekannt wurde. »Aber das kann ich doch gar nicht bewusst steuern«, fuhr der Fragesteller fort.

»Das ist die nächstliegende Konsequenz«, bestätigte der Hygieneprofessor. »Die Erkrankungshäufigkeit auf der Erde bestätigt das in beklemmender Weise. Die Menschen, die sich schnell aufregen, laufen vermehrt Gefahr, zu vergrünen. Bei Aufregung steigt der Blutdruck an. Wer sich häufig aufregt, kann mit den Jahren einen Hypertonus entwickeln, eine Bluthochdruck-Krankheit. Von daher scheinen Menschen mit einem hohen Blutdruck oktanosegefährdeter zu sein als solche mit einem niedrigen.«

Italien ist das Land mit den meisten Blutdruckerkrankungen. Hier kamen bisher auch die meisten Oktanose-Erkrankungen vor - prozentual bezogen auf die Bevölkerung. Es folgen Spanien, Südamerika und der ara-

bische Raum. Japan hat im Gegensatz dazu sowohl die niedrigste Hypertoniker- wie auch Oktanose-Rate.«

»Wie kann ich mich denn persönlich vor der Oktanose schützen? Wie kann sich jeder einzelne davor schützen? Man kann sich doch nicht einfach vornehmen, sich nicht mehr aufzuregen.«

»Das ist im Moment aber die einzige Hilfe, die man guten Gewissens empfehlen kann. Wir müssen uns einen neuen Umgang angewöhnen. Die zwischenmenschlichen Beziehungen werden so ablaufen müssen, dass wir uns nicht selbst gegenseitig durch Stress, Ärger, Wut und Zorn umbringen.«

»Gibt es denn kein anderes Mittel gegen die Grüne Pest? Es gibt doch Medikamente, die die Wirkung von Adrenalin aufheben?«, fragte ein Reporter fast verzweifelt.

»Wir haben noch kein sicheres Mittel. Natürlich suchen wir danach«, erklärte Wolfgang. »Solche Medikamente, die Sie gerade nannten, gibt es in der Tat. Ob ihre Wirkung auch bei den Oktubern zutrifft, ist unsicher. Das muss erst erforscht werden. Wir sind dabei, und lange müssen wir nicht mehr auf die Ergebnisse warten.«

»Wie heißen diese Mittel?«

»Sympatholytika. So heißt die ganze Gruppe. Ich muss aber nochmals dringend warnen. Der Einsatz dieser Mittel ist gefährlich. Sie erzeugen beträchtliche Nebenwirkungen. Und ihre Schutzwirkung vor Oktanose ist ungewiss. Deshalb nenne ich auch keine Namen von Präparaten. Viel

wichtiger ist es, Stresssituationen zu vermeiden. So wie es Professor Korneff gesagt hat. Die Menschen müssen sich ruhiger und entspannter verhalten. Das müssen wir alle lernen.«

Eine Weile lang wurde keine weitere Frage gestellt. Korneff wollte die Konferenz beschließen: »Wenn keine Fragen mehr ...«

»Herr Professor Harry Neubert«, meldete sich noch ein Journalist zu Wort, »mir ist aufgefallen, Sie haben heute noch kein Wort gesagt. Deshalb möchte ich jetzt eine Frage an Sie richten. Haben Sie sich schon einmal Gedanken darüber gemacht, inwieweit Sie höchstpersönlich an der Entstehung der grünen Pest verantwortlich sind?«

Diese Frage schlug ein. Es entstand ein unruhiges Gemurmel. Harry war betroffen und fahrig. Er setzte zu einer Antwort an, konnte aber in dem entstehenden Gewirr nicht sprechen. Der Moderator wiegelte die Frage irgendwie ab und beendete die Sendung.

Die Sendung war beendet. Wohl kaum eine hatte derart hohe Einschaltquoten gehabt. Die Menschen klammerten sich an jeden Hoffnungsschimmer. Und so manch einer zog trotz aller Warnungen seine eigenen Konsequenzen aus dem, was er erfahren hatte.

## Dokument 44: Marktapotheke

Klaus-Dieter Frische konnte nicht schlafen. Er legte sich einen Plan zurecht: Er musste die Medikamente haben. Er wollte dem Apotheker einige Mittel abschwatzen. Zur Not konnte er ihn bestechen. Er wollte es wagen, die Arznei zu schlucken. Zum Glück hatte er genügend Bargeld zu Hause. Das musste ausreichen.

Vielleicht wäre es das Beste, den Apotheker schon vor seinem Geschäft abzufangen. Um acht Uhr dreißig öffnete er. Da er sowieso nicht schlafen konnte, ging Frische um halb sechs aus dem Haus. So konnte er ihn nicht verpassen. Es waren nur wenige Straßen bis zur Marktapotheke.

Als Frische um die letzte Ecke bog, traute er seinen Augen nicht. Eine Traube von Menschen drängte sich vor dem Eingang.

»Hallo, Klaus-Dieter«, grüßte ihn ein Bekannter spöttisch aus der Menge, »auch schon so früh auf den Beinen?«

Frische war nicht nach Scherzen zumute, besonders nicht nach solchen. Er drehte sich weg, hier zu warten war zwecklos. Stattdessen ging er zur Hirschapotheke, circa zwanzig Minuten entfernt. Dort herrschte die gleiche Situation – ebenso an den übrigen drei Apotheken der Stadt. Mutlos kehrte Frische zurück zur Marktapotheke. Inzwischen war es Viertel nach acht. Der ganze Marktplatz war übersät mit Grüppchen von Leuten.

»Da ist ja der Apotheker Schuster!«, rief plötzlich eine Stimme. Ein ausgestreckter Arm deutete in die Nähe des barocken Rathauses. Eine kleine Gestalt in hellem Sommermantel huschte um die Ecke, sie hatte Unheil gewittert.

»Der will sich aus dem Staub machen!«, schrie die Stimme empört. »Los, hinterher!«

Ein paar Leute rannten dem kleinen Mann nach. Während Frische ihnen zusah, hörte er hinter sich Scheiben klirren. Jemand hatte die Eingangstür zerschlagen. Einige Personen drängten

durch die Glasreste in die Apotheke. Die Verfolger stürmten zurück und schwenkten triumphierend den Schlüssel – ein überflüssiges Instrument.

Die Eindringlinge bemächtigen sich der Regale und bedienen sich mit Medikamenten. Ein Mann kam heraus und verteilte die Mittel unter die Wartenden auf dem Platz. Gierig griffen sie danach.

Frische war zu verblüfft und wusste nicht, wie er sich verhalten sollte. Da vorn wurde die Arznei verteilt, wegen der er hier anstand. Aber er machte sich mitschuldig, wenn er die Beute aus dem Raub annahm. Dabei sah er voller Neid, wie manche Leute gleich einige Tabletten hinunterschluckten.

Frische konnte sich nicht mehr zurückhalten. Er wusste nicht einmal, ob das wirksame Medikamente waren. Er hatte das Gefühl, zu kurz zu kommen, und eilte nach vorn, vor der Tür gab es dichtes Gedränge und plötzlich Schimpfen, Fluchen und dumpfes Klatschen. Zwei Männer prügeln sich wenige Reihen vor Frische. Einer von ihnen fing an, aus vollem Hals zu schreien.

Entsetzt sprangen die Umstehenden auseinander. Gleichzeitig ertönten in den Seitenstraßen Martinshörner. Zwei Mannschaftswagen der Polizei rasten auf den Platz, die Leute stoben auseinander. Die Männer in der Apotheke versuchten herauszukommen, einige wurden von den heranstürmenden Polizisten aufgehalten.

Überall rannten Menschen. Frische verkrümelte sich langsam, um nicht aufzufallen. Von vielen Seiten her erklangen Todeschreie. Das bemerkte Frische erst, als er sich außerhalb des wilden Geschehens befand und aus sicherer Entfernung die Ereignisse beobachten konnte.

Auf dem Marktplatz lagen fünfundzwanzig bis dreißig Personen im Todeskampf. Die meisten schrien schon nicht mehr und fingen an, sich zu zersetzen. Frische wurde schlecht. Er fühlte sich innerlich leer, wie versteinert. Vielleicht bewahrte ihn diese Leere vor dem Vergrünen.

Allmählich kehrten seine Gedanken zurück. Frische wunderte sich, wieso kein Oktanose-Trupp anrückte. Bei diesen nüchternen Gedanken konnte er sich wieder bewegen. Bedrückt schleppte er sich nach Hause.

Er kam an der Stelle vorbei, bis zu der Apotheker Schuster verfolgt worden war. Dort lag ein heller Sommermantel in grünem Schlamm. Ein olivgrün verklebter Schädel ragte aus dem Kragen heraus.

Am Nachmittag erfuhr Frische, dass sich ähnliche Szenen an den übrigen Apotheken abgespielt hatten. Das Oktanose-Team konnte der Arbeit nicht überall gleichzeitig nachkommen.

## Dokument 45: Verboten

Ein Ereignis jagte das andere in den folgenden Wochen, ausgelöst durch die Pressekonzferenz. Nicht nur Frische war es, der Wolfgang Neuberts Warnung in den Wind schlug. Eine Boulevardzeitung - die BALD - veröffentlichte unglücklicherweise eine Liste mit rund hundert Medikamenten, die helfen sollten. Denn zum großen Teil wirkten diese Mittel nicht besser als Karamellbonbons. Einige lösten sogar, das ahnte niemand, auf der Stelle die Vergrünung aus.

Die Hoffnung auf Rettung vernebelte die Vernunft. Die Auflage der BALD ging weg wie Freibier, Menschenschlangen standen an jedem Kiosk. Wer leer ausging, besorgte sich eine Kopie oder googelte nach. Gefälschte Rezepte tauchten massenhaft auf; die Ungeduldigsten plünderten die Pharmaläden. Führten Drogerien nicht auch Medikamente? Schon, aber keine Sympatholytika. Trotzdem raubten Verzweifelte auch Drogerien aus.

Kopflös handelten auch die, die es hätten wissen müssen: Ärzte, Schwestern und Pfleger vergrüneten reihenweise. Wer kann schon widerstehen, wenn die Rettung - die vermeintliche - zum Greifen nahe im Arzneischränk steht?

Und die Sicherheit trott, mancher wagte zu viel, weil er sich geschützt fühlte. Zum Beispiel waren die Bordelltoten Opfer ihres Irrglaubens. Hunderte von Kunden

## OKTAN

zerflossen in diesen Tagen bei ihren Prostituierten. Und manches der leichten Mädels folgte kurz darauf.

Rundfunk und Fernsehen warnten unablässig vor dem ungesicherten Gebrauch der Medikamente. Bestimmte Pharmaka lösten mit Sicherheit die akute Oktanose aus. Diese Stoffe ähneln in ihrer Struktur dem Adrenalin. Kleine Unterschiede blockieren zwar die Wirkung im menschlichen Körper. Bei den Oktubern aber überwog die Ähnlichkeit. Versuche an Zellkulturen bestätigten die verhängnisvolle Wirkung.

Das Verbot dieser Medikamente kam für viele zu spät. Nicht nur die Unvorsichtigen, sondern auch einige Unglückliche, denen diese Arznei verordnet worden war: Patienten mit Herzhrythmusstörungen und hohem Blutdruck. In therapeutischen Dosen blieb der Wirkstoff zwar meist unter der Schwellenkonzentration. Bei höherer Dosierung konnte sie allerdings überschritten werden. Bittere Pillen für diese Kranken!

Achtzig bis neunzig Prozent der Bevölkerung waren durchseucht. Das erbrachte eine umfangreiche Feldstudie. Als ich die Meldung hörte, musste ich mir klarmachen, auch ich trug den Todeskeim mit hoher Wahrscheinlichkeit in mir.

»Meiden Sie Stress!«

»Verhalten Sie sich ruhig!«

»Reizen Sie niemanden - und lassen Sie sich nicht reizen!«

Diese Schlagworte hämmerten man den Leuten ein: aus dem Lautsprecher, im Fernsehen, in der Zeitung, auf Werbetafeln und an Litfaßsäulen. Lächeln, lächeln, lächeln. Seid nett zueinander. Das Land des Lächelns. Der Kontinent des Lächelns. Nicht nur China. Der Planet des Lächelns. Keep smiling - Lächeln in allen Lebenslagen. Und tatsächlich, die Leute wurden freundlicher, netter zueinander, weniger hektisch.

Das öffentliche Leben wandelte sich. Gebote der Vernunft setzten sich durch. Verbote der Regierung sollten die Gefahren mindern. Ein neues Gesetz nach jedem Oktanose-Fall: Boxen - verboten; Eishockey - verboten; Fußball - verboten; alle sportlichen Wettkämpfe - verboten, ganz generell.

Horrorfilme, Western, Krimis waren nicht zu sehen, weder im Kino, noch im Fernsehen. DVD- und Blu-Ray-Verleih - verboten. Ständige Appelle, aufregende Videos zu vernichten, auch private. Science Fiction - abgesetzt. Sexfilme - untersagt. Sex verboten? Nein, das nicht. Aber Aufrufe: nicht so stürmisch, nicht so oft.

Und Bücher? Lange Diskussionen zwischen Abgeordneten und Sachverständigen. Bücher blieben, mit Einschränkungen, Neuauflagen durften nicht zu aufregend sein. Eine Kommission prüfte den Inhalt und setzte den Exzitationsindex (EI) fest, den Erregungsgrad. Index 0 hieß ungefährlich. Index 100 bedeutete höchste Gefahr: Von hundert un-

vorbereiteten Lesern würden vermutlich alle hundert vergrünen. Verboten wurden alle Neuerscheinungen mit einem EI über zehn.

Eine durch Lesen ausgelöste Oktanose wurde tatsächlich nie beschrieben.

Mir taten, nebenbei bemerkt, die Mitglieder der Kommission im Herzen leid. Wie schützten sie sich selbst? Was waren das für Menschen, die sich so sehr für Bücherleser aufopferten? Sie waren durch diese Aufgabe ständig selbst am Rand des Vergünnens. Und noch etwas will ich nicht verschweigen: >OKTAN< erhielt den EI 88.

Beschaulich-langweilige Geschichten und Berichte füllten Rundfunk, Fernsehen und Zeitungen. Selbst Komödien wurden selten. Je gewürzter, umso gekürzter - Lachen war gefährlich, herzhaftes Lachen.

Stattdessen sollten wir uns entspannen. Das Radio bot Kurse in autogenem Training an, das Fernsehen brachte Yoga. Broschüren verbreiteten die Jacobson-Methode, Volkshochschulen lehrten Meditieren. Psychologische Entspannungstechniken begleiteten Mann und Frau, Kind und Kegel auf Schritt und Tritt.

Praxis-Fernsehen in den Warteräumen gaben Tipps und Hilfen zur Entspannung, selbst bei Augen- und HNO-Ärzten sowie bei Urologen. Zahnärzte arbeiteten fast ausschließlich mit Kurznarkosen. Verweigerte sie ein Patient, musste er das schriftlich bestätigen.

Längst geißelte die Grüne Pest nicht mehr allein die Menschheit. Zunehmend zerflossen auch Tiere. Besonders Schlachttiere auf der Schlachtbank. Das überraschte mich nicht mehr.

Und wer war schuld an alledem? Immer öfter tauchte ein einziger Name auf: Harry Neubert.

Mein eigenes Leben versuchte ich so fortzuführen wie bisher. Die Gartenarbeit weitete ich aus, so gut es ging. In die Stadt fuhr ich selten. Ich wollte keine Vergrünung mit eigenen Augen ansehen. Selbst in unserer kleinen Kreisstadt gab es täglich Oktanose-Tote. Ich wusste nicht, wie ich reagiert hätte. In meinem Haus, in der Einsamkeit, fühlte ich mich am sichersten.

## Dokument 46: Krank

Harry Neubert arbeitete wie besessen. Auch sein Bruder forderte das letzte von sich. Die beiden führten eine Versuchsreihe mit Sympatholytika durch. Systematisch präparierten sie Zellkulturen oder Tiere mit Oktober. Seit bekannt war, dass Schlachttiere zerflossen, hatten sie mit Tierversuchen begonnen.

Die meisten Labortiere wie Ratten, Mäuse und Kaninchen erkrankten an Oktanose, wenn sie mit dem Erreger verseucht wurden. Meerschweinchen hingegen waren immun gegen die Grüne Seuche, warum auch immer. Die anderen Tiere wurden infiziert. Spritzte man ihnen einige Tage später Adrenalin, vergrüneten sie – genau wie die Zellkulturen. Manchmal genügte es, sie kräftig zu erschrecken.

Dieser Prozess musste aufgehoben werden. Die Wissenschaftler setzten den Kulturen und den Tieren Medikamente zu, von denen sie einen Schutz erhofften. Dabei fanden sie Substanzen heraus, die sofort, wie Adrenalin selbst, zu einer akuten Oktanose führten.

Wirkungsvolle Substanzen hatte das Team nicht gefunden. Keines der Medikamente bot einen Schutz vor dem zugesetzten Adrenalin. Alle Betablocker versagten. Das sind Sympatholytika, die einen Teil der Adrenalin-Wirkung im Körper aufheben. Auch die Alpha-blocker, eine andere Gruppe, versagten. Noch waren nicht alle Mittel durchgetestet. Eine kleine Hoffnung bestand weiterhin.

## Nach dieser Zusammenfassung fahre ich mit Walter Haus' Bericht fort.

An einem Julimorgen betrat Harry um sieben Uhr, wie immer, sein Labor. Um zwei Uhr in der Nacht hatte er es erst verlassen. Er konnte nicht länger schlafen; er wachte stets zur gleichen Zeit auf – gleichgültig, wie kurz die Nacht war.

An diesem Morgen fiel Harry etwas auf. Alles war wie immer: die Kacheltische, die Stative, die Bunsenbrenner, Regale, Schränke und Geräte. Und doch, etwas fehlte. Es dauerte eine Weile, bis Harry begriff, was los war. Sabine Hermans war es, die fehlte. Sie war sonst pünktlich wie die Stechuhr, immer einige Minuten vor ihm im Labor. Ihre Begrüßung war es, die Harry vermisste. Was war los? Vielleicht sprang ihr Wagen nicht an. Fuhr sie überhaupt ein Auto? Hatte sie eine Sondererlaubnis? Bekamen seine Mitarbeiter die? Harry stellte fest, er wusste wenig von seiner Biologin und seinem Team.

Telefon. Frau Hermans war dran, sie könne heute nicht kommen, fühle sich krank.

»Schlimm?«

»Nicht zu sehr. Ich denke, ich bin morgen oder übermorgen wieder da.«

»Na, dann gute Besserung.« ›Zum Glück ist sie nicht vergrünt‹, dachte Harry erleichtert, als er auflegte. Und trotzdem wollten ihm die Knie weich werden.

Nach dem kurzen Gespräch ging Harry Neubert an die Arbeit. Wolfgang kam herein. Er arbeitete weiter mit radioaktivem Material und benutzte einen abgeschirmten Arbeitsplatz. Nach einer knappen Besprechung trennten sich die Brüder.

Der Genetiker setzte seine Versuchsreihen fort. Alles ging heute schwerfälliger, immer wieder dachte Harry an Frau Hermans. An Sabine sollte er denken, Frau Hermans war blöd. Das Wort hatte er abwertend gebraucht, damit sollte Schluss sein. Wie sehr war er an seine Assistentin gewöhnt; die anderen Mitarbeiter nahm er kaum wahr. Vielleicht weil sie anwesend wa-

ren. Sabine war es nicht, sie vermisste er regelrecht – vielleicht nur, weil sie abwesend war. War er abhängig von ihr?

Harry arbeitete bis elf Uhr in der Nacht. Zuvor berichtete ihm Wolfgang von seinen Ergebnissen. Er war pessimistisch, der vielversprechende Weg, die Gegenspieler des Adrenalins als Schutz zu verwenden, entpuppte sich als falsche Fährte. Wolfgang fand radioaktives Material aus den markierten Medikamenten in den Oktanmolekülen. Die Oktuber verwandelten alle diese Sympatholytika zu Benzin, genau wie die Antibiotika. Zwei Mittel, in die die Wissenschaftler ihre Hoffnungen gesetzt hatten, blieben erfolglos.

Harry fühlte sich todmüde. Doch es war nicht die unerfreuliche Mitteilung seines Bruders, der ihn zu Hause, in seinem Bett am Schlafen hinderte.

Harry dachte an Sabine. Er dachte an sie mit ihrem Vornamen. Frauen hatte er aus seinen Gedanken verdrängt, sie waren ihm nicht geheuer. Aber diese Sabine hatte er offenbar nicht abschrecken können. Oder wollte er es gar nicht? Hatte sie ihm schon immer unbewusst gefallen? ›Unbewusst gefallen‹ – Harry wunderte sich über seine eigenen Gedanken.

Un- und Unterbewusstes waren für ihn psychologischer Spinnerkram. Er kam nicht darum herum: Die Frau gefiel ihm! Ein fremder und doch fesselnder Gedanke. Und er, gefiel er ihr? Wieso verhielt sie sich so unlabormäßig? Nicht besonders auffällig, aber irritierend. Fünf oder sechs Mal hatte sie ihn aus dem Trott gebracht.

Ja, sie gefiel ihm. Harry gestand es sich offen und ehrlich ein. Er musste sich langsam an dieses Eingeständnis gewöhnen. Dann fühlte er sich gut bei dem Gedanken, gut, ja gut. Leider nicht lange, plötzlich fühlte er sich schlecht. Was erwartete sie? Wie sollte er sich verhalten? Was wollte Sabine von ihm als Neu – Bert?

Harry kam nicht zurecht, er konnte sich keine Strategie ausdenken. Das war nicht sein Bereich, er war ganz und gar hilflos.

Er dachte an die Anden, an seine Gespräche mit Wolfgang. Er dachte zurück, wie er als Jugendlicher von Mädchen ge-

träumt hatte. War Sabine nicht die Traumfrau? Er sah ihr dunkelgelocktes Engelsgesicht vor sich, wie das von einer Wunschfee, ihre schmalen Lippen, die oft lächelten, die dunkle Haut, die kräftigen Haare, die tiefbraunen Augen. Ihre exotischen, verführerischen Züge konnten von einer maurischen Fürstin stammen.

Aber war sie nicht zu jung für Harry? Jugendliche, fast mädchenhaft wirkten ihr schlanker Körper mit dem kleinen Busen und ihre geschmeidigen Bewegungen.

Zu jung? Wollte er schon wieder verdrängen? Gönnte sich Harry nicht einmal diese Schwärmerei? Er suchte Hinderungsgründe, Ausreden, die ihm die Kontaktaufnahme ersparten.

Was sollte er machen, wie sollte er vorgehen, was hatte Wolfgang damals geraten? Endlich hatte er eine Frau gefunden, die Frau seiner Jugendträume. Gefunden hatte er eher den Zugang zu seinem Gefühl – denn die Biologin war ja bereits einige Jahre in seiner Nähe. Harry gestand sich jetzt ein, dass er sie begehrt, seelisch und körperlich. Doch dann schoss ihm ein Horrorgedanke durch den Kopf: Konnte Sabine nicht längst einen Freund haben, warum sollte sie ausgerechnet auf ihn warten?

Harry fühlte sich schlecht am nächsten Morgen. Er hatte wenig geschlafen. Und Sabine – äh, Frau Hermans – nein, doch Sabine – war wieder nicht zum Dienst erschienen.

Und überhaupt, war nicht alles nur Einbildung?

## Dokument 47: Valium

**Wolfgangs Ergebnisse mit radioaktiv markierten Medikamenten waren niederschmetternd. Doch Harry wollte die Hoffnung nicht aufgeben. Er wusste, Medikamente wirken im Körper manchmal anders als im Reagenzglas oder auf Kulturen. Deshalb setzte er trotz Wolfgangs Widerspruch seine Versuchsreihen mit Tieren fort, wie Walter Haus in seinen Papieren festhielt.**

In den nächsten Tagen arbeitete Harry Neubert fieberhaft. Seine Gedanken um Sabine traten in den Hintergrund, obwohl sie wieder im Labor war. Eventuell war es gerade ihre Anwesenheit, die Harry beruhigte.

Bei einer Gruppe der Sympatholytika erzielte Harry tatsächlich einen deutlichen Erfolg. Es handelte sich um bestimmte Stoffe aus der Reihe der sogenannten Beta-Rezeptoren-Blocker, kurz Betablocker genannt.

Harry hatte den Versuchsaufbau abgewandelt. Er wollte eine realistische Situation erzeugen. Er spritzte den verseuchten Mäusen kein Adrenalin, sondern setzte stattdessen eine hungrige Katze vor den Käfig. Sie versuchte, die Mäuse zu fangen, und stürzte sich angriffslustig auf die Gitterstäbe.

Das Ergebnis war eindeutig. Von den Tieren, die mit Betablockern vorbehandelt worden waren, zerflossen signifikant weniger. Teilweise vergrünten die Tiere in der Stresssituation. Jedoch nur zu etwa einem Viertel, während in der unbehandelten Gruppe neunzig Prozent an Oktanose eingingen.

In der Diskussion konnte Wolfgang Neubert das Ergebnis zunächst nicht einordnen, stand es doch in krassem Widerspruch zu den Versuchen am Zellmaterial. Hier boten die Betablocker keinerlei Schutz.

Doch dann fiel dem Mediziner der Groschen. Nicht die Wirkung als Sympatholytikum war ausschlaggebend, sondern die zentralnervösen Nebenwirkungen. Die meisten Betablocker hatten beruhigende Eigenschaften, eine Nebenwirkung, die in der Medizin manchmal sogar erwünscht war. Betablocker waren bei manchen Sportarten als Dopingmittel verboten, beispielsweise im Bogenschießen. Hier war absolute Ruhe und Konzentration erforderlich. Die Betablocker erbrachten dabei einen unerlaubten Vorteil.

Der Zusammenhang war klar: Die Tiere, die Betablocker erhalten hatten, regten sich einfach nicht mehr so sehr über die Katze auf – und überlebten deshalb.

Die nächste Überlegung kam zwangsläufig. »Es gibt doch wirkungsvollere Beruhigungsmittel als die Nebenkomponente der Betablocker«, fiel es Harry wie Schuppen von den Augen.

»Natürlich«, bestätigte Wolfgang. »Es gibt eine reichhaltige Palette davon. In der Pharmakologie nennt man sie Sedativa oder Tranquilizer, auf Deutsch einfach Beruhigungsmittel. Das älteste und bekannteste ist Diazepam, das wird auch immer noch am meisten verwendet. Valium, weißt du. Der Erfinder nannte es Valium.«

»Lass uns doch gleich einen Versuch starten«, drängte Harry aufgeregt.

Die folgenden Tierversuche erbrachten verblüffende Ergebnisse. Infizierte Tiere, die mit Valium geschützt waren, erkrankten zu einem minimalen Anteil, der bei einem Prozent lag.

Im nächsten Versuch überließen die Forscher die Mäuse der Katze »in freier Wildbahn«, ohne Schutz durch den Käfig. Die Stresssituation war so um Vieles erhöht. Über achtzig Prozent der Nager wurde gefressen, bevor sie vergrünen konnten.

**Die Tierversuche waren beeindruckend, das Gegenmittel gegen die Oktanose schien also gefunden. Die Quellenlage der nächsten Seiten bleibt wieder diffus. Sie ist ähnlich zu sehen wie die des Dokuments 30. Erst einmal berichtet aber wieder Walter aus seiner eigenen Sicht der Dinge.**

## Dokument 48: Million

Hier beschreibt Walter, welche erschreckende Ausmaße die Seuche angenommen hatte. Fast ein Jahr war seit dem Auftreten des ersten Oktanose-Falls vergangen. Einige Wochen zuvor überschritt die Anzahl der Opfer in Deutschland die Millionengrenze.

Gehäuft trat die Grüne Pest auf bei Beginn des Kfz-Fahrverbots und bei der irrtümlichen Hoffnung auf Sympatholytika – durch die Streitereien vor den Apotheken und die Selbstbehandlungsversuche. Andere Länder meldeten ähnlich erschreckend hohe Zahlen.

Immer kleinere Anlässe genügten, die Oktanose auszulösen. Kurze Streitigkeiten, Drängeln in Bussen, Erschrecken vor Hunden oder Spinnen und Mäusen, das alles konnte tödlich enden. Die Oktanose-Trupps wurden ständig erweitert und kamen trotzdem ihrer Aufgabe kaum nach. Oft löste ein Oktanose-Fall regelrechte Kettenreaktionen aus. Fing eine Person an zu schreien und lief grün an, gerieten die Leute in der Nähe in Panik und zerflossen ebenfalls. Manche erwischte die Grüne Pest noch beim Davonrennen.

**Walter führt nun weiter aus:**

Das alles war für mich Grund genug, weiterhin möglichst nur zu Hause zu bleiben. Ich versuchte, für den Winter genügend Vorräte aus dem eigenen Garten herzustellen. Die Tage wurden kürzer; ich blieb

draußen, solange noch ein Lichtstrahl durch die Bäume schimmerte.

So sehr mich das Geschehen auch in Atem hielt, so wenig Zeit blieb mir für Nachrichten und Zeitschriften. Zumindest die Spätnachrichten ließ ich mir nicht entgehen, wenn ich abends in der Küche mit Zubereiten und Einkochen beschäftigt war.

An einem Abend im beginnenden Herbst gab es einen neuen Lichtblick - den ersten, seitdem Adrenalin als Auslöser erkannt worden war. Es war die Nachricht, dass Valium bzw. Diazepam einen sicheren Schutz gegen die grüne Seuche darstellte. Das Medikament sollte über Hausärzte und Gesundheitsämter zugeteilt werden. Eigentlich hätten wir davon gar nicht so schnell etwas erfahren dürfen, wie aus dem entsprechenden Sitzungsprotokoll hervorging. Das habe ich auch irgendwo bei meinen Unterlagen.

Gleichzeitig wurde vor verschiedenen Nebenwirkungen gewarnt, insbesondere vor der Abhängigkeitsgefahr. Das Medikament sollte streng nach Vorschrift und keinesfalls in eigener Regie eingenommen werden.

## Dokument 49: Geheim

Da hat es mir Walter Haus tatsächlich doch etwas schwer gemacht. Dieses Sitzungsprotokoll war überhaupt nicht in seinen Unterlagen dabei. Mehr durch Zufall entdeckte ich es in einem Fotoalbum meiner Urgroßeltern. Es ist schon komisch, wo manche Sachen manchmal landen und in Vergessenheit geraten. Ich reihe das Papier hier mit ein.

Außerordentliche Sitzung des Krisenstabs:

10<sup>00</sup> Uhr: Harry Neubert gibt die Ergebnisse mit Diazepam bekannt. Er berichtet über kurz die Tierversuche. Die meisten Anwesenden sind vorab informiert worden.

Es scheint so, als könne man aufatmen, Tischnachbarn am Konferenztisch reden lebhaft aufeinander ein. Erleichterung macht sich breit. Endlich ist man am Ziel, das Ende der Bedrohung ist in Sicht. Der Vorsitzende klingelt wiederholt das Glöckchen. Es dauert trotzdem eine Zeit, bis die Debatte über das praktische Vorgehen geordnet weiterläuft.

10<sup>20</sup> Uhr: Professor Korneff teilte mit, dass er Bundeskanzler Schulz bereits vierundzwanzig Stunden vorher unterrichtet hat. Er wolle seinen Terminkalender umschreiben lassen und nach Frankfurt fliegen. Dass er nicht pünktlich ankommen konnte, ist dem allgemeinen Verkehrsdesaster zuzuschreiben. Korneff schlägt vor, nicht allzu tief in die Materie einzudringen, bevor der Kanzler erscheint. Es sei aber sinnvoll, bereits jetzt über gewisse Einstiegsschwierigkeiten zu sprechen.

10<sup>35</sup> Uhr: Gesundheitsministerin Frau Dr. Flacher erinnert zuvor an ihre persönliche Betroffenheit;

Zitat: »Die Seuche greift ja gravierend um sich. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, dass aus unserem Krisenstab bereits zwei Mitglieder verstorben sind. Aus meiner eigenen Verwandtschaft sind mir inzwischen vier tragische Todesfälle zugetragen worden. Die Toten in meinem Bekanntenkreis kann ich schon gar nicht mehr überblicken. Es geht letztlich um uns alle. Aber, Herr Neubert, wo liegen die Schwierigkeiten?«

10<sup>45</sup> Uhr: Dr. Wolfgang Neubert drosselt den überschießenden Optimismus gedrosselt. Er sieht drei Problemkreise, vielleicht mehr.

Erstens ist die Frage der Dosierung nicht geklärt. Es muss sich die Menge finden lassen, die vor Oktanose sicher schützt, aber die Reaktionsfähigkeit nicht zu stark einschränkt. Die Menschen müssen in der Lage bleiben, ihrer Arbeit nachzukommen und sich zu versorgen. Man kann die Bevölkerung nicht so mit Arznei vollpumpen, dass sie nur noch vor sich hindämmert.

Aus der Dosierung ergibt sich nach Neubert die zweite Schwierigkeit. Selbst wenn die wirksame Schutzdosis ausgesprochen niedrig liegen sollte – eher nahm er eine mittelstarke Dosierung an – blieb die Aufgabe ungelöst, genügend Tranquillizer zur Verfügung zu stellen. Es muss ja schließlich die gesamte Bevölkerung gleichzeitig behandelt werden.

Neubert hat keine Vorstellung davon, wie die Vorräte und die Herstellerkapazitäten sind. Das muss mit Vertretern der pharmazeutischen Industrie geklärt werden. Zumindest kurzfristig besteht die Wahrscheinlichkeit eines Versorgungsengpases.

11<sup>05</sup> Uhr: Professor Korneff unterbricht den Mediziner.

Zitat: »Wieso gehen Sie von einer mittleren Dosierung aus? Ich denke, Sie haben noch keine Studien an Menschen durchgeführt.«

»Richtig. Ich gehe von den Versuchstieren aus. Kleine Dosen bieten kaum Schutz vor der Oktanose. Ist die Dosierung zu gering, nützt sie überhaupt nichts.«

11<sup>10</sup> Uhr: Frau Flacher griff den Faden wieder auf. Sie erkundigt sich nach dem dritten Problem.

11<sup>15</sup> Uhr: Zitat Neubert: »Das ist die Suchtgefahr. Wir müssen uns darüber im Klaren sein, dass die Tranquilizer abhängig machen.«

**Weiter kann ich die Sitzung wie folgt rekonstruieren, um nicht weiter den trocknen Protokollstil fortzuführen.**

Gegen halb zwölf flog die Tür flog auf. Mit Elan schritt der Bundeskanzler in den Sitzungssaal. Während des Fluges hatte er sich über den Stand der Diskussion unterrichten lassen.

»Liebe Frau Flacher, meine Herren«, begann er nach der Begrüßung, »ich bin erfreut, dass endlich ein Mittel gegen die fürchterliche Grüne Pest konkret in Aussicht steht. Harry Neubert, ich gratuliere Ihnen.«

Pause, etwas Applaus. Es klang seltsam, weil nur wenige Personen klatschten.

»Wir sind es der Bevölkerung schuldig, so schnell wie möglich die Konsequenzen zu ziehen. Die Wirksamkeit der Beruhigungsmittel klingt selbst für mich als medizinischen Laien überzeugend, da damit ja der Stress ausgeschaltet wird. Und Stress ist wohl der entscheidende Auslöser bei infizierten Menschen. Leider haben sich bis heute bereits mehr als fünfundneunzig Prozent der Bevölkerung angesteckt – nach den neuesten Untersuchungen. Nicht wahr, Professor?«

Der Kanzler blickte zu Korneff und dieser nickte.

»Ich teile die Bedenken, dass es Versorgungsschwierigkeiten mit Diazepam geben wird. Das muss geklärt werden.« Kanzler Schulz beauftragte seinen Sekretär, sofort Verbindung mit den Konzernleitern aller Pharmafirmen, die Diazepam herstellten.

Kurze Unterbrechung; Reden, Murmeln, eine schnelle Notiz, ein Schluck Selters oder Orangensaft, Seitengespräche, Winken, Lächeln, Termine Abstecken. Kurz ein Telefonat, eine SMS – kurz aufs Örtchen.

Dann führte Schulz die Diskussion fort. »Es werden wohl doch klinische Studien erforderlich sein. Wenn ich das richtig verstanden habe, wollen Sie doch, Herr Neubert, die günstigste Dosierung herausfinden. Ich bin deshalb dafür, dass wir die neuen Erkenntnisse zunächst noch geheim halten, bis die Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt sind.«

»Das geht doch nicht«, kam sofort der Protest Pohlkes, eines Oppositionellen. »Nun ist endlich ein Mittel gefunden. Die Bevölkerung schmilzt dahin. Die Seuche breitet sich weiter aus. Die Zahl der Opfer nähert sich der Zweimillionengrenze. Und trotzdem soll noch in aller Ruhe geforscht werden. Ich halte das für unverantwortlich.« Pohlke trug seinen Protest mit einer routinierten Heftigkeit vor.

»Ihre Aufregung ist verständlich.« Bosselt ergriff das Wort, der Polizeipräsident. »Aber sehen Sie denn nicht die genannten Schwierigkeiten? Es ist doch besser, man wartet jetzt noch etwas ab. Dann können wir planmäßig vorgehen. Anders sehe ich tatsächlich ein Chaos auf uns zukommen. – Und noch etwas«, ergänzte er nach einer kurzen Pause und kratzte sich dabei am Kinn, »ich möchte mich von vornherein gegen ein neues Pilotprojekt aussprechen. Sie wissen ja noch alle, wie das gerade hier in Frankfurt geendet hatte – damals mit den Tuberkulosemitteln.«

Wolfgang ärgerte sich über die gestelzte Sprache. Dass die Leute in solchen Gremien immer so reden mussten, als würden sie einen Zeitungsartikel diktieren. Je blasser das Gesicht, je glatter der Anzug, desto toter und geschliffener der Ausdruck.

Trotzdem teilte Wolfgang Bosselts Auffassung. Aber Pohlke gab noch nicht auf.

»Was spräche denn dagegen, die Leute mit einer ›mittleren Dosierung‹ zu versorgen, wie hoch die auch immer ist? Dann wird man sehen, ob sie ausreicht. Dann haben Sie Ihre klinische Studie. Einen richtigen Feldversuch sogar. Vergrünen die Leute weiter, müssen sie eben mehr nehmen. Parallel dazu kann man ja wissenschaftliche Forschung betreiben.

Herr Bundeskanzler, lehnen Sie doch vernünftige Argumente nicht nur deshalb ab, weil sie von der Opposition kommen. Wie lange soll das denn überhaupt dauern, bis solche Studien abgeschlossen sind? Wie viele Menschenleben wird das noch kosten?«

Die Stimmung heizte sich auf. Das waren Gesichtspunkte, die nicht von der Hand zu weisen waren. Jetzt aber musste man weiterkommen.

Frau Flacher fasste die Streitpunkte nochmals zusammen. Dann bat sie um ein Ende der Diskussion und um die Abstimmung. Die Runde entschied sich für Geheimhaltung. Zunächst musste die Versorgung mit Tranquilizern sichergestellt werden. Und dann sollte jeder Bundesbürger das Medikament erhalten.

Man einigte sich schnell darüber, dass die Bevölkerung begleitend über den sinnvollen Gebrauch der Beruhigungsmittel unterrichtet werden musste. Korneff wollte die notwendigen Informationen erstellen. Die Brüder Neubert hielten es für wichtiger, die Forschung an einem Gegenmittel fortzusetzen. Denn ein echtes Gegenmittel war Diazepam nicht. Es verhinderte lediglich den Ausbruch der Krankheit, tötete die Oktober jedoch nicht ab. Die Gefahr konnte damit nicht endgültig gebannt werden.

### **Von Walter Haus erfahren wir in kurzen Sätzen, wie die Realität nach der Sitzung aussah.**

Geheim blieb die Nachricht von der Rettung keine drei Tage. Reporter und Journalisten recherchierten wie die Teufel und schrieben sich die Finger wund. Wo war die undichte Stelle? Pohlke stritt vor einem Untersuchungsausschuss jede Indiskretion ab.

## Dokument 50: Vor dem Appartement

Harry kam müde vom Krisenstab nach Hause. Er schloss die Garage hinter sich ab und hatte nur wenige Schritte bis zum Hochhaus vor sich. Hier wohnte er in einem geräumigen Appartement.

Plötzlich knallte es laut, drei, vier Mal. Harry blieb erschrocken stehen. Gestalten huschten durch die Dunkelheit. Vorher hatte er niemanden gesehen, sie hatten sich in den Zierbüschen versteckt.

Das alles ging sehr schnell. Harry bemerkte, dass die Schatten in zwei Wagen sprangen, sie starteten und rasten los. Jetzt erst fühlte er starke stechende Schmerzen in der Seite und in der linken Schulter. Er war von Schüssen getroffen worden. Instinktiv griff er an den Bauch und spürte warme, klebrige Feuchtigkeit – Blut.

Die ersten Personen kamen auf die Straße gerannt und eilten zu dem Überfallenen. »Leg dich hin, los, leg dich hin!« Starke Arme drückten Harry zu Boden. Er fühlte sich schwach und verwirrt und ließ es mit sich geschehen.

Ein Mann aus dem Erdgeschoss holte eine Decke und schob sie ihm unter. Eine Frau mit Erste-Hilfe-Kenntnissen verband die Wunden. Harry stöhnte, als sie Mull auf die schmerzhafteste, verletzte Haut drückte. Kurz darauf kam ein Notarztwagen.

Harry hatte Glück. Der Schuss in die Seite hatte die Bauchdecke gestreift und über eine Länge von zwölf Zentimetern zerfetzt. Die Bauchhöhle war nicht betroffen, der Darm unverletzt. Der Schuss durch die Schulter hatte das Schlüsselbein und die Muskulatur getroffen, große Blutgefäße und Nervenstränge waren intakt.

Die Ärzte wollten ihn so schnell nicht entlassen, doch Harry verließ bereits am dritten Tag das Krankenhaus auf eigene Gefahr. Um die Schultern trug er einen Rucksackverband, bei jedem Schritt schmerzte die Seite.

*OKTAN*

Von jetzt ab wurde der Genetiker polizeilich geschützt, er hatte ständig einen Leibwächter um sich herum.

**Uff, heftig! Doch das nächste Dokument ist vielleicht sogar noch übler.**

## Dokument 51: Besessen

Die erfreuliche Meldung von der Wirkung der Beruhigungsmittel war begleitet von einer Schattenseite. Unbekannte hatten einen Anschlag auf Harry Neubert verübt. Ich zuckte zusammen und war wie erstarrt. »Ein Regierungssprecher hob hervor, dass es dieser Wissenschaftler war, der zusammen mit seinem Bruder, dem Internisten Wolfgang Neubert, die Wirkung des Valiums nachgewiesen hatte«, ergänzte der Nachrichtensprecher. Noch mehr geschockt war ich von der Schlagzeile, unter der am Dienstag folgender Beitrag in der BALD erschien.

### **Professor Neubert angeschossen – Schusswaffenanschlag auf den Vater der Grünen Pest!**

»Ffm-Rödelheim, Hockenhauser Straße 43. Eine ruhige Nacht, die Nacht von Sonntag auf Montag. Schüsse krachen durch die Stille. Vor einem Wohnblock sinkt der Biochemiker und Nobelpreisträger Harry Neubert getroffen zu Boden. Lebensgefährlich verletzt wird er abtransportiert ins städtische Krankenhaus. Die Heckenschützen entkommen in einem Fluchtauto. Niemand kann sie beschreiben. Es gibt keine unmittelbaren Augenzeugen. Die Schüsse stammen aus Kleinkalibergewehren.

Professor Neubert ist der Urheber der Grünen Pest. Darüber sind sich die Wissenschaftler einig. Die Seuche forderte unvergleichliche Massen an Menschenopfern. Es sind mehr Tote als sämtliche Opfer in allen Kriegen auf der ganzen Welt in den letzten 100 Jahren. Und ein Ende ist noch nicht in Sicht. Auch

die Bevölkerung hält Neubert für den Schuldigen. Wen wundert es – der gerechte Volkszorn musste sich einmal entladen. In jeder Familie gibt es Todesopfer. Neubert ist für alle verantwortlich.

Zieht man ihn zur Rechenschaft? Nein, sondern man überträgt diesem profilsüchtigen Wissenschaftler stattdessen die Leitung des Krisenstabs. Welche Ziele hat der Mann überhaupt? Vielleicht führt er den Untergang der gesamten Menschheit bewusst herbei – absonderlich und lebensfeindlich wie er ist.

BALD sprach mit einem Psychologen. Dieser traut dem Biochemiker ohne Weiteres solche Absichten zu. Sadistisch und zwanghaft nennt er dessen Charakterstruktur. Hier wurde der Bock zum Gärtner gemacht. Wer schützt uns vor diesem Mann? Auf diesem Posten ist er eine verantwortungslose Provokation.

Aber damit nicht genug. Jetzt will sich Neubert erneut mit Lorbeeren schmücken. Er will das Gegenmittel entdeckt haben – gegen seine eigenen Oktober. Dabei nimmt bereits seit Monaten der Verbrauch an Valium zu. Der kleine Mann auf der Straße ist nicht so dumm. Er ist von selbst darauf gekommen, was man gegen tödlichen Stress macht.

Dazu brauchen wir keinen Professor Neubert, nicht diesen krankhaft ehrgeizigen, besessenen Forscher. Im Gegenteil, dieser Mann gehört dorthin, wo er kein weiteres Unheil stiften kann. Sonst wird der nächste Anschlag vielleicht tödlich ausgehen. Viele hätten das jetzt schon gewünscht, wie BALD in einer Blitzumfrage feststellte.

Der allgemein gefährliche Wissenschaftler muss raus aus dem Krisenstab. BALD wird Anzeige gegen ihn erstatten wegen fahrlässigen Massenmordes in mehr als 220 Millionen Fällen.«

## Dokument 52: Unfallfolgen

Harry wusste nichts von dem Artikel, als er am Vormittag das Labor betrat. Wolfgang war überrascht, er hätte jeden anderen erwartet, nur seinen Bruder nicht. Der Stationsarzt hatte von mindestens einer Woche Krankenhausaufenthalt gesprochen.

Wolfgang begrüßte Harry und erkundigte sich nach seinen Schmerzen. Dann sagte er: »Vielleicht ist es unvernünftig, dass du das Krankenhaus schon verlassen hast, aber mir kommst du gerade recht. Mir ging gestern etwas durch den Kopf, ein vager Verdacht. Sag mal, Harry, euch sind doch bei der Synphat damals einige Tonnen Flüssigkeit mit Oktobakterien in den Main geflossen. Kannst du dich daran noch erinnern?«

Harry merkte, Wolfgang fiel es nicht leicht, die Frage zu stellen. Er wirkte steif und förmlich und es schien ihm unangenehm, das Thema anzuschneiden. Ohne recht zu begreifen, worauf Wolfgang hinauswollte, antwortete er: »Natürlich erinnere ich mich noch ganz genau an die Situation, als wir über diesen Unfall sprachen. Auf der Feier zur Verleihung des Nobelpreises. Aber wieso fragst du?«

Unmerklich schüttelte Wolfgang den Kopf, spannte die Lippen an, bevor er sprach. »Du hast mir mal gesagt, du hast noch Kulturen von diesen Bakterien.«

Harry bestätigte das. Wolfgang forderte ihn auf, eine Kultur zu beschaffen. Harry schaute in die entsprechende Datei und telefonierte mit einem Laboranten. Ein oder zwei Minuten eisigen Schweigens vergingen. Harry spürte Wolfgangs Anspannung und stellte keine Frage. Dann brachte der Assistent die Röhrchen mit der Nährflüssigkeit. Harry überprüfte routiniert die Bezeichnung und sagte: »Ja, das sind sie.«

Wolfgang nahm die Gläser an sich und führte ein Experiment durch. Harry beobachtete ihn beklommen und begann, die Gedanken seines Bruders zu erahnen. Das war der Bakterienstamm, der damals als unwirksam galt. Wolfgang ging zum

Brutschrank. Er nahm eine Zellkultur heraus. Mit einer Saugpipette tröpfelte er die Nährlösung mit den Oktobakterien darüber. Dann stellte er die Kultur zurück und verschloss die Glastür.

Harry spürte einen Kloß im Hals. Jetzt wusste er, was sein Bruder herausbekommen wollte, er brauchte nicht zu fragen.

Wolfgang notierte die Uhrzeit. Dann setzte er sich zu Harry. Schweigend sah er ihn an. Harry konnte diesem Blick nicht standhalten, er fühlte sich wie auf der Anklagebank.

Wieder Schweigen, ewig lange. Jeder der beiden hing seinen Gedanken nach. Ein tiefes Seufzen entwich Harrys Brust. Heftig fühlte er die Schmerzen seiner Wunden. Ihn belastete der Verdacht des Bruders.

»Du meinst also, diese Bakterien von damals sind die Oktober?«, brachte er schließlich hervor.

»Ich weiß es nicht, aber ich halte es für möglich.«

»Und wenn es so wäre, was kannst du damit anfangen?«

»Nichts. Ich habe keine Idee mehr. Wir müssen ein Gegenmittel finden, aber ich weiß nicht, wo wir suchen sollen. Hast du denn keinen Einfall? Ich hatte gehofft, dir wäre im Krankenhaus ein erleuchtender Gedanke gekommen.«

Harry zupfte an dem unbequemen Rucksackverband. Was sollte das? Das Gegenmittel war ihm gleichgültig in diesem Moment. Wie konnte Wolfgang so übergangslos damit anfangen.

»Ich habe über so manches nachgedacht. Es hat mich sehr getroffen, weißt du, dass man mich umbringen wollte. Nicht weil ich hätte sterben können. Ich wundere mich nur, wieso ich nicht vergrünt bin, bei der Aufregung. Im Nachhinein wurde mir klar, dass ich eher verblüfft als erschrocken war, auch nicht ängstlich oder wütend.

Aber der Tod ist es nicht, der hat mich nicht so sehr beschäftigt. Doch mir ist klargeworden, dass man mich für die Grüne Pest verantwortlich macht.«

Harry atmete einige Male tief durch.

»Darüber habe ich viel nachgedacht, als ich da so lag. Ich habe versucht, mein Gewissen zu prüfen. Ich will es kurz ma-

chen. Ich kam zu dem Schluss, dass ich nicht die alleinige Schuld trage. Ein Teil, vielleicht sogar der überwiegende Teil, geht zu meinen Lasten. Ohne meine Oktobakter hätte es nie Oktanose gegeben, das ist klar. Aber ich habe doch die Oktanose nicht gewollt, ich wollte nur Oktan. Wenn dein Versuch allerdings zeigt, dass die ausgelaufenen Bakterien die Oktober sind, dann wird es mir schwerfallen, mein Gewissen zu beruhigen. Obwohl ich nicht für das Ablassen war.«

»Für welches Ablassen?«

»Für das Ablassen des Kessels in den Main.«

»Habt ihr das etwa diskutiert?«

»Nein, es wurde nichts diskutiert, ich wusste nicht einmal, dass das Zeug abgelassen werden sollte. Erst hinterher hat man mich darüber informiert.«

Die Brüder schauten sich ernst an. Harry zuckte mit den Schultern. Das Schlüsselbein rächte sich mit einem stechenden Schmerz. Harry stöhnte ärgerlich.

»Aber nochmals zurück, du hast gefragt, wo wir weitersuchen sollen. Auch darüber habe ich nachgedacht, Doch habe ich keine Ahnung.«

An diesem Tag ging Harry früh nach Hause. Die Atmosphäre im Labor belastete ihn zum ersten Mal. Es war einerseits das Experiment, dessen Ausgang ungewiss war. Andererseits war es das lähmende Gefühl der Ratlosigkeit – das Gefühl, nicht zu wissen, was man tun soll.

Auch in seiner Wohnung fand Harry keine Ruhe. Er versuchte, sich an die Abläufe zu erinnern. Wer hatte den Kessel entleert? Das lag Jahre zurück. Inwieweit war er verantwortlich dafür? Diese Frage störte seinen Schlaf, wie immer, wenn Grübeleien ihn quälten.

Am nächsten Vormittag stand es fest. Wolfgang setzte Adrenalin zu den vorbereiteten Zellkulturen. Harry roch das Benzin, noch bevor Wolfgang beobachten konnte, wie das Gewebe sich zersetzte.

»Ich brauche dir ja wohl nicht zu erklären, was das heißt«, sagte Wolfgang mit ungewöhnlicher Härte in der Stimme. »Jetzt wissen wir, woher die Oktanose-Bakterien kommen.« Er atmete tief durch, ging zur Tür und schloss sie ab.

»Harry«, fuhr er fort, »ihr habt angenommen, die Bakterien wären unwirksam. Ein ganzer Kessel davon ist in den Main gelaufen. Das war doch kein Zufall.« Er blickte seinem Bruder ins Gesicht. Harry schwieg.

»Sag doch was. Ihr habt die Bakterien absichtlich in den Main laufen lassen. Und von dort aus haben sie sich über die ganze Welt verbreitet. War es so?« Seine Stimme wurde lauter und schärfer.

Harry war unsicher. »Nein«, kam es mühsam hervor. »Doch, ja. Aber nicht direkt. Es war keine Absicht. Jedenfalls nicht von mir. Versteh das doch. Die Bakterien hatten keine Wirkung. Sie waren wertlos. Ein ganzer Kessel voll mit wertlosem Material, den konnten wir doch nicht ewig aufheben. Was passiert ist, konnte niemand vorhersehen.«

Wolfgang schüttelte den Kopf. »Mensch, Harry. Sag mal, hast du veranlasst, dass das Zeug unsterilisiert in den Fluss abgelassen wird? Das Sterilisieren wäre doch ein Leichtes gewesen. Ich will das wissen – bist du schuld?« Wolfgangs Stimme klang bedrohlich.

»Es tut mir leid, dass es so gekommen ist, glaub mir. Ich habe ...«

»Das wäre auch noch schöner, wenn dir's nicht mal leidtäte!«, schrie Wolfgang giftig dazwischen.

»Bitte lass mich ausreden, wenn du hier schon so ein Verhör abhältst. Du brauchst auch nicht rumzuschimpfen. Meinst du, mir gefällt das Ergebnis? Das geht mir noch näher als dir.«

Wolfgang entschuldigte sich.

»Ja«, fuhr Harry fort, »Ich habe gestern den ganzen Tag darüber nachgedacht. Persönlich habe ich nicht veranlasst, dass der Kessel in den Fluss geleert wurde. Ich hatte den Organisatoren zwar bekanntgegeben, dass dieser Kessel wertlos sei. Wie das Ablassen in den Main mit lebenden Bakterien jedoch durch-

geführt wurde, weiß ich nicht in Einzelheiten. Richtig ist, ich hätte darauf bestehen müssen, dass die Bakterien abgetötet werden. Aber andererseits war die Abfallbeseitigung nie mein Aufgabengebiet. Trotzdem sehe ich den Unglücksfall als meinen Fehler an. Denn es handelte sich um meinen Verantwortungsbereich. Ich hätte auch die Entsorgung nicht aus den Augen lassen dürfen.

Als mir die Sache bekannt wurde, haute ich kräftig auf den Putz. Den verantwortlichen Ingenieur machte ich rund und verlangte seine Entlassung. Densing aber meinte, ich solle mal halblang machen. Es sei doch wirklich nichts passiert.«

»Oh, Harry«, seufzte Wolfgang. Seine Stimme wurde wärmer. »Ich will dir ja keine weiteren Vorhaltungen machen. Du musst mit deinem Gewissen damit klarkommen. Unser Experiment ist niemandem bekannt, niemand außer uns weiß bisher, dass es Oktuber waren, die die Firma Synphat in den Main abgelassen hat. Der nette, kleine Unfall von damals, in deiner Verantwortung ist das passiert. Niemand weiß das bis jetzt und trotzdem macht man dich öffentlich für die Grüne Seuche verantwortlich. Hast du den Artikel in der BALD gelesen?«

Wolfgang überreichte Harry die Zeitung von vor zwei Tagen. »Was meinst du, wenn das auch noch bekannt würde!«

Wie betäubt griff Harry nach dem Exemplar und las den Artikel durch. Er brauchte sehr lange dazu.

## Dokument 53: Großangriff

In der nächsten Zeit ging es Harry nicht gut. Er fühlte sich matt und träge, ohne Schwung, innerlich dumpf. Nichts reizte ihn mehr, nichts klappte richtig, er sah mal diese Versuchsanordnung nach, prüfte mal jene. Er überlegte in die eine Richtung, dann in die andere, ohne innerliche Anteilnahme. Im Grund war ihm alles gleichgültig, ihm fehlte der rote Faden, die Richtung.

Harry kam nicht mehr gern ins Labor. Dieser Zustand war ihm neu. ›Doch, Harry, du kennst ihn sehr wohl und hast Umwege und Tricks dagegen erfunden. Die benutzt du mit schlafwandlerischer Sicherheit, dass sie dir kaum bewusst werden‹, musste er sich aber bald eingestehen. Doch dieses Mal halfen die Mittel nicht. War er nicht gesund, hätte er länger im Krankenhaus bleiben sollen?

An einem solchen Tag geschah etwas Unerwartetes. Und das lassen wir uns von Walter Haus schildern.

Harry saß an seinem Schreibtisch und schaute in ein Buch. Er sah über die Seiten hinweg und las nicht. Seine Gedanken waren weit weg, sie weilten in Chile und beschäftigten sich mit der Erinnerung. Damals hatte Harry Neubert Hoffnung geschöpft, sich zu ändern und verschüttete Seiten seiner Seele auszugraben. Über diesen Ansatz war er nicht hinausgekommen.

Plötzlich hielt ihm jemand von hinten die Augen zu. Harry hatte niemanden kommen hören, er zuckte zusammen, erschrocken. Dann versuchte er, die Hände wegzustreifen, sie klam-

merten sich fest um die Stirn. Er konnte den Kopf kaum drehen. Er gab den Versuch auf und begann zu lächeln. So etwas war ihm hier im Labor noch nie passiert. Vor langer Zeit, als Kind, in der Schule, hatte er sich mit den anderen so geneckt. Den Namen musste man raten, Harry lachte bei der Erinnerung.

Dieses Lachen war der Zauber: Die Hände glitten herab und gaben seinen Blick frei. Noch während er sich umdrehte, wusste Harry, dass es Sabine war. Und dann sah er in ihr fröhliches Gesicht, beide lachten sich an. Wortlos packte sie ihn am Arm und führte ihn in einen Nebenraum. Hier stand Tee bereit. Schweigend setzten sie sich und tranken und sie schauten sich an.

Harry sah die Schönheit dieser Frau. Lange hatte er sich nicht mehr dagegen gewehrt, sie anziehend zu finden, immer wieder hatte er in ihre Richtung geschielt. Er wusste, wie geschmeidig sie sich bewegte, er kannte ihren Rhythmus. Ihr Verhalten war einfühlsam auf die Laborvorrichtungen abgestimmt, dabei blieb es anmutig und fraulich. Selbst das simple Schwenken und Schütteln von Reagenzgläsern hatte einen unnachahmlichen Reiz.

Sabine war sanft, zärtlich und – sexy. Mehrfach hatte die junge Frau Harry in den letzten Wochen unabsichtlich gestreift, berührt. Das ging ihm unter die Haut, durchrieselte seinen ganzen Körper. Sie beobachtete ihn und wiederholte diese Zufälligkeiten, bis sie sich sicher war – dann startete sie den Großangriff.

Nun saßen sie sich gegenüber, tranken Tee und schauten sich an. Es bestand ein Gleichklang der Seelen. Das spürte sogar der vertrocknete Wissenschaftler Harry Neubert. Und es befriedigte ihn, dass er es spüren konnte.

»Sag mal, nimmst du eigentlich auch Valium?«, sagte Sabine in das Schweigen hinein. Sie duzte ihn, es war das erste Mal. Es klang so selbstverständlich in diesem Moment. Trotzdem war Harry irritiert. Jetzt wäre Ärger angebracht, stattdessen wurde ihm warm ums Herz. Er stockte kurz, bevor er antwortete.

»Nein, nehme ich nicht. Und ...« Das ›Du‹ wollte ihm nicht über die Lippen kommen.

»Ich? Ich auch nicht. Und warum nimmst du keins? Hast du keine Angst vor dem Vergrünen?«

»Nein, die habe ich nicht. Aufregung lass ich nie in mir aufkommen. Mich regt einfach nichts auf. Nicht einmal der Anschlag neulich berührte mich tief, jedenfalls die Tatsache, dass ich angeschossen wurde. Ich habe eigentlich nie richtig darüber nachgedacht. Ich sehe alles sachlich, wissen Sie – weißt du.«

Beide lachten. Harry zuckte die Achseln. »Ich gehe gern Risiken ein, aber ich rege mich dabei nicht auf, sondern bleibe cool. Bei meinem Hobby, der Bergsteigerei, geht es mir genauso. Wie soll man die sonst genießen?«

Harry unterbrach seine Erklärungen. »Aber ich will nicht nur von mir reden. Wie es denn bei ... dir?«

»Bei mir ist das ganz einfach. Ich bin ein ausgeglichener Mensch und habe keine Angst vor dem Tod.«

So sprachen sie weiter, es wurde ein langes Gespräch. Sie sprachen über alles. Harry vergaß die Arbeit vollständig, er war wie in einem Taumel. Gemeinsam verließen sie am Abend das Labor und gingen in ein griechisches Restaurant essen.

In den folgenden Tagen unternahmen sie viel miteinander. Es wurde eine schöne Zeit für Harry.

Wärme, Nähe, einen Menschen bei sich zu spüren, sich an ihn zu kuscheln, all das war neu für ihn. Er lernte Gefühle kennen, die in den Tiefen seiner Persönlichkeit verborgen waren. Sie brachen sich langsam ihren Weg, und Harry lernte, sie zu genießen.

Es war eine schöne Zeit, auch für Sabine. Erklären konnte sie ihre Gefühle nicht – sie brauchte und wollte aber auch keine Erklärung. In der ersten Minute ihrer Begegnung mit Harry Neubert hatte es in ihr geklingelt. Es war Liebe auf den ersten Blick, sie spürte, dieser Mann war für sie bestimmt. Und bald wusste sie, Harry ließ sich nur in hartem, ausdauerndem Kampf erobern.

Sabine hatte ihr Ziel erreicht. Und der Erfolg war bedeutungsvoll, weil mühevoll erarbeitet. Krieg hatte sie führen müs-

sen, mit ihren weiblichen Waffen und oft hatte sie gezweifelt, ob sie Harry je erweichen konnte.

Harry und Sabine waren verliebt, und sie kosteten diesen Zustand aus. Natürlich stellten sich ihnen Problemen, Liebe war nicht das Fach, auf das Harry spezialisiert war. Doch Sabine ließ ihm Zeit, hatte Verständnis. Trotzdem forderte sie Harry, trug aufkommende Konflikte aus, statt sie hinwegzulächeln.

Jetzt war es Harry, der zu beißen hatte. Und doch fühlte er, dass er durchhalten musste und wollte, für Sabine und für sich – für ihr Zusammensein.

Es wurde Harrys erste tiefe Romanze, eine kurze, aber intensive Episode.

**Eine kurze Romanze? Was erwartet mich denn bei dieser Ankündigung?**

## Dokument 54: Fieber

Laut BALD war die Bevölkerung von selbst auf den Trichter gekommen, Beruhigungsmittel zu nehmen. Trotzdem setzte ein Riesenansturm auf diese Medikamente ein. Am Tag der Veröffentlichung waren alle Arztpraxen überlaufen, jeder wollte sich Diazepam verschreiben lassen. Vor den Apotheken standen lange Schlangen.

Die Menschen fieberten nach dem Rettungsmittel. Es herrschte, wie immer in Anstehschlangen, eine gereizte Atmosphäre. Es konnte nicht ausbleiben, dass irgendjemand versuchte, sich vorzudrängen, Ärger, Streit, regelrechter Tumult waren die Folge. Da half auch das Wissen um die Gefährlichkeit der Aufregung nichts.

Aus Hannover berichtete ein Radioreporter.

»Sie haben das Unglück aus nächster Nähe miterlebt?«, hörte ich ihn fragen.

»Ich stand mitten drin«, antwortete eine erregte Frauenstimme. »Mehrere haben sich geprügelt. Ich rief noch: ›Hört doch auf, ihr wisst doch, wozu das führt!‹ Aber sie machten weiter, bis jemand zu schreien anfing. Alles rannte auseinander. Immer mehr schrien. Es war fürchterlich. Leute sanken zu Boden. Sie wälzten sich vor Schmerzen. Viele schlugen noch im Schreien um sich. Ich weiß nicht, über wie viele ich fast

gestolpert bin. Fast die ganze Schlange ist zerflossen.«

»Wie konnten Sie da die Nerven behalten?«

»Das kann ich nicht sagen. Es ist wie ein Wunder. Ich dachte, nur weg hier, so schnell wie möglich. Trotzdem habe ich mich gezwungen, langsam zu gehen. ›Bloß nicht rennen‹, sagte ich mir immer wieder.«

Bereits in den Mittagsstunden gab es in den Apotheken kein Diazepam mehr, die meisten Menschen hatten umsonst gewartet. Ein gespanntes Klima entstand, es knisterte in der Luft. Die Leute konnten nicht verstehen, dass es Mittel gab und sie keine erhielten.

Ab Mittag kamen ununterbrochen Aufrufe in Radio und Fernsehen:

»Gedulden Sie sich, meine Damen und Herren. Das Gegenmittel ist gefunden. Es steht zurzeit noch nicht in ausreichender Menge zur Verfügung. Es ist wichtig, jetzt die Ruhe zu bewahren. Versuchen Sie nicht, sich mit Gewalt Diazepam zu verschaffen. Vermeiden Sie Aufregung und Panik. Sonst laufen Sie Gefahr, noch kurz vor der Rettung zu sterben.«

Die Pharmaindustrie läuft auf vollen Touren. Versorgungsschwierigkeiten sind von den verantwortlichen Stellen vorausgesehen worden. Deshalb ist versucht worden, diese zu umgehen. Leider ist dieses Unterfangen aufgrund der verfrühten Meldung gescheitert.

Nochmals bitten wir Sie: Bewahren Sie Ruhe! Versuchen Sie, zu entspannen. Lassen Sie sich nicht provozieren, und provozieren Sie niemanden. Seien Sie nett zueinander. Denken Sie daran: Jeder andere will genauso überleben wie Sie.«

In der >Tagesschau< sah ich meine Lieblingsprecherin Sybille Büttner auf dem Bildschirm. Sie hatte ein anziehendes Gesicht - mädchenhaft und doch selbstbewusst. Ihre Kleidung gefiel mir: geschmackvoll, nicht aufdringlich. Die Stimme hatte einen wohlthuend weiblichen Klang mit tiefem, melodiösem Grundton. Sie verkündigte heute, nicht nur Valium bzw. Diazepam wirkten beruhigend. Das Bild wechselte, ein Fernsehreporter interviewte einen Pharmazeuten und stellte ihn als Dr. Schmidle vor. Er nannte eine Reihe weiterer Mittel.

»Allein von den Benzodiazepinen, zu denen Diazepam, sprich Valium, gehört, gibt es über zwanzig Substanzen, die auf dem Markt sind. Bekannt sind Oxazepam, oder Tavor und viele andere. Daneben haben wir Schlafmittel, die chemisch ähnlich aufgebaut sind. Als Beispiele möchte ich nur Dalmadorm nennen. Diese helfen in kleinen Mengen wie andere Schlafmittel auch. Jedoch sind Schlafmittel, das möchte ich betonen, besonders vorsichtig zu dosieren.«

Dr. Schmidle führte weiter aus, dass damit noch längst nicht alle Arzneimittel ausgeschöpft seien. Die Gruppe der Neuroleptika habe ebenfalls mehr oder weniger

beruhigende Wirkung. Sie besäße zudem den Vorteil, nicht süchtig zu machen. Diese Gefahr sei bei Sedativa und Schlafmitteln leider gegeben.

An Neuroleptika gebe es ebenfalls gut dreißig Substanzen mit Hunderten von Präparaten von den verschiedensten Firmen. Die bekannteste sei Haldol, von dem schon wenige Tropfen einen sedierenden Effekt entfalteteten. Andere Mittel seien, willkürlich herausgegriffen, Melleril, Psyquil und Neurocil und besonders gut wirksam Melperon und Pipamperon.

»Daneben«, so der Mann im weißen Kittel weiter, »hat man nochmals verschiedene Stoffe zur Verfügung, die ebenfalls beruhigen. Ich möchte nur Distraneurin und Paraldehyd erwähnen. Ebenso sedieren eine Reihe von Stimmungsaufhellern, also Antidepressiva, sowie Allergiemittel.«

Diese Aufzählung, diese verwirrende Vielfalt von Namen, sollte zeigen, dass nicht allein Valium als Mittel gegen Stress in Frage kommt. Die Versorgungsschwierigkeiten könnten bedeutend abgemildert werden, wenn man all die vorhandenen Substanzen einsetzte. Schmidle versprach, sein Institut werde in einigen Stunden auf seiner Homepage eine Zusammenstellung all dieser Medikamente veröffentlichen.

»Ich möchte abschließend ausdrücklich vor Selbstversuchen warnen«, beendete der Fachmann seine Ausführungen. »Sprechen Sie mit Ihrem Hausarzt oder Neurologen. Die Medikamente haben zum Teil beträchtliche

## *OKTAN*

Nebenwirkungen. Zudem vertragen sie sich nicht mit allen Arzneimitteln, die manche Patienten wegen anderer Krankheiten einnehmen müssen.«

## Dokument 55: Fixiert

Sie sehen, meine Damen und Herren, die Bekämpfung der Oktanose hängt nicht nur von Diazepam ab«, tröstete meine Sprecherin. »Gehen Sie zu ihrem Hausarzt, er wird versuchen, Ihnen zu helfen. Doch sind die Ärzte vorerst angehalten, nur bei wirklich stark nervösen und besonders stressanfälligen Personen die genannten Mittel zu verschreiben. Es soll nicht sofort zu einem neuen Engpass kommen. Und nun, liebe Zuschauer, fahren wir fort in unserem Programm.«

Sybille Büttner lächelte in die Kamera. Der Bildschirm zeigte ihr Lächeln. Die Frau lächelte ihr bezauberndes Lächeln. Sie lächelte und lächelte und lächelte. Das Lächeln wirkte mehr und mehr wie eingefroren. Jetzt schaute sie zur Seite, lächelte noch immer. Sie zuckte etwas. »Warum wird sie nicht ausgeblendet?«, fragte ich mich. Was ist los? Warum wird die Kamera nicht abgeschaltet?

Das schien Sybille Büttner sich auch zu fragen. Ihr Blick wurde unruhig, sie schaute vorsichtig nach links und rechts. Ihr Lächeln erstarb, der Mund wirkte steif. Sie wandte sich zur Seite und fragte: »Bin ich immer noch drauf? Was ist denn los?« Dann blickte sie erneut in die Kamera. Sie wurde rot im Gesicht und sah sehr angespannt aus. Ihr Bild schien auf dem Bildschirm fixiert.

## OKTAN

Mein Gott, dachte ich und konnte kaum ruhig im Sessel sitzen bleiben, sie wird doch nicht vor der Kamera vergrünen!

Jetzt entspannten sich ihre Züge wieder, Sybilles Gesicht nahm erneut das gewinnende Lächeln an. Dann begann sie zu sprechen:

»Meine verehrten Damen und Herren, ich bitte um Entschuldigung. Offenbar gibt es ein technisches Problem, das folgende Programm lässt sich noch nicht ausstrahlen. Zusätzlich bleibe ich aus irgendeinem Grund weiter auf Sendung. Vielleicht lässt sich die Kamera nicht abschalten.«

»Ich muss gestehen«, fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, »die Situation war für mich keineswegs angenehm. Ich spürte, wie Unruhe und Nervosität in mir aufstiegen. In diesem Augenblick wurde mir die Gefahr bewusst, an Oktanose vergrünen zu können. Sofort begann ich mit einer Entspannungsübung, mit autogenem Training, das mich wahrscheinlich gerettet hat. Wie Sie sehen, geht das auch ohne Beruhigungsmittel.«

In diesem Moment reichte eine Hand von der Seite her Frau Büttner einen Zettel. Sie überflog das Schriftstück kurz und erklärte dann: »Der technische Mangel ist jetzt behoben, sodass wir mit unserem Programm fortfahren können.«

Die Sprecherin lächelte ihr gewinnendes Lächeln, und ihr Bild verblasste. Erleichtert atmete ich auf.

»Gut gemacht, Sybille«, lobte der Programmleiter. Durch Zufall erfuhr ich später davon. »Das hat ja besser geklappt, als ich dachte. Du bist nicht nur eine gute Sprecherin, sondern auch eine exzellente Schauspielerin. So was wirkt mehr als hundert Appelle.«

## Dok. 56: Neuer Vergeltungsschlag

Walter war es unverständlich, wie man die OPEC-Länder erneut derart provozieren konnte. Die vertragliche Regelung war eindeutig. Der zweite Boykott dieser Staaten überraschte ihn nicht, in seinen Augen war er gerechtfertigt. So konnte man seiner Meinung nach nicht mit Menschen umspringen, nur um die eigene Haut zu retten.

Die Bundesregierung stellte sich, so Walter in diesem Dokument, auf den Standpunkt, Valium und andere beruhigende Medikamente seien keine Gegenmittel gegen die Oktanose, sondern lediglich allgemein wirksame Pharmaka. Deshalb würden sie nicht unter die Vereinbarung fallen. Die OPEC-Staaten waren gegenteiliger Überzeugung.

Die Förderländer ließen sich nicht mehr auf Verhandlungen ein. Yussuf Tachfin, ihr Sprecher, erklärte, die Grundlagen des Vertrauens seien erschüttert.

Den Ländern der Dritten Welt wurde übel mitgespielt. Viele von ihnen hatten sich unter unvorstellbaren Opfern und mit zähem Kampfgeist gegen Unterdrückung und Ausbeutung durch Kolonialherren und Diktatoren befreit. Und schon brach eine neue Katastrophe über sie herein. Die Industrieländer bescherten ihnen die Grüne Pest, wie vieles Unheil vorher, die Gegenmittel wollten sie ihnen jedoch vorenthalten.

Hier wie dort hatten die Menschen weiter gegen den unsichtbaren Feind zu kämpfen und versuchten mit allen möglichen und unmöglichen Mitteln, dem Schicksal zu entrinnen. Vielleicht sollte ich eher sagen: mit allen möglicherweise geeigneten, aber auch vollkommen ungeeigneten Mitteln. Das verdeutlicht Walter in seinem nächsten Schriftstück.

## Dokument 57: Fälschung

Ein gut gekleideter Herr betrat die Apotheke. Er legte ein Rezept auf den Verkaufstisch.

»Tut mir leid«, sagte der Apotheker, nachdem er den Schein angeschaut hatte, »wir haben keines mehr.«

»Das ist jetzt schon die zwölfte Apotheke, die keins hat. Ich habe hier doch schließlich ein Rezept.«

»Rezepte haben alle«, entgegnete der grauhaarige Mann im weißen Kittel. »Aber die Firma kann nichts mehr liefern, verstehen Sie? Das ist doch mittlerweile ausreichend bekannt, alles ist ausverkauft.«

»Dann geben Sie mir doch ein anderes Beruhigungsmittel. Haben Sie nicht Adumbran oder Librium oder irgendetwas anderes?«, drängte der Mann im teuren Anzug.

»Wir haben nicht mal mehr Baldrian. Außerdem kann ich Ihnen für Ihr Rezept nicht einfach etwas anderes geben.«

Die Apotheke war leer. Der Herr beugte sich vertraulich vor und flüsterte: »Hören Sie, ich habe Familie, zwei Kinder sind schon größer. Aber das jüngste, das ist erst vier Wochen alt. Das schreit ohne Unterbrechung, meine Frau ist fix und fertig mit den Nerven. Sie hat sich ja noch nicht mal richtig von der Geburt erholt. Ich habe Angst, ihr passiert was. Ich zahle ihnen hundert Euro extra – das ist es mir wert.«

Empört wich der Apotheker zurück. »Ich habe kein Valium. Ich lasse mich nicht bestechen.«

»Haben Sie nichts, oder lassen Sie sich nicht bestechen? Ich biete zweihundert Euro.«

Der Apotheker kam um den Ladentisch herum, hängte ein Schild ›Vorübergehend geschlossen‹ an die Tür und sperrte ab. Dann bat er den Kunden nach hinten. Im Büro einigten sie sich auf zweitausend Euro für fünfundsiebzig Valium-Tabletten.

Der Mann in seiner vornehmen Garderobe schritt gut gelaunt nach Hause. Als er die Wohnungstür öffnete, kamen ihm

die vertrauten, nicht sonderlich lauten Geräusche einer geheimen Tablettenpresserei entgegen. Sorgsam verschloss und verriegelte er den Eingang.

»Wir können zufrieden sein«, rief er. »Ich habe einen freundlichen Pillenmann gefunden. Ich glaube, da können wir unseren Vorrat weiter ergänzen. Das Zeug wird ja immer knapper – soll es ruhig.« Er schob sich eine Tablette zwischen die Zähne und ließ die Packung reihum gehen. Er lutschte das Medikament, obwohl es scheußlich schmeckte.

»Hör mal, Holger«, redete er einen der Männer an, »haben wir von allem noch genug?«

»Milchzucker ist genug da. Aber das Bittermandelaroma geht aus. Das könntest du mal besorgen.«

»Und der Lebensmittelfarbstoff?«

»Blau ist noch jede Menge da.«

»Okay, ich besorg den Bitterstoff. Aber lasst mich erst noch'n bisschen zugucken. Ich bin immer noch begeistert.«

Der Fälschermeister schaute ein Weilchen zu, wie aus den vermischten Zutaten in einer kleinen Handpillenpresse Valium 10 gepresst wurde. Er füllte die gefälschten Tabletten in ein leeres Valiumglas und verließ die Wohnung.

Geruhsam schlurfte er durch eine belebte Geschäftsstraße und murmelte »Valium ... Valium ... Valium« vor sich hin. Bald schon sprach ihn ein Mann in einem dicken blauen Rollkragenspullover an, der vom Hafen kam. Die beiden verzogen sich in einen Hauseingang. Fünfzig Euro pro Pille waren dem Käufer zu viel. Nach kurzem Handel nahm er zehn Tabletten für vierhundert Euro.

Der Mann im blauen Pullover ging nach Hause. »Ich habe heute nochmals Glück gehabt. Das Zeug wird auf dem Schwarzmarkt immer teurer.« Trotzdem nahm er zufrieden eine halbe Tablette und gab seiner Frau die andere Hälfte.

In der Gewissheit, sich nicht mehr aufregen zu müssen, setzte er sich abends vor den Fernsehapparat, während die Frau spülte.

Die ›Tagesschau‹ wurde für den Mann, der seinen dicken Pullover ausgezogen hatte, aufregender als erwartet.

»In Hamburg wurde in den Nachmittagsstunden ein in seiner Größe bisher nicht vermuteter Fälscherring überraschend zerschlagen. In einer unauffälligen Wohnung wurden wirkungslose Tabletten gepresst, die wie Valium aussehen und auf dem Schwarzmarkt als solche verkauft wurden.«

Der betrogene Käufer glaubte seinen Augen nicht zu trauen, als er sah, wie der Kopf der Fälscherbande abgeführt wurde. Obwohl er versuchte, sein Gesicht vor der Kamera zu verdecken, erkannte er seinen Dealer wieder.

Unbändige Wut über dieses Schwein stieg in dem Hintergangenen auf. Nicht der Zorn war es, aufgrund dessen er plötzlich aufschrie. Seine Frau stürzte herbei und sah, wie ihr Mann grün anlief. Noch ehe er zerfloss, wusste sie, was geschehen war. Sie konnte es nicht fassen, Entsetzen breitete sich aus. Wenige Sekunden später ereilte sie das gleiche Schicksal. Sie taumelte und fiel auf ihren Mann. Der Schleim der beiden Leichen floss ineinander.

Der Nachrichtensprecher redete über die Lache aus Benzin und Matsch hinweg. Er wies darauf hin, dass Tabletten in keinem Fall auf dem Schwarzmarkt gekauft oder im Internet bestellt werden sollten. Am zuverlässigsten blieben die Apotheken.

## Dokument 58: Pharmazeuten

In einem mit Mahagoni ausgestatteten Büro der Firma Progress-Pharm besprachen sich Schuster und Borsig, Chefpharmakologe und Produktionsleiter. Die Situation war prekär, es waren keine Kapazitäten mehr frei, alle Produktionsmöglichkeiten voll ausgeschöpft. Der Erdölboykott hatte sich zum Glück bisher nicht ausgewirkt, noch reichten die Vorräte. Daran, was geschehen würde, wenn diese zur Neige gingen, wollte Borsig lieber nicht denken.

»Ich schlage vor, die Konzentration zu verringern«, empfahl der Pharmakologe. »Wir geben in die Zehner-Valium nur ein Milligramm Diazepam. Dann können wir mehr Tabletten auswerfen, verzehnfachen. Der Haupteffekt ist ja sowieso psychogen-suggestiv.«

»Gegen diese These haben doch gerade Sie sich immer heftig gewehrt.«

»Ja, die Zeiten ändern sich.« Beide grinnten. »Natürlich erzeugt das Diazepam objektivierbar Entspannung. Das sieht man an den Tierversuchen. Tatsache ist aber auch, dass schon ein einziges Milligramm eine gewisse Relaxation bewirkt. Und wenn die Leute daran glauben, haben sogar Placebos den gleichen Erfolg.«

»Nun, ich bin kein Pharmazeut«, meinte Borsig. »Was sind denn Placebos?«

»Das sind Tabletten, die überhaupt keinen Wirkstoff enthalten. Scheinmedikamente.«

Erneut lachte der Produktionsleiter. »Warum wollen wir denn nicht gleich diese Platz ... Plätzchen herstellen? Das macht uns doch noch weniger Probleme. Nun aber mal im Ernst, wie wollen Sie die Kontrollen umgehen?«

»Ich habe schon Vorgespräche mit dem Prüfungsleiter und seinen wichtigsten Mitarbeitern geführt«, antwortete Schuster. »Man ist auf dem Amt – genau wie wir – von der Suggestiv-

*OKTAN*

kraft der Beruhigungsmittel überzeugt. Wichtig sei, die Leute bekämen etwas in die Hand. Man wird sich für den niedrigen Wirkstoffgehalt nicht interessieren. Zumal der Leiter und seine Leute ja weiterhin die Originalpräparate erhalten.«

## Dokument 59: Fortschritt

Schwarzhandel, Überfälle auf Apotheken und Krankenhäuser, Rezeptfälschungen, all das waren keine Seltenheiten, tagtäglich erschienen solche Meldungen. Die Polizei kam mit der Aufklärung nicht nach. Die Oktanose-Wagen konnten ihre Aufgabe nur notdürftig erfüllen, die Vergrünungen nahmen durch die allgemeine Aufregung mit den Beruhigungsmitteln zunächst zu. Doch dann gingen die Erkrankungen zurück, erste Erfolge zeichneten sich ab, so Walter. Das ist durchaus nachvollziehbar, nach allem, was ich bisher wusste. Interessiert hätte mich, wie weit man dem Bericht über die Pharmazeuten trauen konnte. Zuzutrauen wäre es solchen Typen allemal.

**Doch nun wieder Walters Worte.**

Die Sterberate ging tatsächlich zurück, das belegte die Statistik. Anfang September wurden die vorläufigen Zahlen für August vorgelegt. Danach war es in Deutschland zu annähernd 1,5 Millionen Todesfällen gekommen. Im Juli waren es über zwei Millionen gewesen, davor wurden im Schnitt 1,8 Millionen Vergrünungen gemeldet. Insgesamt hatte die Seuche seit ihrem Ausbruch vor fast zwei Jahren allein in Deutschland 15 Millionen Opfer gefordert.

Ich hatte es befürchtet: In den Entwicklungsländern stiegen die Sterbequoten sprunghaft an, ausgeprägter als bei uns. Seit die Wirkung der Tranquilizer bekannt

war, stellte die Regierung sofort die Exporte ein; aber das habe ich bereits geschildert. Länder ohne chemische Industrie blieben ohne Versorgung mit sedierenden Medikamenten.

Bei uns traten andere Schwierigkeiten auf. Nicht nur Kriminalität und Schwarzhandel nahmen zu, auch die Wirkung der Drogen selbst erzeugte ihre Schattenseiten. Es war nicht nur so, dass jeder Beruhigungsmittel nehmen wollte. Wer keine bekam, der betäubte sich häufig mit Alkohol. Die Vorräte an Spirituosen gingen zur Neige, Schwarzbrennereien schossen wie Pilze aus dem Boden.

Aus jeder Büchse und jedem Metallrohr wurde ein Destilliergerät gebastelt. Spiritus wurde getrunken. In Krankenhäusern verschwanden die Flaschen mit Reinigungs- und Desinfektionsalkohol, Vergiftungen mit gepanschem Fusel nahmen zu. Es waren die gleichen üblen Auswüchse wie in den Zeiten der Prohibition in den USA.

Ein weiteres Problemfeld tat sich auf, das in diesem Ausmaß nicht vorauszusehen war: Große Teile der Bevölkerung befanden sich in ständig benommenem oder beschwipstem Zustand. Deshalb stiegen die Unfälle in allen Bereichen an, die Reaktionsfähigkeit reichte nicht mehr aus. Bus- und Zugunfälle verdoppelten sich im Vergleich zum Vorjahr. Selbst bei dem geringen, noch zugelassenen Kfz-Verkehr ereigneten sich dauernd Karambolagen, Betriebs-, Arbeits- und Haushaltsunfälle stiegen stark an.

Die Unfallbeteiligten überschritten oftmals die Stressgrenze - trotz Sedierung. Häufig zerflossen sie, obwohl das Unfallereignis belanglos war.

Aber auch das reichte nicht aus, die Menschheit zu peinigen. Die Versorgung mit Fleisch drohte zusammenzubrechen. Die Schlachttiere vergrünten reihenweise, so dass sich die Frage erhob: Sollte man den Tieren vorher Tranquilizer spritzen oder nicht?

Wer die Zeit selbst miterlebt hat, wird sie nicht vergessen. Unser Nachwuchs sollte versuchen, sich in die Situation hineinzuversetzen. Damals standen die Verantwortlichen vor der Entscheidung, ob sie Beruhigungsmittel für Schweine und Rinder opfern sollten. Sie hatten die Wahl zwischen Verhungern und Vergrünen.

Die Katastrophe schritt fort.

**O, unter ›Fortschritt‹ hatte ich mir etwas anderes vorgestellt. Da war ich wohl doch ein wenig zu optimistisch. Nicht ganz so optimistisch war ich durch Walters frühere Bemerkung, was das Pärchen Sabine-Harry betrifft.**

## Dokument 60: Schluss

Verdammter Idiot, wie kann man nur so borniert sein?

Sabine verstand nichts mehr. Wieso nahm Harry alles so ernst? Sie war doch nicht böse zu ihm. Unterschiede gab es zwischen ihr und Harry. Ganz klar, zwei Menschen sind nie gleich. Aber das erwartete Harry. Oder sie sollte sich ihm anpassen, ganz unterordnen. Chauvi!

Wieso konnte Harry nicht verstehen, dass Sabine ihr eigener Herr bleiben wollte? Beleidigt war er jedes Mal, wenn sie im eigenen Zimmer blieb und allein sein wollte. Sie liebte nun mal ihr Bett, ihre eigenen Federn. Gern streckte sie sich allein aus und wälzte sich ungestört hin und her. Sie liebte Harry, ja, sie hing an ihm, aber sie musste sich nicht jeden Abend an ihn schmiegen. Sie genoss die Zärtlichkeiten mit ihrem Freund, aber sie brauchte auch ihre eigene Welt. Deshalb liebte sie Harry doch nicht weniger, ihm ging deshalb nichts verloren.

Genau das glaubte er aber. Er verwöhnte sie – mehr als ihr lieb war. Brachte Blumen mit, wer weiß woher, ein Kavalier alter Schule. Nicht unangenehm, nicht aufdringlich. Und auch sonst, verspielt konnte er sein, gefühlvoll ...

Auf der anderen Seite sollte sie sein wie seine Zwillingsschwester. Sabine hatte so zu sein, wie er es sich vorstellte, wie er sie wollte. Es war nicht so, dass er aufdringlich forderte, sondern erwartete einfach die Anpassung des Weibes an den Mann – nach alter Schule. Ständig musste Harry Sabine um sich haben. Er verstand nicht, weshalb sie nicht zu ihm zog, warum sie nicht jede Nacht bei ihm schlief.

Und nun gleich Schluss zu machen. Sabine konnte es nicht glauben, wollte es nicht wahrhaben. Doch Harry war es bitterernst, das spürte sie genau. Wie wütend er war, als er aus dem Zimmer stapfte! Kompromisslos. Er hatte sich endgültig entschieden.

Sabine konnte es nicht glauben, aber sie würde nicht nachgeben. Ihre Eigenständigkeit gab sie für Harry nicht auf. Das

hatte sie für einen Freund noch nie getan. Für sie war es keine Beziehung, wenn der Partner Unterwerfung verlangte. Sie achtete Harry, sie nahm die Unterschiede in Kauf, sie kam gut damit zurecht. Harry war es, der nicht damit umgehen konnte. Immer waren es die Männer. Irgendwo, tief im Innern, erwarteten sie, dass die Frau sich unterordnet, mochten sie sich noch so fortschrittlich gebärden.

Hier war der Punkt erreicht, an dem es für sie keinen Kompromiss gab. Harry war nicht der Erste, der Sabine deshalb verließ. Bei ihm ging es ihr allerdings sehr nahe und machte ihr mehr zu schaffen als vorher. Liebte sie Harry so viel mehr? Oder hatte sie die alten Schmerzen nur vergessen oder verdrängt?

Sabine wusste es nicht, es war ihr im Moment nicht wichtig. Heulend hatte sie sich aufs Bett geworfen und fast zwei Stunden lang geweint. Jetzt war sie wütend auf Harry, auf ihre Freunde vorher, auf Männer ganz generell. Dass es keinen gab, der ihr ihre Unabhängigkeit ließ! Immer wieder die gleichen Erfahrungen.

Ihren Freundinnen ging es nicht anders. Auch von ihrer Mutter kannte sie das Problem. Auch eine Generation später hatte sich nichts geändert; zwei Generationen später – Oma hatte schon darunter gelitten. Damals war es fast unmöglich, sich gegen die Bevormundung durch den Mann zu wehren.

Großmutter war das Schicksal zu Hilfe gekommen. Ihr Mann war ein unbeschreiblicher Tyrann, ein Säufer und brutaler Schläger. Ein Unfall erlöste sie früh von diesem Unhold. Sie schlug sich tapfer durch, allein in der Männergesellschaft. Und sie fand Spaß und Befriedigung darin, sich durchzusetzen. Ein lebhaftes Vorbild war sie für ihre Tochter.

Sabines Mutter ordnete sich keinem Mann unter, sie stellte sich von klein an auf ihre eigenen Beine. Was Wunder, ihr Mann flüchtete von seiner selbstständigen Frau, kaum dass Sabine geboren war. Und ihrer Mutter war es lieber so, in die Erziehung mischte sich wenigstens niemand ein. Sabine wuchs heran in Liebe und Zuneigung. Sie erhielt nie das Gefühl, etwas anderes zu sein als ein eigenständiges, akzeptiertes Wesen.

Einen Vater vermisste Sabine nicht, im Gegenteil, oft war sie froh, keinen zu haben. Wenn ihre Freundinnen berichteten, wie die Erzeuger sie behandelten, dann beglückwünschte sie sich.

Die Väter waren anscheinend nur dazu da, die Persönlichkeit der Kinder zu zerstören, sie unterwürfig und abhängig zu machen. Das war ungeschriebenes Erziehungsziel.

Bei Harry Neubert war es nicht anders. Viel hatte er ihr erzählt; anfangs musste sie ihm alles aus der Nase ziehen, als müsse er ein großes Geheimnis hüten. Dann ging er aus sich heraus, erzählte gern – und sie spürte, wie gut ihm das tat. Viel lockerer war er inzwischen.

Und jetzt warf er ihr vor, sie halte ihn von der Arbeit ab. ›Dieser Hornochse‹, dachte Sabine, ›der will wohl nichts kapiieren. Na gut, soll er doch verschwinden und sehen, um wie viel besser er allein zurechtkommt. Das Labor wird eine Sabine Hermans nicht mehr betreten!‹

Es war sowieso viel besser, bei diesem nasskalten, ekelhaften Wetter zu Hause zu bleiben – besonders da schon wieder ein Donner grollte. Sabine wühlte sich tief in die Decke und in ihr Kissen hinein, schloss die Augen und schlief über ihren Groll ein.

Sie schlief am nächsten Morgen aus, kein Wecker klingelte. Sie fühlte sich nicht schlecht, als sie sich wach reckelte. Hell war es draußen, es musste fast Mittag sein.

Und die Sonne war durchgekommen.

Und neben ihr lag Harry.

## Dokument 61: Ansprache

**Da geht es also doch noch weiter mit den beiden. Im nächsten Abschnitt berichtet Walter Haus wieder aus seiner eigenen Welt.**

Schnell war es in diesem Jahr kalt geworden, schon der frühe November brachte heftige Frosttage. Schade, ein Teil des Obstes war an den Bäumen erfroren, ich hatte es einfach nicht allein geschafft. Meine Vorräte waren trotzdem nicht knapp, so dass ich ohne Schwierigkeiten den Winter überstehen sollte. Ich konnte sogar immer wieder etwas abgeben und umtauschen. Auch Irene ließ sich gelegentlich bei mir blicken. Wolfgang war so eingespannt in seine Arbeit, dass ich ihn lange nicht mehr sah. Doch hatte er immer wieder seiner Frau berichtet, dass er beobachte, wie gut die Laborantin Sabine Hermans seinem Bruder tue - und dass es auch zwischen diesen beiden Probleme gebe. Er führte sie auf Harrys komplizierte Persönlichkeit zurück, womit er wahrscheinlich recht hatte, wenn auch immer zweie sind, die sich zusammenraufen müssen. Jedenfalls wünschte ich den beiden, dass sich die Beziehung stabilisierte.

In diesen Herbsttagen richtete der Bundeskanzler einen Appell an die Bevölkerung, übertragen von Rundfunk und Fernsehen. Ich schaltete am Abend meinen Kasten ein,

ließ mich in den weichen Sessel sinken und streckte die Beine auf dem Schemel aus.

Der Bildschirm wurde lebendig, kurz sah ich meine Ansagerin, leider verunstaltet. Die Bildröhre brauchte fünf Minuten, bis sie unverzerrt flimmerte. Hoffentlich hielt sie noch eine Weile durch, es gab ja nur noch Flachbildschirme und die konnte ich mir nicht leisten.

Der Kanzler wurde eingeblendet, schon weniger als Grimasse.

Herr Schulz fasste das bisherige Ausmaß der Katastrophe zusammen. Er sprach über die zunehmende Abhängigkeit von Tranquilizern und von der gestiegenen Unfallhäufigkeit. Er entwarf das Bild einer drohenden Hungersnot, wenn man die Tiere vor dem Schlachten nicht sedierte. Probleme der Züchtung sprach er an, öfters zerflossenen männliche Tiere beim Decken. Sedierte man sie vorher, war die Potenz gestört. Die Züchter hofften, aus dieser Zwickmühle bald einen Ausweg zu finden.

Ein weiteres Problem war die steigende Arbeitslosigkeit. Firmen, die vom Erdöl abhingen, wie Chemiebetriebe und Plastikhersteller, mussten schließen. Andere traf es durch die hohe Anzahl an Oktanose-Opfern unter der Belegschaft, besonders wenn Schlüsselstellen nicht neu besetzt werden konnten. Und in den Betrieben, die noch liefen, sank die Produktivität aufgrund der Sedierung der Mitarbeiter.

Der Fernseher stand so, dass ich meinen Sitzplatz nahe an den Kamin schieben

konnte. Wohlige Wärme aus knisterndem Holz strahlte zu mir herüber. Trotzdem wickelte ich mir eine Wolldecke um die Knie.

Bundeskanzler Schulz fuhr fort: »Meine Damen und Herren, als gewählter Kanzler dieses demokratischen Staates appelliere ich an Ihren Gemeinsinn. Bitte schränken Sie Ihren Bedarf an Beruhigungsmitteln so weit wie möglich ein. Vermeiden Sie Suchtmittel, nicht nur Alkohol, sondern auch Schlafmittel und starke Schmerzmittel. Nehmen sie stattdessen Neuroleptika, zum Beispiel Melperon, Risperidon und ähnliche. Die machen nicht süchtig, ihr Hausarzt wird Sie gern beraten.

Außerdem stehen die Gesundheitsämter zur Verfügung. Sie müssen die teilweise unangenehmen Nebenwirkungen in Kauf nehmen. Ich denke an die Muskelsteifigkeit, den vermehrten Speichelfluss und an Blick- und Schlundkrämpfe. Diese Erscheinungen treten nach längerem Gebrauch meist zurück. Im Übrigen sind sie vollkommen harmlos, wenn auch subjektiv sehr unangenehm.«

Viel besser als jedes Medikament aber sei, so der Kanzler, ein veränderter Umgang in den zwischenmenschlichen Beziehungen. Die Vergrünungszahlen in ländlichen Regionen seien deshalb viel geringer die in den Städten.

Und für jeden selbst und das Gemeinwohl blieben die Entspannungsübungen die effektivste Möglichkeit, sich vor der Oktanose zu schützen. »Lernen Sie autogenes Training oder die Progressive Muskelent-

## OKTAN

spannung nach Jacobson. Entsprechende Kurse laufen im Fernsehen und im Radio, an Volkshochschulen gibt es kostenlosen Unterricht. Auch viele Ärzte und Psychologen halten Kurse ab.«

Die Holzscheite in meinem Kamin sanken in sich zusammen und sprühten Funken. Ich schob drei Klötze nach. Bequem konnte ich den Stapel von meinem Platz aus erreichen.

»Ich verspreche Ihnen, meine Damen und Herren«, des Kanzlers Stimme nahm einen gewichtigen Klang an, »die Bundesregierung wird alles in ihren Kräften Stehende daransetzen, die Oktanose zu überwinden. Unsere Forschungen laufen auf Hochtouren. Mit den Beruhigungsmitteln haben wir einen Etappensieg errungen, die Quote der Todesfälle geht zurück.

Die Pharmaindustrie kann allmählich die Lücken auffüllen und den Bedarf decken. Sie produziert ständig mehr Tranquillizer und Neuroleptika. Forscher in aller Welt sind bemüht, ein Gegenmittel gegen die Grüne Pest zu entwickeln. Bitte helfen Sie alle mit, den erreichten Erfolg weiter auszubauen. Ich danke Ihnen.«

Schön gesprochen, Herr Bundeskanzler, brummte ich halblaut vor mich hin. Bei wie vielen Menschen war der Kopf klar genug, die Worte des Bundeskanzlers zu begreifen? Das hätte mich interessiert.

## Dokument 62: Familienleben

Wie sah das normale Leben damals aus? Nehmen wir als Beispiel einen Tag der Familie Wagner: Herr Wagner, Frau Wagner, Mattes acht und Julia sechs Jahre alt.

**Und woher kennst du, lieber Walter, nun diese Geschichte? Das werden wir niemals erfahren.**

Am Morgen ertönt der Radiowecker, Südwestfunk, zweites Programm, zunächst Musik. Die Eltern rekeln sich. Dann die Siebenuhr-Entspannung. Eine wohlthuende Stimme spricht beruhigend und monoton die Suggestionsformeln.

»Sie sind ruhig, ganz ruhig. Alle Muskeln am ganzen Körper sind locker und entspannt. Alle Gedanken sind weit, ganz weit. Sie hören nur meine Stimme. Alles andere ist jetzt gleichgültig. Alle Glieder sind schwer, ganz schwer ...«

Herr und Frau Wagner versuchen, sich zu konzentrieren und beflissen bei der Übung mitzugehen.

»... und nun atmen Sie tief durch und öffnen langsam die Augen. Sie fühlen sich erfrischt, wach und munter. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit und Ihre Teilnahme.«

Die Übung dauert fünf Minuten. Noch vor den Nachrichten nimmt Herr Wagner die Tablettendose vom Nachttisch und reicht sie seiner Frau. Valium gibt es inzwischen ausreichend. Beide schlucken eine Pille und bleiben bis zu deren Wirkungseintritt noch etwas liegen; erst gar nichts anfangen ohne diesen Schutz!

Frau Wagner erhebt sich langsam, bedächtig zieht sie sich an. Unter Vermeidung jeder Eile tritt sie ins Bad und erledigt ohne innere Anteilnahme die Morgentoilette. Dann bereitet sie das Frühstück vor, schlaff steht sie in der Küche und führt tranig die notwendigen Verrichtungen aus. All ihre Bewegungen laufen wie in Zeitlupe ab.

Der Herr des Hauses folgt schwerfällig, als das Bad frei ist. Dann schlurft er schlapp ins Kinderzimmer und weckt die Sprösslinge. Kinder werden nicht sediert, die brauchen das nicht. Als sie die Zähne putzen, hört man sie im Bad streiten. »Seid still!«, ruft die Mutter hinüber, »oder wollt ihr vergrünen?« Obwohl sie weiß, dass Kinder so gut wie nie Oktanose bekommen.

Die Kinder bekommen ihr Pausenbrot mit auf den Schulweg. Frau Wagner geht schleichend einkaufen, Herr Wagner latscht gedankenverloren zur Blitzvermittlung des Jobcenters. Rote Ampeln stören ihn. »Dass es die noch gibt«, denkt er mühsam. »Reine Energieverschwendung bei dem bisschen Verkehr«. Ihn ärgert, dass sein Trott unterbrochen ist. Er muss stehen bleiben, es widerstrebt ihm, eine angefangene Bewegung einzustellen. Sein Zustand der Benommenheit erlaubt keine Abwechslung.

Wagner fühlt sich wie nach einer durchzechten Nacht – nur ohne Kater. Alles ist ihm gleichgültig, nichts löst Sorgen aus, Angst, Ärger oder Erregung, kein unangenehmer Zustand. Nur sind alle Bewegungen so träge und zähflüssig. Bei Grün kann sich Wagner nur mühsam in Bewegung setzen.

Seit über einem Jahr ist er als Kfz-Schlosser arbeitslos, die Werkstatt ging pleite. Zum Glück hat er Erspartes.

Hunderte von Menschen drängen sich in den Gängen des Jobcenters. Herr Wagner trifft täglich die gleichen Leute, man kennt sich, man grüßt sich.

»Wie geht's?«

»Den Umständen entsprechend. Und selbst?«

»Na ja, genauso. Das Wahre ist dieses Leben ja nicht. Was machen die Kleinen?« Und so weiter und so fort. Jeden Tag die gleichen Sprüche.

Alles geht schleppend und geruhsam. Die Arbeitsuchenden sind durch ihre Mittel gedämpft, ebenso die Beamten. Man unterhält sich leise beim Warten, tauscht Neuigkeiten aus.

Nach drei Stunden werden die Leute weggeschickt. Die Tagesjobs sind vergeben, vergeblich gewartet. Man trägt es mit stoischer Ruhe, nur nicht aufregen. Wieso auch?

Die Wirkung der Pille lässt nach. Der Rückweg geht etwas schneller. Mattes sitzt vor der Wohnungstür.

»Wieso bist du denn schon da?«

»Der Unterricht fällt aus«, ist die Antwort. »Unser Klassenlehrer ist zerflossen.«

Unglaublich, denkt der Vater und schüttelt den Kopf.

Vater und Sohn gehen in die Wohnung. Paps merkt, dass sein Sprössling auf dem Bett herumhüpft.

»Hör auf zu toben, sonst vergrünst du noch!«

»Vergrünst, vergrünst. Immer nur vergrünen, nichts darf man mehr.«

»Sei einfach vernünftig«, stöhnt der geplagte Vater.

Bald kommt Frau Wagner zurück, auch sie ist nicht mehr ganz so saumselig. »Fleisch konnte ich nicht kaufen, das ist unbezahlbar. Gibt's halt heute wieder Pfannkuchen, zum Glück kriegt man noch Eier. Weißt du, was ich heute erlebt habe?«

»Nein, was denn?«

»Vor der Metzgerei unterhalte ich mich mit Frau Prellwitz über die unverschämten Preise. Sie hat auch kein Fleisch gekauft. Du weißt doch, die alte, herzkrankte Frau.«

»Ja, ja, die kenn ich. Und?«

»Plötzlich ringt sie nach Luft, fasst sich an die Brust und fängt an zu stöhnen. Bestimmt hat sie 'nen Herzinfarkt bekommen. Sie fängt an zu schreien. Ich will ihr noch 'ne Valium in den Mund schieben, da sehe ich, dass sie schon grün wird. Ich konnte nur noch den Oktanose-Wagen bestellen.«

»Die hat es wenigstens hinter sich.«

»Und weißt du, wer noch vergrünt ist?«

»Nein, wer?«

»Der Gaststätten-Huber, stell dir vor. Der hat sich mit einem Gast angelegt, einer hat sich beschwert, das Bier sei so dünn.«

»Na, dem geschieht's recht. Das Bier war ja auch immer dünner. Ich weiß aber auch was Neues. Ich hab auf dem Amt einen alten Kumpel getroffen. Der kennt einen Chemiker, und der hat festgestellt, dass im Valium überhaupt kein Valium mehr drin ist.«

»Wieso? Valium ist doch Valium. Oder was sonst?«

»In den Pillen soll nix mehr drin sein. Kein Valium. Kein Wirkstoff. Die Tabletten sehn nur noch so aus wie früher.«

»Das glaub ich nicht, das wäre ja Betrug. Wir spürn doch auch die Wirkung.«

»Das hab ich auch gesagt. Wär alles nur Einbildung, hätte der Chemiker gemeint.«

Im Radio kommt die Mittagsentspannung. Frau Wagner bäckt Eierkuchen. Julia kommt aus der Schule.

»Wieso bist du denn schon da?«, fragt sie Mattes.

»Bringmann ist vergrünt!«

»Was, euer Klassenlehrer? Warum kann denn die olle Ziehnert nicht vergrünen. Die nervt doch nur!«

»So was sagt man nicht, das wünscht man keinem«, schaltet der Vater sich ein. »Und außerdem – seid doch froh, dass ihr noch was lernt. Manche Schulen sind schon geschlossen.«

Mittagessen. »Schon wieder Pfannkuchen«, stöhnt Julia, futtert aber trotzdem ganz ordentlich. Für die Eltern eine Pille als Nachtsch. Hausaufgaben, Vati hilft.

Ein gemächlicher Spaziergang, ganz ohne Hast. Die Eltern zuckeln teilnahmslos durch die Sonne. Die Kinder rennen über die Felder davon.

»Bleibt stehen!«, ruft ihnen der Vater hinterher. »Ihr zerfließt noch!«

»Immer diese Kinder«, sagt er zu seiner Frau. »Man sollte nicht meinen, dass die noch so unvernünftig sind.«

»Du sollst nicht so schreien«, warnt ihn die Mutter, »sonst passiert es dir selbst.«

»Hast ja recht, Elfi. Da können einem wirklich die Nerven durchgehen.«

Nach dem Abendbrot werden die Kinder ins Bett verfrachtet. Auf ihre Gutenachtgeschichte wollen sie nicht verzichten, auch wenn sie oft genug betonen, wie groß sie sind. Die Eltern haben extra ein neues Buch mit Softstories geholt, so werden die jetzt genannt. Was fürs Herz, nur nichts Aufregendes, keine

Grusel-, Gespenster- oder Abenteuergeschichten. Auch keine Kinder-Science-Fiction wie der ›Abenteurmond‹. Noch nicht mal alle Märchen werden empfohlen. Rotkäppchen – viel zu gefährlich, selbst wenn's ein Happy End gibt.

Noch ein bisschen Fernsehen, auch alles beschaulich, viele Tier- und Landschaftsfilme. Dauernde Wiederholungen von Klassikern wie »Sissi« oder von Heinz-Rühmann-Filmen.

»Sollen wir nicht doch zu meinem Vater aufs Land nach Bie-singen ziehen? Der hat doch Platz dort für uns.«

»Ach, Elfriede, lass doch das Thema. Ich will jetzt noch nicht ins Saarland, hier geht es doch noch einigermaßen.«

Dann im Radio die Gutenachtentspannung. Zuvor noch Hinweise und Tipps, wie man sich zu verhalten hat, wenn jemand in nächster Nähe zerfließt.

Herr Wagner will abends seine Pille sparen, denn er denkt, im Schlaf brauche er sie nicht. Aber er schläft nicht ein, meist schläft er nicht ein. Also nimmt er auch heute wieder die Gute-nachttablette. Er ist nicht sicher, ob sie wirklich hilft.

Das Leben mit der Seuche war zum Alltag geworden, die täglichen Toten regten kaum noch jemanden auf. Man sprach darüber wie über eine Grippe oder einen Knochenbruch.

## Dokument 63: Bei den Eltern

Es war in den Tagen kurz vor oder nach der Kanzleransprache, da besuchte ich wieder einmal die alten Neuberts. Sie hatten, wie alle, unter den entmutigenden Lebensbedingungen zu leiden. Ich wusste nicht, ob das der Grund dafür war: Die Begrüßung verlief unterkühlt, der Vater war abweisend. Ich spürte, dass ich nicht sonderlich willkommen war.

Beinahe wäre ich gleich wieder gegangen. War es Neugierde oder war es eine Ahnung, die mich anders entscheiden ließ? Nach kurzem Zögern drängte ich mich auf wie ein Hausierer, der den Fuß schon im Türspalt hat. Schließlich war ich es ja gewohnt, dass Herr Neubert kalt und zurückweisend sein konnte.

Eine Weile standen wir unentschlossen im Flur, dann hatte ich gesiegt. Der alte Herr fühlte sich wohl doch verpflichtet, mich in die gute Stube zu bitten - in jenes Zimmer, in dem damals das Fernsehinterview gedreht worden war. Verändert hatte sich seitdem nichts.

Nun packte ich ein Geschenk aus, das seine Wirkung nicht verfehlen konnte. Es war ein Laib Brot.

»Selbsterzeugnis«, erklärte ich stolz.

Frau Neubert wurde sofort hellhörig. Sie hatte inzwischen Kaffee aufgesetzt. Kaffee, eine Kostbarkeit.

»Wie, des is selber gebacke?«, fragte sie in ihrem wohlklingenden Hessisch. Ihr Gatte versuchte immer, mit mir Hochdeutsch zu reden. Wie man halt mit einem Lehrer redet. Das glückte ihm nie so ganz und klang ein wenig hölzern.

»Nicht nur selbst gebacken«, erklärte ich. »Der Roggen ist selbst angebaut und das Mehl selbst gemahlen.« Meine Äußerung löste Bewunderung aus. Wir unterhielten uns eine Weile über Getreideanbau, und ich versprach, etwas Saatgut vorbeizubringen.

Dann kamen wir auf die Katastrophe im Allgemeinen zu sprechen. Jeder berichtete, wie er sich mit den Umständen arrangiert hatte. Wir teilten uns mit, welche gemeinsamen Bekannte zerflossen waren. Beruhigungsmittel kamen ebenfalls zur Sprache. Die Neuberts hatten die Pillen ausprobiert, aber schnell wieder bleiben lassen. Sie fühlten sich zu sehr eingeschränkt davon.

»Und an all dem is der Harry schuld«, brachte Vater Neubert plötzlich bitter hervor.

Das also war es, der alte Herr hielt seinen Sohn für schuldig. Er hatte die gleiche Einstellung wie Millionen BALD-Leser. Ich erinnerte mich sofort daran, dass ich selbst eine Zeit lang Harry die Schuld an der Katastrophe gegeben hatte. Es ist schließlich das Bequemste, einen Sündenbock zu haben, auf den man seine ganze Wut abladen kann. Schlimm muss es sein, wenn

der Sündenbock einer ganzen Nation der eigene Sohn ist.

Zunächst wusste ich nicht, was ich antworten sollte. Auch die Neuberts schwiegen, die Mutter war verlegen. Verschlossen war das Gesicht ihres Mannes, streng und verärgert sah es aus, strafend.

»Harry war es nicht allein«, entgegnete ich jetzt. »Er war nur die Spitze eines Eisbergs. Wenn Sie ...«

»O doch, er war's. Er hat den Nobelpreis bekommen, sonst niemand. Er ist der einzige Verantwortliche. Und ich hab die Teufelsbrut in die Welt gesetzt. Ich wünschte, er wär nie geboren. Das ist doch das Schlimmste, was ich erleben muss. Seine Forschung ist es, gewissenlos bringt er damit die ganze Menschheit unter die Erd. Der hat doch nur Ruhm und Karriere im Kopf gehabt. Wie mit 'nem Teufelspakt hat er sein Ziel erreicht. Aber das ist nun der Preis.«

Herr Neubert atmete tief ein. »Manchmal wünschte ich, ich würd' selbst bald vergürnen, damit ich diese Schand' net länger erleben müsst. Ich will Ihnen was sagen, Herr Haus«, fuhr er fort, »mir wär's lieber gewesen, der Harry wär umgekommen bei dem Anschlag.«

Diese Bitterkeit, dieser Zorn, diese Hoffnungslosigkeit waren kaum zu ertragen. Hinzu kam für Herrn Neubert die Enttäuschung über ein verpfushtes Leben - verpfuscht für Vater und Sohn. Gänzlich ver-

schlossen, hart und ernst starrte der alte Herr vor sich hin. Seine Frau schluckte, sie war den Tränen nahe. Ich selbst war betroffen. Es dauerte eine Weile, bis sich meine Anspannung löste.

»Ich glaube, Sie sehen das nicht richtig«, begann ich einen neuen Versuch. »Aber allerdings war auch ich wütend auf ihn, als meine Frau starb.«

»Ja, die hat er auch auf dem Gewissen«, fiel mir Neubert ins Wort.

»Niemanden hat er auf dem Gewissen«, sagte ich gereizt, diese negative Haltung ging mir auf die Nerven. »Jetzt hören Sie mir auch mal zu. Es war ein Unfall. Ein Unfall, verstehen Sie? Es lag doch keine Absicht darin.«

Ich versuchte, Herrn Neubert meine Ansichten zu vermitteln. Versuchte, ihm begreiflich zu machen, dass die Zeit reif war für Genmanipulationen. Überall auf der Welt war daran gearbeitet worden. Ein übeler Zufall war es, der gerade bei Harrys Forschungen zu einer Entartung geführt hatte. »Harry hat dieses Pech sicherlich nicht verdient. Leider ist nichts mehr zu ändern«, schloss ich meine Ausführung.

»Verdient oder nicht, es ist so gekommen, wie es kam. Und rückgängig zu machen ist es wirklich nicht mehr. Und ohne Harry wäre das Unheil nie passiert, da könne Sie mir sagen, was Sie wollen. Aber Sie haben ihn ja schon immer in Schutz genommen, durch Sie ist er verweichlicht.«

»Was soll denn das nun wieder heißen?«  
Ich war verblüfft. Eine solche Anschuldigung hatte ich nicht erwartet.

»Das, was ich sage. Wenn Sie sich nicht immer in die Erziehung eingemischt hätten, dann wär er nicht so verweichlicht. Das soll das heißen!«

Herr Neubert wurde rot im Gesicht, tiefer Groll saß in ihm. Ein Groll, der jetzt hochkam... Seine Frau strich ihm beschwichtigend über den Arm. Sie war beschämt und hatte Mühe, ihre Fassung zu bewahren. Er merkte nichts davon und fuhr fort:

»Sie haben doch unsere gesamte Erziehung unterlaufen. Wenn ich Harry oder Wolfgang getadelt oder bestraft hab, dann sinn die zu Ihnen rübergerannt und habe sich trösten lassen. Die war'n ja mehr bei Ihnen als wie bei uns. Denen hat die strenge Hand gefehlt. Man hätt öfters durchgreifen müssen. Die Kinder sind verweichlicht. Wie hätten die denn Verantwortungsgefühl und moralische Festigkeit entwickeln sollen? Das möcht ich mal wissen. Ich frag mich schon seit Langem, wie Sie des in Ihren Schulklassen gemacht haben.«

Das ging eindeutig zu weit, und Zorn stieg in mir hoch, den ich nicht mehr unterdrücken konnte.

»Das geht wirklich zu weit, Herr Neubert, sagte ich denn auch. Am Ende wollen Sie mir noch die Schuld für das ganze Unglück in die Schuhe schieben. Meinen Sie denn, dass Ihre Erziehung so ideal war? Sie haben doch den Kindern keinerlei Freu-

de gegönnt. Verklemmt haben Sie sie erzogen.«

Dann warf ich ihm vor, dass er Harry eingeschüchtert, zu einem kontaktarmen Jungen erzogen habe, der kein Mädchen ansprechen konnte.

»Oder wie erklären Sie sich, dass Harry keine Frau und keine Freundin gefunden hat?« Von Sabine wussten wir noch nichts.

Harry sei ja gar nichts anderes übriggeblieben, als sich Kopf über Hals in die Wissenschaft zu knien, fuhr ich fort. Hier habe er sich selbst die Bestätigung schaffen müssen, die er vom Vater nie bekommen habe. Hier habe er ein Selbstbewusstsein aufbauen können.

»Wenn eine Erziehung schuld an dem Unglück ist, dann doch Ihre, Herr Neubert, und nicht unsere!«

»Nu regt euch doch nett so uff«, schaltete sich jetzt Frau Neubert ein. »Oder wolldä alle beide vergrüne?«

Das traf wie ein Hammer, augenblicklich herrschte Stille. Recht hatte sie, wir spielten tatsächlich mit unserem Leben. Es schien mir plötzlich lächerlich, wegen Rechthaberei herumzustreiten. Ich musste lächeln. In Herrn Neubert ging anscheinend Ähnliches vor sich. Wir saßen schweigend da und dachten nach.

Was für eine Frau Mutter Neubert doch ist! Sie sitzt da und sagt kaum ein Wort. Und dann ist ein einziger Satz von ihr gewichtiger als alle unsere langen Vorträge. Ja, und ihr Kaffee! Ich trank einen

Schluck. Schade, er war fast kalt geworden, nur wegen der Streiterei.

»Ich möcht' mich entschuldigen«, brach der alte Neubert das Schweigen. »Ich hätt gar nicht davon anfangen sollen. Im Grunde war es gut, dass die Kinder zu Ihnen rüber konnten. Das war doch eine große Erleichterung für uns, besonders für meine Frau. Ich war ja tagsüber sowieso immer arbeiten. Und ich hätt ihnen auch geistig gar nicht das bieten können, was sie bei Ihnen gelernt haben.«

»Wissen Sie«, fügte er nach kurzer Pause hinzu, »ich mach mir halt meine Gedanken. Ich lieg nachts im Bett und grüble, denke nach und kann nicht schlafen. Ich bin übernervös und gereizt deshalb is es wohl so gekommen, dass ich Ihnen Vorwürfe gemacht hab.«

»Das nagt doch an uns allen, Herr Neubert. Heutzutage kann doch keiner mehr ausgeglichen bleiben, obwohl es notwendig wäre. Und bei Ihnen kann ich verstehen, dass Sie sich ganz besonders quälen.«

Ich trank meine Tasse leer, sofort goss Frau Neubert nach. »Außerdem muss ich mich genauso entschuldigen. Und übrigens finde ich das gar nicht falsch ...«

»Ach lasse Se nur«, fiel mir Mutter Neubert ins Wort. »Jetzt brauch sisch doch nett jeder fer jedes Wort entschuldiche. Abbä aans stimmt, Herr Haus. Mai Mann griebelt vill zu vill. Isch red'em schon immä zu, abbä des nitzt nix. Gräme dud ä sisch. Denkt, er hätt e Ungeheuer in die

Weld gesetzt. Des geht mä nah, des kenne Se mä glaabe.

Wisse Se, isch hab meim Harry verziehe. Un des nimmt de Heinrich mä übbel, verstehe Se? Dabei macht ä sisch's selbä aach nett leischt mit dere Haldung. Isch haal zu meine Kinnä, nett wahr. Was se da gesacht hadde, des finn isch sehr gut. Des sollt sisch de Heinrisch aach emaal durchs soin Kopp geh losse.« Dabei schaute sie ihren Mann auffordernd an.

»Vielleicht ist tatsächlich was dran«, gestand dieser ein. Er war merklich beschwichtigt. Sicher war er froh, seinen Sohn und damit sich selbst entlastet zu sehen. Er war voll und ganz auf die BALD-Hetze hereingefallen.

Nun war der Bann gebrochen. Ich erläuterte nochmals in Ruhe meine Ansichten und konnte dem alten Neubert erklären, wieso Harry nicht individuell die Schuld anzulasten war. Der Vater war aufnahmebereit und hörte begierig zu. Ich spürte, ich überzeugte ihn allmählich. Das tat uns beiden gut.

So nahm das unerfreuliche Gespräch eine angenehme Wende. Endlich war ausgesprochen, was seit Jahrzehnten in der Luft lag. Das war gut so, nur so konnte ich mich mit meinem alten Nachbarn verstehen.

In den nächsten Monaten schaute ich gelegentlich bei der Familie vorbei. Eines Tages vertraute mir Frau Neubert an, ihr Gatte schlafe wieder viel besser.

## Dokument 64 Stillstand

Harry Neubert forschte weiter, kam aber nicht recht voran. Mit organischen Gegenmitteln zu arbeiten, schien völlig zwecklos. Die Oktober bauten alle Stoffe ab, die er bisher erprobt hatte. Zwei Versuchsreihen hatte er laufen. Eine mit Desinfektionsmitteln, die sicher die Bakterien abtöteten. Sie waren für den Menschen giftig und klinisch nicht einzusetzen.

Harry versuchte, die Moleküle der Entkeimungsmittel abzuändern. So wollte er Verbindungen finden, die die desinfizierende Wirkung beibehielten. Gleichzeitig mussten sie für den menschlichen Organismus unschädlich sein oder vertretbar geringe Nebenwirkungen aufweisen.

Zum ändern suchte er nach anorganischen Substanzen, die die gleichen Voraussetzungen erfüllen mussten. Sie sollten die Bakterien töten oder zumindest deren Vermehrung verhindern. Und sie durften keine wesentlichen Schäden beim Menschen verursachen. Harry experimentierte mit komplexen Salzen und Chelaten wie Blutlaugensalz und Kupferglycin. Leider ohne Erfolg.

Nun aber wieder weiter mit Walters Worten.

Die Arbeit fiel Harry nicht mehr so leicht. Er wollte sich nicht von der Stimmung beeinflussen lassen, die gegen ihn herrschte. Dennoch belastete sie ihn. Er war nicht mehr so unbefangen wie früher. Es traf ihn hart, dass er, wenn auch aus taktischen Gründen, aus dem Krisenstab ausgeschlossen worden war.

Zusätzlich war ihm auf Druck der Öffentlichkeit der Nobelpreis aberkannt worden. Darunter hatte er noch ärger zu leiden, das war einmalig in der Geschichte dieses Preises.

Zwar forderte die Regierung Harry inoffiziell dazu auf, weiterzuarbeiten. Doch waren sein Selbstverständnis und sein Selbstbewusstsein angekratzt. Der arrogante Macher von früher war er nicht mehr. Unter diesen äußeren Umständen litt seine Gedankenarbeit, sein Hirn strotzte nicht mehr vor neuen Ideen. Er saß gedankenverloren an seinem Arbeitsplatz und starrte untätig vor sich hin, wenn eine Versuchsreihe lief. Solche Pausen hätte er sich früher nie gegönnt.

›Das liegt nur an Sabine‹, schoss es ihm ins Hirn. ›Sie lenkt mich ab. Hätte ich das nur nie angefangen, vorher hatte ich keine Arbeitshemmungen. Aber ich brauche sie. Sie fehlt mir, wenn ich abends allein bin. Hätte ich ohne sie nicht schon längst aufgegeben? Hätte das Leben ohne sie noch einen Sinn?‹

Nein, mit Sabine hat das nichts zu tun. ›Sabine, Sabine – hilf mir.‹

## Dokument 65: Der Rechner

Professor Korneff hatte sich angemeldet. Obwohl der Hygieniker andeutete, eine aussichtsreiche Idee zu haben, machte er vorerst keinen konkreten Hinweis. Harry war neugierig und gespannt.

Schnell wollte er noch seine eigenen Versuchsreihen bearbeiten. Kein Ergebnis, bis jetzt. Das Zahlenmaterial musste trotzdem durchgerechnet werden. Verdammte, wo war der Taschenrechner? Nicht an seinem Platz! Harry durchsuchte den Schreibtisch, Regale und Schränke. Das Ding blieb verschwunden. Wer war zuletzt im Labor gewesen?

Ärgerlich rief Harry Sabine an.

»Du, wo ist mein Taschenrechner?«, schnauzte er sie ohne Einleitung an.

»Weiß ich doch nicht!«

»Dann trommele mal alle Assistenten zusammen. Irgendjemand muss ihn ja haben.«

»Nun mach aber mal halblang, Professor. Erstens ist das übertrieben. Zweitens bin ich nicht dein Scharnetzky. Und drittens gewöhn dir mal einen andern Ton an.«

Sabine legte auf mit dem Gedanken: ›Unverschämtheit!«

Sabine und Harry hatten einige Stürme überstanden, das war nicht leicht für Sabine gewesen. Wie oft hatte sie mit ihrem Freund gestritten? Wie oft hatte er sie angegriffen? Nicht nur einmal hatte er sie verlassen und war anschließend zu ihr zurückgekehrt, nach stundenlangen Märschen, wenn er zur Vernunft gekommen war.

Gelohnt hatte es sich, Harry konnte aus sich herausgehen. Selbst sein Schimpfen gefiel Sabine besser als der eiskalte Zynismus, den er zuvor an den Tag gelegt hatte. Dafür nahm ihr Freund jetzt vieles nicht mehr so ernst und war weniger kleinlich. Und vor allem hatte er gelernt, Sabine so zu lieben, wie sie war.

›Aufgelegt hat sie, so eine Frechheit!«, dachte sich Harry. Er knallte den Hörer auf die Gabel und steckte wütend die Fäuste in die Kitteltaschen. Er schlug sich die Finger fast wund an seinem Taschenrechner. Verdutzt zog Harry den Apparat aus der Tasche und legte ihn vorsichtig, wie ein rohes Ei, vor sich auf den Schreibtisch.

Dann musste er schmunzeln. Er setzte sich und wählte neu. Er entschuldigt sich bei Sabine.

›Jetzt bin ich schon soweit, dass ich meine eigene Ordnung nicht mehr einhalten kann.«

›Warst du immer schon so ordentlich?«, wollte Sabine wissen.

›Als Kind nicht, meine Eltern verzweifelten regelrecht an mir. Sie schafften es nicht, mir Ordnung beizubringen.«

›Also schafften sie es doch.«

›Was sagst du?«

›Nichts. Ist nicht so wichtig.«

›Du sprichst in Rätseln.«

›Deine Eltern schafften es doch, meinte ich. Nur etwas ...«

›Du meinst verspätet?«, fiel Harry ein.

›Genau.«

›Meinst du?«

Plötzlich lachte Harry los.

## Dokument 66: Antikörper

Korneff kam mit einigen Assistenten, und er kam mit seiner neuen Idee. Einer verblüffend einfachen Idee. Mediziner müsste man sein!

Nicht nur Antibiotika bekämpfen Bakterien, sondern der Körper entwickelt auch eigene Abwehrstoffe. Er stellt gegen die mikroskopisch kleinen Eindringlinge Antikörper her. Diese setzen sich an der Bakterienwand fest und machen sie damit unschädlich. So, als würden sie mit Ketten gefesselt. Der Stoffaustausch und andere Funktionen der Krankheitserreger brechen zusammen.

Wieso sollte der Mensch nicht gegen die Oktober Antikörper bilden? Nichts sprach dagegen.

»Nein, nichts!«, bestätigte sich Harry in Gedanken. Gespannt lauschte er dem Vortrag Korneffs. Sabine, Wolfgang und weitere Mitarbeiter hatte er hinzugeholt.

»O doch, vieles spricht dagegen«, berichtete Korneff sich selbst. »Alles spricht dagegen. Würde der Mensch Antikörper bilden, dann gäbe es längst keine Oktanose mehr. Also bildet der Mensch keine oder eine unwirksame Form.«

Der Professor war auf keinen Fall gekommen, um Harrys Team das mitzuteilen. Tatsächlich enthielt schon der nächste Satz die Lösung.

»Wir müssen also den Menschen dazu bringen, wirksame Antikörper zu bilden. Dazu gibt es theoretisch drei Möglichkeiten.«

»Abgeschwächte Erreger, tote Erreger oder entgiftete Toxine«, fiel ihm Wolfgang ins Wort. Korneff bejahte seine Feststellung und erklärte sie den Nichtmediziner etwas anschaulicher.

Mit abgeschwächten Erregern impft man zum Beispiel gegen Tuberkulose und früher gegen Pocken, mit toten gegen Typhus und Cholera und mit entgifteten Toxinen – also ungiftigen Giftstoffen, giftähnlichen Substanzen – gegen Tetanus und Diphtherie.

»Wieso der Mensch keine Antikörper bildet – oder unwirksame –, wissen wir nicht«, fuhr der Hygieniker fort. »Zum Glück sind wir nicht auf uns selbst angewiesen. Wir können die abgeschwächten Oktuber verschiedenen Tieren spritzen. Irgendeine Spezies wird schon Abwehrstoffe dagegen bilden. Aus dem Blut dieser Tiere werden wir die Antikörper gewinnen. Wir erhalten so ein Antiserum, das spritzen wir den Menschen. Die tierischen Antikörper zerstören dann unsere Oktuber.«

Sabine hörte aufmerksam zu, dabei beobachtete sie ihren Freund. Die Ränder seiner Ohren waren gerötet.

Korneffs Methode war nichts anderes als eine passive Schutzimpfung, weil dem Menschen dabei passiv fremde Antikörper übertragen werden. Er braucht nicht aktiv eigene Abwehrkörper zu bilden. Diese Art der passiven Impfung wird tatsächlich angewandt, zum Beispiel bei Tetanus, Tollwut oder Schlangengiften.

»Gut, sehr gut«, Harry war begeistert. So schnell wie möglich musste die Idee in die Tat umgesetzt werden. »Antikörper – her damit!«

Korneff bremste, er hatte bereits weitergedacht. Erstens besaßen fast alle Menschen Antikörper gegen die Tuberkulose, gegen ganz ähnliche Bakterien also. Diese könnten theoretisch auch gegen Oktanose helfen – taten sie aber nicht. Zweitens zerflossen sehr viele Tierarten, die an Oktanose erkrankten wie der Mensch. Sie bildeten offensichtlich genauso wenig wirksame Antikörper.

»Vielleicht bilden sie doch Antikörper«, überlegte Wolfgang laut. »Nur kommen sie eventuell zu spät. Immerhin dauert es zwei Wochen, bis die Bildung einsetzt. Bis dahin sind die Tiere längst an Oktanose eingegangen.«

»Ganz richtig, Kollege. Ausschließen kann ich das nicht. Bei manchen Tieren könnte das so sein, aber nicht bei unseren Labortieren. Die leben doch oft viel länger als vierzehn Tage, nachdem wir sie mit Oktuber infiziert haben. Und die Menschen erst recht.«

Professor Korneff hatte einen weiteren Gedanken, der ihm aussichtsreich erschien. »Sie, Herr Neubert«, sagte er zu Harry, »haben sich doch vor Jahren Oktobakter spritzen lassen. Die sind den Oktober ja noch viel ähnlicher als die Tuberkuloseerreger. Die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass Sie dagegen Antikörper gebildet haben.

Und eine gewisse Chance besteht, dass diese Antikörper auch die Oktober vernichten. Vielleicht haben Sie nur deshalb noch keine Grüne Pest bekommen.«

»Na, danke«, wehrte Harry ab. »Bisher bin ich ja nicht der einzige, der überlebt hat. Zum Glück.«

»Das sage ich mir auch. Wir werden suchen müssen, vielleicht gibt es Menschen, die wirksame Antikörper haben. Von denen ließe sich auch Antiserum herstellen. Das hätte sogar den Vorteil, dass es verträglicher ist als tierisches. Und bei Ihnen, Herr Neubert, rechne ich mir eben eine noch größere Wahrscheinlichkeit aus.«

»Das leuchtet mir ein«, gab Harry zu. »Aber wie wollen Sie denn feststellen, ob ich wirklich Antikörper habe?«

»Das lassen Sie nur unsere Sorge sein. Das ist ja unser täglich Brot. Wir müssen Ihnen nur Blut abnehmen.«

»Na, bitte«, bot Harry an und krepelte seinen Ärmel hoch. »Ich denke, ich habe gute Venen.«

In der Nacht konnte Harry nicht schlafen. Er war allein, nachdem er Sabine darum gebeten hatte. Lächelnd hatte sie seinen Wunsch angenommen.

»Ich störe dich wohl beim Nachdenken?« Ihr war klar, in Harry war die wissenschaftliche Leidenschaft wieder entflammt.

Harry wälzte die Gedanken im Kopf hin und her. Antikörper – das war die Lösung, das musste klappen. Wieso war noch niemand früher darauf gekommen? Ideen zum weiteren Vorgehen schossen Harry durch den Kopf – und drängten eine Weile den Schlaf zurück.

Als der Wecker klingelte, erwachte Harry wie aus einem Koma. Umständlich fingerte er an dem Störenfried herum. Bis er endlich den Abstellknopf fand, hatte er schon ausgeklingelt. Gern hätte Harry weiter gedöst, es half aber alles nichts, er musste jetzt raus. Die neue Aufgabe stachelte ihn an.

Für mich jedoch, den alten Walter Haus, wird es Zeit, die Schreiberei zu unterbrechen. Die olle Klappermaschine macht zunehmend Schwierigkeiten. Einige Buchstaben klemmen. Die Tipperei wird immer schwieriger. Ich muss die Kiste bald mal reinigen und ölen.

Doch jetzt geht's erst mal raus mit dem Hund. Die Sonne scheint wie schon lange nicht. Und nachher ist eine Sitzung vom Netzzweig, einer Selbsthilfeorganisation, bei der ich mitarbeite. Sie verbindet und fördert alle möglichen Arbeitsgruppen und Projekte.

Gremienarbeit hat mir noch nie so richtig gelegen, doch diese ist nicht nur sinnvoll, sondern auch notwendig.

## Dokument 67: GT

Spärliches Licht fiel in die Straße. In der Dämmerung des Abends drang nur geringe Helligkeit auf den Boden der Schluchten zwischen den Hauswänden. Die Laternen standen dunkel und nutzlos am Rand der Gehsteige.

Die Straßen waren leer. Um diese Zeit hielt sich in der sterbenden Stadt niemand mehr draußen auf – fast niemand. Am Ende der ehemaligen Geschäftsstraße wurde eine Gestalt sichtbar. Sie beeilte sich und kam schnell näher.

Mehrere junge Leute bemerkten die hastig voranschreitende Person. Sie zogen sich zurück hinter die Ecken einer Querstraße und warteten auf ihre Beute. Sie trugen zerfranzte, mit Ketten behängte Hosen, die Beine steckten in schweren, beschlagenen Stiefeln. Alle trugen dunkelgrüne Lederjacken oder -mäntel. Sie sahen aus wie Gestapo-Leute. Auf ihrem Rücken prangte in greller Farbe ein gelber Totenkopf. Die Buchstaben ›G‹ und ›T‹ waren schwarz in die hellen Wangenknochen eingelassen. ›Grüne Teufel‹ nannte sich die Bande.

Als der späte Passant sich näherte, stürzten die Lederjacken laut schreiend von beiden Seiten auf ihn zu. Ihre Köpfe leuchteten blassgrün. Die wild gestylten Haare waren mit phosphoreszierender Farbe getränkt.

Der Fußgänger, ein Mann um die Fünfzig, blieb erschrocken stehen. Die schreienden Leuchtköpfe zuckten wie Irrlichter auf ihn zu. Er wusste, was das zu bedeuten hatte. Er musste Ruhe bewahren. Die Grünen Teufel bildeten einen Ring um ihn und hakten sich mit den Armen ein. Ein Durchkommen war unmöglich.

»Na, wohin denn noch so spät, Alterchen?«

»Was wollt ihr, ich habe euch nichts getan.«

»Dich brennen sehen, Opi. Das weißt du doch. Nu mach schon!«

»Was soll ich machen? Lasst mich doch, Menschenkinder.

Ich könnte euer Vater sein.«

»Da hättest dich aber anstrengen müssen, mit deinen Eiern. Bei so vielen Kindern.« Der Mann verspürte einen Tritt in sein Genitale. Vor Schmerzen krümmte er sich und ging in die Knie. Die Ellenbogen drückte er in die Schamgegend, um das unerträgliche Ziehen abzuschwächen.

»Willstewohl ma anständig stehen bleiben, Jüngling. Biste immer so unhöflich?« Der Angesprochene wurde grob in die Höhe gezerrt.

»Ich habe euch doch wirklich nichts getan. Lasst mich nach Hause«, stöhnte der Mann.

»Haste schomma gesagt. Und nach Hause kommste nicht mehr.« Der Überfallene erhielt einen kräftigen Knuff auf den Hinterkopf und taumelte nach vorn.

»Hier geblieben«, schrie der, auf den er zufiel. Er schlugt ihm in den Bauch.

»Ich gebe euch, was ich kann«, bettelte der Geprügelte. »Lasst mich nach Hause. Meine Frau wartet.«

»Ne Olle haste auch noch. Dann kannst uns ja ma deine Adresse geben, Süßer. Wir richten ihr dann unser Beileid aus. Und trösten sie ein bisschen!«

»Bloß nicht«, wehrte ein anderer ab, »die ist doch mindestens genauso schrumpelig wie der.«

»Macht euch noch lustig. So viele auf einen, das könnt ihr. Aber allein traut ihr euch wohl nichts.«

»Mut haste ja. Andere hätten wir schon längst abgefackelt. Also, weil du's bist: Hau ab.«

Der Ring öffnete sich wie von Zauberhand, die Leuchtköpfe gaben eine Lücke frei. Schnell ging der Gepeinigte los. Er bekam ein Bein gestellt und schlug hart aufs Pflaster auf.

»Na los, lauf schon!«, grölte die Meute. Dabei traten sie ihn mit ihren massiven Stiefeln. Tiefe Wut stieg in dem Mann auf dem Boden empor. Mit verzweifelter Kraftanstrengung versuchte er, sich aufzurichten. Doch prügelten ihn derbe Schläge immer wieder nieder. Und dabei spürte er unendliche Schmerzen am ganzen Körper.

*OKTAN*

»Na endlich«, lachte ein Feuerschopf, als der Gequälte zu schreien anfängt. Als die ersten Benzintropfen hervortreten, zündet der Anführer die Leiche an. Seine Leute hüpfen übermütig um das Feuer herum.

**Was für eine gruselige Episode. Die gehörte zu der gruseligen Entwicklung anscheinend wie selbstverständlich dazu.**

## Dokument 68: Stadtflucht

»N-a e-nd-lich«, la-ch-te e-in F-e-ue-r-sch-opf, a-ls de-r Ge-quält-e zu sch-r-e-ie-n a-nfing. A-ls d-ie e-r-s-t-e-n B-e-nzin-t-r-opfe-n h-e-r-vor-tr-a-ten, zünd-e-te d-e-r A-nfüh-r-e-r d-ie Le-ich-e-a-n. S-e-eine Le-ut-e h-üpft-e-n übe-r-müt-ig um d-a-s F-e-ue-r h-e-ru-m.

Die Schreiberei war in den letzten Tagen eine Qual, nach fast jedem zweiten Buchstaben hakte die Maschine und ließ eine Lücke frei. Die musste ich mühsam mit Bindestrichen ausfüllen. Die letzten Sätze im Manuskript habe ich als Kostprobe wiedergeben, kaum zu lesen, dieses Gehacke.

Nach dem Ölen schreibt sie wieder besser. Nur bei bestimmten Großbuchstaben klemmt sie noch. Einen Fachmann zu finden, der sie vollständig überholt, ist fast unmöglich.

Die Katastrophe nahm kein Ende. Die Todesfälle stagnierten vorübergehend, doch dauerte der Effekt der Beruhigungsmittel nicht lange. Die Infrastruktur zerbröckelte und brach fast vollständig zusammen. Bei Bussen und Zügen wurden die Fahrpläne immer lückenhafter eingehalten. Zuletzt verkehrten die öffentlichen Transportmittel nur noch sporadisch.

Lastwagen - egal, was sie transportierten - waren überladen mit Leuten. An je-

## OKTAN

dem Straßenrand lagen Lkws mit gebrochenen Achsen, sie hatten dem Übergewicht nicht standgehalten.

Das Telefonnetz brach zusammen, nur wenige wichtige Persönlichkeiten waren über Funkgeräte erreichbar. Die Post wurde nicht mehr befördert. Radio- und Fernsehsender brachten Notprogramme und strahlten wenigstens für ein bis zwei Stunden täglich Nachrichten aus.

Erstaunlich lange sollen sich manche Zeitungen in den Metropolen gehalten haben. Bei uns auf dem Lande waren schon zwei Jahre nach Ausbruch der Grünen Pest keine mehr erhältlich.

Ganze Industriezweige stellten ihre Produktion ein. Immer mehr Arbeiter fielen aus, Rohstoffe wurden nicht mehr geliefert, die Waren ließen sich nicht mehr absetzen. Erdöl, immer noch der wichtigste Energieträger, gab es nicht mehr. Die Vorräte waren erschöpft. Die OPEC-Staaten hatten nicht nachgegeben. Die Förderung im Inland und die Produktion der Synphat waren nicht mehr als ein Tropfen auf den heißen Stein.

Am härtesten wütete das Chaos in den Städten. Nicht nur Fleisch wurde knapp, sondern pflanzliche Lebensmittel genauso. Statt Schnitzel verlangten die Leute Kartoffel und Gemüse.

In grausamer Weise stellten sich manche Jugendliche auf die aussichtslose Situation ein. Rockerbanden entwickelten einen neuen Sport. Sie lauerten nachts, später

sogar am helllichten Tag, Passanten auf, erschreckten und bedrohten sie. Wenn die Unglücklichen zerflossen, führten die Rowdys Freudentänze auf und zündeten die Benzinlache an. Die ›Tagesschau‹ zeigte an einem Abend eine Szene aus Berlin. Auf dem Ku'damm flackerten mindestens zehn solcher Feuer.

Die Berichterstattung erinnerte mich an die Bürgerkriege in Libyen und Syrien. Brennende Häuser und zerbombte Straßenzüge waren damals gezeigt worden. Solche Bilder erschienen mir entwürdigend. Sie stachelten nur die Sensationsgier der Zuschauer an, das Unglück anderer Menschen war Kurzweil für unser übersättigtes Volk. Auswüchse müssen bekannt gemacht werden, keine Frage, doch in einer Form, die hilft, sie zu bewältigen, statt sie anzuheizen.

Ich verabscheute das Verhalten der verkommenen Jugendlichen. Trotzdem konnte ich sie nicht ganz verurteilen, sie waren in dem Grauen um sie herum aufgewachsen und kannten nichts anderes. Sie erlebten die Zerstörung ihrer Umgebung, bevor sie hineinwachsen konnten. Die Grüne Seuche bedrohte sie selbst. Ihre Gewalttätigkeit drückte die Hoffnungslosigkeit um sie herum aus, eine Hoffnungslosigkeit, die sie auf grauenerregende Weise auf die Spitze trieben. Fehlende Orientierung ist für die Pubertät in normalen Zeiten schon charakteristisch; jetzt blieb diesen Jugendlichen offenbar keine andere Wahl, mit dem umfassenden Entsetzen fertig zu werden.

Im Spätsommer kam eine Flüchtlingsfamilie bei mir vorbei. Über den Gartenzaun fragte mich der Vater, ob ich eine Unterkunft wüsste. Nach kurzem Überlegen nahm ich sie bei mir auf. Es waren Frankfurter, Helga und Emil Dauter samt den Kindern Gerda und Franz. Ich leitete sie in der Gartenarbeit an, sie benahmen sich geschickter, als ich es von Städtern erwartet hätte. Meine Einsamkeit war zu Ende, ich hatte wieder Leben um mich herum.

Der nächste Winter wurde schwieriger. Für fünf Personen waren die Vorräte knapp, obwohl wir das Beste aus dem Garten und dem Wald herausgeholt hatten. Waldfrüchte und Pilze gab es kaum noch, Scharen von Menschen suchten die Wälder ab. Unkenntnis führte reihenweise zu Pilzvergiftungen, man aß eben alles. Hunde, Katzen und andere Haustiere. Selbst Ratten und Mäuse wurden geschlachtet. Die Not trieb dazu. Auch wir überlegten ein paar Mal, ob wir Olga, das Pferd opfern sollten, oder Niggi, den Schnauzerpudel. Doch Gerda und Franz wehrten sich heftig dagegen.

Zum Glück fand sich immer ein Ausweg, meist konnten wir doch noch etwas eintauschen. Geld spielte keine Rolle mehr, die Menschen tauschten ihre Habseligkeiten oder boten Dienstleistungen gegen Naturalien an.

Auch heute früh hatte ich in der Stadt Glück. Auf dem Markt feilschte ich um Mehl und bot Kartoffeln an. Ich kam mit dem In-

haber eines Standes ins Gespräch. Er hatte früher Büromaschinen repariert. Für zehn Pfund Kartoffeln will er meine Klappermaschine überholen.

**Eine herbe Enttäuschung: kein Ergebnis. Harry begrub seine Hoffnung auf die Antikörper, auf ein Antiserum, obwohl Korneff immer noch zuversichtlich war. Doch leider war der schnelle Erfolg auch für den Hygieniker unerreichbar.**

### **Was war geschehen?**

Korneff hatte Harrys Blut untersucht. Er besaß Antikörper sowohl gegen Oktober als auch gegen Oktobakter. Und er hatte Oktober im Blut. Seine Antikörper saßen auf der Oberfläche der Bakterien, schaden aber den Erregern der Grünen Pest in keiner Weise. Wieso, das konnte Korneff nicht erklären.

Alle mussten sich mit der Tatsache abfinden. Während Harry schnell der Mut verließ, forschte Korneff weiter und fand heraus, dass fast alle Menschen Antikörper bildeten, sofern sie infiziert waren. Aber alle waren unwirksam. Wie ein harmloser Belag klebten sie auf den Zellen und hinderten sie nicht an der Herstellung ihrer mörderischen Enzyme. Antikörper gegen die Enzyme fanden Korneffs Leute nirgends.

Die Untersuchungen an Tieren verliefen ähnlich erfolglos. Wieso gab Korneff nicht auf, sondern suchte weiter, fragte sich Harry. Tierart um Tierart impfte er mit Oktobakter, mit Oktober und mit inaktiven Enzymen. Er hoffte, eine Gattung oder eine Rasse zu finden, die endlich wirkungsvolle Antikörper produzierte.

Wolfgang hatte sich seinen Versuchsreihen angeschlossen. Ein Erfolg im Handumdrehen hatte sich jedoch nicht eingestellt. Schade, denn jetzt begann die mühevollere Sucherei die

Korneff aber nicht schreckte. Die meisten wissenschaftlichen Erfolge setzten solche Kleinarbeit voraus.

Harry verstand sich selbst nicht mehr. Seit dem Fehlschlag war sein Schwung wieder hin. Lustlos schleppte er sich ins Labor, hantierte mechanisch herum, oft ging er früh nach Hause. Irgendetwas hielt ihn an dem Antikörpermodell, aber die Suche war ihm zuwider. Es musste eine andere Lösung geben. Nur welche? Harry wusste es nicht, er musste nachdenken. Dazu brauchte er kein Labor. Er wusste aber nicht, in welche Richtung er überlegen sollte – und das lähmte ihn.

Was war nur los mit ihm? Früher hätte er das Handtuch nicht so schnell geworfen. Harry war froh, dass er Sabine hatte. An sie konnte er sich anlehnen, sie war seine Vertraute, mehr als sein Bruder. Mit Wolfgang stimmte irgendetwas nicht. Sabine hörte zu, mit ihr konnte er über alles reden, über seine Sorgen, seine Unlust. Und er war sich sicher, irgendwie schaffte es seine Freundin immer wieder, ihn aufzumuntern.

Wieder ein Tag, der nichts versprach: Funkgespräch mit Korneff, nichts Neues. Rücksprache mit Wolfgang: das Gleiche. Die Luft im Zimmer war stickig der Geruch im Labor widerlich. Harry stieß einen großen Erlenmeyerkolben vom Tisch. Säure spritzte über den Kachelboden. Sie fraß Löcher in seine Hosenbeine und verätzte die Haut am Knöchel. Sabine war ins Labor nicht mitgekommen, da sie sich nicht wohlfühlte.

## Dokument 69: Pusteblyme

Dieser Tag sollte nichts werden, konnte nichts werden. Harry zog sich um und ging. Statt gleich nach Hause zu fahren, stellte er den Wagen unterwegs irgendwo ab und ging ein Stück zu Fuß. Langsam, gedankenverloren. Sein Blick glitt durch verlassene Straßen voller Schmutz und Abfälle. Heruntergekommene Häuser, offene Türen, zerschlagene Fenster, bröckelnde Fassaden. Ab und zu ein Gesicht – scheu, apathisch, feindselig.

Harry schlendert über einen alten Spielplatz, setzt sich auf eine Bank. Kaum noch Lack war auf dem Holz. Kühl war es, klar die Luft, es könnte Regen geben.

Ein kleines Mädchen näherte sich. Harry konnte das Alter nicht gut abschätzen, er kannte sich nicht aus mit Kindern. Braune Haut hatte sie, oder war es Dreck? Ein dunkler Wuschelkopf war sie mit großen, braunen Augen. Sie sah Harry nicht oder beachtete ihn einfach nicht.

Geschäftig ging sie zum Sandkasten, scharfte und kratzte im Sand herum. Der war recht fest, deshalb nahm sie einen Stock, lockerte den Sand auf und formte Kugeln. Die reihte sie vor sich auf und plapperte dabei: »Schön Klöße kochen. Bald fertig.« Sie ging weg und suchte etwas, bis sie mit einem Stück Papp zurückkam. Darauf legte sie einen Kloß, brachte ihn zu einem Baum und legt ihn an den Stamm. Sie sang dabei und holte Kugel für Kugel.

»So, Opa, hier ist Mittagessen – gut schmeckt? – Alles aufgegessen? – Abräumen, Beate!«

Höchstens drei konnte die Kleine sein. Sie brachte die Klöße wieder zum Sandkasten und sang weiter. Sie versuchte, die Kugeln aufzutürmen doch fielen sie immer wieder auseinander. Beate patschte sie mit den Händchen ganz platt, Sand spritzte in die Gegend. Die Nase lief, Beate wischte mit der Hand darüber. Jetzt hatte sie einen Bart aus Sand.

Das Mädchen sprang auf, hüpfte ein paar Schritte davon. Sie drehte sich um und hob etwas auf. Es sah aus wie ein roter Punkt, eine Murmel, eine Perle? Beate steckte sie in die Tasche. Sie trug geflickte Hosen und einen gestopften Pullover. Beate hopst weiter, kletterte auf einen Mauerrest. Die Kleine schaffte es gerade so. Sie lief darauf entlang – die Arme ausgebreitet wie eine Seiltänzerin. Sie sang und sprang herunter.

Dann entdeckte Beate eine Pusteblume. Sie riss sie ab, hielt sie vor den Mund und pustete. Am Schluss schüttelte sie den Stängel und schaute begeistert der Wolke kleiner Fallschirme nach. Vor Vergnügen glückte sie dabei. Dann ging sie zur nächsten Pusteblume. Der Reihe nach ab pflückte sie alle ab und schaute sich um. Als keine mehr übrig war, rannte Beate los und verschwand hinter einer Ecke.

Harry lächelte. Er stand auf und ging.

**Rührend, einfach irgendwie rührend diese Geschichte. Warum hat Walter sie hineingenommen in seine Schriften? Will er zeigen, wie Kinder es schaffen, ihre Unbefangenheit zu bewahren? Auf Harry muss das so gewirkt haben.**

## Dokument 70: Selbstvorhaltungen

Wieder einmal war es spät geworden im Labor. Harry erhob sich steif vom Schreibtisch. »Ich glaube, wir sollten Schluss machen, Sabine.«

Er ordnete seine Papiere für den nächsten Tag, dann gingen die beiden hinaus und knipsten die Lichter aus. Schweigend setzten sie sich in den Wagen und fuhren los. »Zum Glück fahren diese Zivis nicht mehr hinterher«, sagte Harry. »Die sind mir doch mordsmäßig auf die Nerven gegangen.«

Unvermittelt blieb Harry am Straßenrand stehen. »Was hältst du eigentlich von Wolfgang?«, meinte er auf Sabines fragenden Blick.

»Ich finde ihn nett, ist ganz in Ordnung.« Sie wusste nicht, worauf Harry hinauswollte. »Aber natürlich gefälltst du mir besser. Du bist doch wohl nicht eifersüchtig? Oder was soll die Frage?«

»Ist dir in seinem Verhalten nichts aufgefallen? Ich meine in seinem Verhalten mir gegenüber?«

»Nein, kann ich nicht sagen.«

»Benimmt er sich nicht anders? Ich meine kühler, abweisender. Ich habe schon irgendwie diesen Eindruck.« Jetzt war Harry konkreter, aber Sabine wusste immer noch nicht, was er meinte. Dass er so um den heißen Brei herumreden musste!

»Nein, das kann ich nicht sagen. Vielleicht bildest du dir das ein. Du bist unzufrieden, weil wir nicht weiterkommen. Und die Unzufriedenheit überträgst du auf Wolfgang.«

»Du redest wie eine Psychologin«, sagte Harry ärgerlich.

»Hab ich dir schon von meinem Job als Vertreterin erzählt?« Sabine übergang Harrys Gereiztheit. »Die Firma hat uns in einem Schnellkurs tatsächlich Psychologie beigebracht. Außerdem habe ich mich selbst damit beschäftigt. Aber das hat ja nichts zu sagen.

Es ist wirklich so, seit ich euch beide kenne – im Labor, als Brüder – hat sich nichts geändert. Das kann ich als Außenstehende sagen. Deshalb glaube ich, dass es an dir liegt.«

»Was du schon alles warst! Vertreterin.« Harry schüttelte ungläubig den Kopf und schmunzelte. Er fühlte sich etwas entkrampft. »Vielleicht liegt's wirklich bei mir.«

Er erklärte Sabine, Wolfgang habe ihm einmal persönlich die Schuld an der Oktanose gegeben. Seitdem sei das Verhältnis getrübt. Darauf ansprechen sollte Harry seinen Bruder, das war Sabines handfester Rat. Sonst würde alles noch verkrampt, fürchtete sie.

Harry nickte. »Das fällt mir aber nicht leicht, wie du weißt.«

Sabine ließ nicht locker. »Gerade deshalb, du Bergsteiger.« Dann dachte sie einen Moment nach. »Aber sag mal, was hat Wolfgang dir vorgeworfen? Doch bestimmt nicht die Hetzparolen aus der BALD. Das kann ich mir nicht vorstellen.«

Harry berichtete über den ausgelaufenen Kessel Oktobakter und wie Wolfgang herausgefunden hatte, dass die Bakterien identisch mit den Oktober waren. »O Harry«, sagte sie schließlich, »in deiner Haut möchte ich nicht stecken. Jetzt verstehe ich deine Sorgen.«

Harry betätigte den Anlasser und fuhr weiter. Erst in Sabines Wohnung setzte er das Gespräch fort.

Das Schlimmste für Harry war, dass er die Schuldfrage nicht klären konnte. Er hatte nicht persönlich die Ventile aufgedreht, auch nicht die Anweisung dazu gegeben. Aber war der Arbeiter schuld, der die Bakterien abgelassen hatte? Ganz bestimmt nicht, antwortete Harry sich selbst. War es der Ingenieur, der die Anweisung dazu gab? Er hätte schon eher mögliche Folgen beachten sollen. Aber der Schuldige war auch er nicht. Harry war der Leiter des Forschungsprojektes und damit der Verantwortliche.

Harry führte seine Gedanken weiter aus. Als man in den Siebzigerjahren an Insulin und Interferon aus Bakterien arbeitete, waren sich Wissenschaftler über die Risiken der Genmanipulation im Klaren. Unter Fachleuten hatte man mögliche Folgen diskutiert. Nicht umsonst war es zu freiwilligen Forschungsbeschränkungen gekommen. Das alles wusste Harry, Und trotzdem war er so unvorsichtig gewesen. Er hatte die missglückten

Oktobakter für absolut harmlos gehalten und das seiner Umgebung vermittelt, wenn vielleicht auch nur indirekt. Durch seinen Selbstversuch war er restlos davon überzeugt gewesen. Deshalb hatte er keinen Gedanken daran verschwendet, was die Produktion mit dem Kessel vorhatte. Der Vernichtung hatte er keinerlei Beachtung geschenkt.

»Erst hinterher bekam ich einen Schreck, als ich erfuhr, dass man das Zeug einfach in den Main abgelassen hatte. Ich regte mich sogar fürchterlich auf und putzte den Produktionsleiter herunter«, beteuerte Harry.

»Aber es war passiert und nicht mehr zu ändern. Und als in den nächsten Monaten und Jahren nichts passierte, schien sich die Harmlosigkeit dieser verfluchten Mikroorganismen zu bestätigen. Der Krach mit der Produktionsleitung war im Nachhinein aus der Luft gegriffen, scheinbar. Mir war es sowieso hauptsächlich ums Prinzip gegangen.«

Harry saß im Sessel und schwieg. Sabine sah in an und seufzte. Ihr Freund war oft schwierig, Sie fühlte einen neuen Berg von Problemen auf sich zukommen.

»Ich bin schuld, ja, ich bin schuld«, fuhr Harry fort. »Das sehe ich jetzt völlig klar. Dieses Gespräch hat es mir endlich klargemacht.«

»Und welche Konsequenzen willst du daraus ziehen?« Sabine wurde unsicher. Sie kannte ihren Freund als gradlinigen Menschen. Wie würde er seine eingestandene Schuld beantworten? Sie fürchtete, seine Konsequenzen könnten ihn von ihr wegreißen. War er aber wirklich schuld?

»Ich möchte, wenn es irgend geht, meinen Fehler gutmachen. Den Schaden ausgleichen. Aber was rede ich, es ist nichts mehr gutzumachen. Die Katastrophe ist zu groß. Nur noch ein weiteres Fortschreiten ist zu stoppen. Ich muss um alles in der Welt das Gegenmittel finden.«

»Und dann?«

»Wenn ein Gegenmittel erst einmal gefunden ist, egal, ob von mir oder jemand anderem, dann werde ich Selbstanzeige erstatten.«

Das hatte Sabine gefürchtet. »Du würdest auch ins Gefängnis gehen?«

»Ja!« Harry sah Sabine ernst an. Sie schlug die Hände vors Gesicht und fing an zu weinen. Sie weinte lange und schlief ein dabei. Harry trug sie vorsichtig zum Bett.

Am nächsten Morgen ging Sabine nicht ins Labor, sie fühlte sich miserabel. Stattdessen radelte sie nach Gravenbruch und machte einen ausgedehnten Spaziergang durch die umliegenden Wälder. Hier konnte sie klare Gedanken schöpfen.

Am Nachmittag funkte sie Harry mit ihrem CB-Gerät an. Er solle früher nach Hause kommen. Harry zögerte, doch dann machte er sich bewusst, wie schwerfällig er in letzter Zeit allein im Labor zurechtkam und fuhr gleich los.

Sabine hatte Tee gekocht und einen kleinen Kuchen gebacken. Die Stimmung war gelöster, nicht so schwerfällig wie am Abend zuvor.

»Weißt du, Harry, ich werde deine Entscheidung akzeptieren, egal wie sie ausfällt. Trotzdem habe ich Angst davor, allein zu sein. Ich wünschte mir, dass dir das Gefängnis erspart bleibt. Aber meine Wünsche werde ich zurückstellen. Mit Gittern und Mauern werden wir irgendwie zurecht kommen. Auch die Zeit werden wir irgendwie überstehen. Nur weiß ich nicht«, fügte Sabine zögernd hinzu, »was eine Bestrafung bewirken soll.«

»Wie meinst du das?«

»Das ist nicht leicht zu erklären. Glaube jetzt mal nicht, dass ich dich überreden will, dass du keine Selbstanzeige stellst. Aber ich sehe darin keinen Sinn. Das ändert nichts an dem, was passiert ist und was noch passieren wird. Du bist doch kein Mörder, vor dem man die Menschheit mit Gefängnis schützen muss. Du bist auch kein leichtsinniger Übeltäter, der immer wieder Unheil anrichtet. Das Ganze war eine Reihe unglücklicher Verkettungen, wie man so sagt. Die hätten genauso gut jemand anderem passieren können.«

»Sind sie aber nicht.«

»Lass mich bitte ausreden. Würdest du denn wollen, dass ein anderer Wissenschaftler ins Gefängnis käme, wenn er an deiner Stelle gewesen wäre? Hätte man denn Otto Hahn ins Gefängnis stecken sollen, weil er die Kernspaltung entdeckt hatte? Er ist doch nicht verantwortlich für den Bau von Atombomben gewesen oder für den Abwurf auf Hiroshima und Nagasaki.«

»Das ist etwas anderes. Das Beispiel wäre treffender, wenn Otto Hahn eine Bombe gebaut hätte und die explodiert wäre. Für eine solche Katastrophe wäre er wirklich verantwortlich gewesen, auch wenn er die Katastrophe nicht vorausgesehen hätte – und erst recht nicht gewollt hätte.«

»Ich sehe das nicht so«, entgegnete Sabine und holte zu einem langen Vortrag aus.

Leider war es seit Beginn der Menschheit so, dass technische Fortschritte auch schädliche Wirkungen hervorbrachten. Schon der Steinzeitmensch hatte im Faustkeil ein Mittel, nicht nur Tiere, sondern auch menschliche Widersacher niederzustrecken. Die Hebelgesetze und das Rad wurden nicht nur zum Bau von Gebäuden und Fahrzeugen verwendet, sondern auch zu Kriegsmaschinen. Wen wollte Harry jeweils verantwortlich machen?

Benzinmotoren wurden für Autos und Panzer benutzt. Überhaupt diente die Stahlgewinnung friedlichen wie kriegerischen Zwecken. Und so ging es immer weiter. Flugzeuge wurden nicht nur als Transportmittel genutzt, sondern auch als Bomber.

»Die Beispiele lassen sich fortführen, so weit du willst. Denk an die Raumfahrt. Denk an die Mikroelektronik. Sind für die negativen Auswirkungen jeweils Einzelpersonen verantwortlich zu machen? Ich glaube nicht.«

Sabine sah etwas Diabolisches im Menschen, das jeden Fortschritt für kriegerische und andere negative Zwecke möglich machte.

»Verstehst du, was ich meine? Daran wird eine Bestrafung des Harry Neubert nichts ändern. Und noch dazu hast du den Schaden nicht gewollt – im Gegensatz zu all den Militaristen. Dein Opfer wird nichts bewirken. Das solltest du dir überlegen.«

»Du hast recht mit dem, was du sagst«, gestand Harry zu. Aber er fand schnell eine Reihe von Gegenargumenten.

Die Gesamtentwicklung wurde immer gefährlicher. Pfeil und Bogen, Gewehre, Pistolen waren tödlich. Damit konnte man Menschen umbringen. Aber es blieben anfangs nur einzelne Opfer. Selbst mit Kanonen und Bomben konnte man die Menschheit nicht ausrotten. Das gelang aber mit der Atombombe. Und das schaffte leider auch die Genmanipulation. Die weltweite Katastrophe wurde denkbar und war gerade im Gange. Deshalb hätte er, Harry Neubert, vorsichtiger handeln müssen.

»Ich tat es nicht, das ist meine Schuld. Und die bin ich bereit zu sühnen. Auch dann, wenn ich nie beabsichtigt hatte, mit meinen Oktobaktern der Menschheit zu schaden.«

»Aber da siehst du es doch wieder, die Menschen hätten sich keinen Deut um deine Absichten gekümmert. Meinst du denn, dein Benzin wäre nicht in Panzer gekippt worden? Oder in Bomber? Vielleicht wären sogar mit deinem Benzin Hellfire-Raketen ans Ziel geschossen worden.«

»Solche Raketen fliegen nicht mit Benzin, sondern mit Festtreibstoff«, belehrte Harry sie.

»Du alter Schafskopf«, stichelte Sabine, »du weißt genau, was ich meine. Außerdem hast du selbst gesagt, ihr könnt bald jeden organischen Stoff herstellen. Also auch Raketentreibstoff!«

Sabines Tonfall war in wohlwollendes Schimpfen übergegangen, der tierische Ernst war verschwunden.

»Trotzdem muss ich bestraft werden.« Harry bestand darauf. »Ich habe mich ganz persönlich verantwortlich gemacht. Und deshalb muss ich ganz persönlich bestraft werden.«

»Ein großes Über-Ich hast du schon immer gehabt. Sigmund Freud hätte seine Freude an dir gehabt. Da hätte er einen Patienten studieren können, der absolut vollständig nur aus Gewissen besteht. Gewissen in Reinsubstanz. Einen, der Frau und Kinder verlässt, nur um seinem Gewissen zu frönen. Ich glaube, du wärst todunglücklich, sollten die Richter dich nicht schuldig sprechen.«

Harry musste schmunzeln. Da hatte seine Sabine nicht einmal so unrecht.

»Wo wir gerade beim Prozessieren sind. Was ist aus der Anzeige der BALD geworden? Wegen fahrlässiger Tötung, weißt du noch?«

»Die haben mich tatsächlich angezeigt. Die Staatsanwaltschaft musste ermitteln, formal wenigstens. Sie behandelte die Sache aber ziemlich schleppend. Und bei denen funktioniert ja auch kaum noch etwas. Es wird wohl nicht zu einem Verfahren kommen. Meine Anwälte schlugen mir damals tatsächlich vor, ich sollte heiraten. Damit wollten sie das Argument der BALD entkräften, dass ich lebensfeindlich eingestellt wäre.«

»Dem stünde doch jetzt nichts im Wege, oder? Das würde ich für dich glatt tun. Es wäre schon schade um deinen Kopf, um deine Intelligenz hinter Gittern. Vielleicht solltest du endlich mal daran arbeiten, wie man die Menschen von ihren Aggressionen befreien kann.«

»Erstens bin ich kein Psychologe«, verteidigte sich Harry, »und zweitens kann ich darüber ja im Knast nachdenken.«

Beide mussten herzlich lachen.

**Ein Hammer, dieses Gespräch, geführt vor Jahrzehnten. Ich denke, darüber habe ich selbst ein Weilchen nachzudenken.**

## Dokument 71: Frankfurt

Ich will aber nicht schon wieder Pfefferminztee«, rief die vierjährige Gerda. Sie wusste schon genau, was sie wollte - oder was sie nicht wollte.

»Was willst du denn?«, fragte ich sie.

»Was gibt's denn so?«

»Na, Kamille, Hagebutten, Lindenblüten und Apfelschalentee. Salbei hab ich noch vergessen.«

»Dann will ich Lindenblütentee«, entschied sie.

Zum Abendessen gab es Brot, Butter, Quark, Käse und Rührei. Wir hatten im Moment nicht zu klagen. »So viele Milchprodukte?«, werden Sie fragen. »Gab es denn schon wieder alles?« Nun, ich kann Ihnen verraten, dass wir in unserem Tierbestand eine Kuh hatten. Wie wir zu der Kuh gekommen sind, werden Sie jetzt bestimmt wissen wollen.

Im vorhergehenden Winter sah ich bei einem Abendrundgang eine Herde Kühe auf dem Weg vor meinem Gartenzaun im Schnee stehen. Kein Mensch weit und breit. Kurzerhand holte ich deshalb die Rindviecher in meine Ställe. Drei davon versuchten, sich aus dem Staub zu machen. Ich ritt mit Olga hinterher wie ein Gaucho und fing sie einzeln ein. Leider nahm mein Rücken mir das übel.

Elf Rinder hatte ich nun im Stall stehen, recht eng wurde es darin. Drei Tage lang musste ich sie mit Olgas Futter durchfüttern. Noch länger dauerte es, bis mein Ischias sich beruhigte. Dann erst erfuhr ich im Ort, welchem Bauern sie durchgegangen waren.

Aus Dankbarkeit schenkte mir der Züchter ein fast ausgewachsenes Kalb. Es wuchs zu einer kräftigen Kuh heran, zu unserer Kuni. Ein Bulle des gleichen Bauern deckte sie. Sie warf ihr Junges, dann gab sie reichlich Milch.

Nach unserem Essen brachten die Eltern Deuter ihre Kinder ins Bett. Ich gab jedem der beiden einen Schmatzer auf die Wangen. Dann sortierte ich Trockenobst und -pilze in die Vorratskammer ein. Im Herbst waren solche Verrichtungen an der Reihe. Weil wir uns mit Gärtnern so gut auskennen lernten, warfen die Beete immer mehr ab. Kartoffeln, Erbsen, Bohnen, Rot- und Weißkohl, Kohlrabi und Tomaten, Sellerie, Rettich, Radieschen, Zwiebeln, Möhren und sicherlich noch mehr, was mir jetzt nicht einfallen will. Kürbisse zum Beispiel. Getreide bauten wir nicht mehr an, das lohnte sich nicht. Stattdessen tauschten wir das Mehl ein. Dazu hatten wir einige Obstsorten und Honig von eigenen Bienen.

Helga Dauter hatte sogar ein Blumenbeet angelegt. An Kleintieren hielten wir Hühner, Enten und Kaninchen. So gab es von Zeit zu Zeit einen Braten.

Nachdem die Tagesarbeit getan war, setzten wir Erwachsene uns zu einer beschaulichen Runde bei Kerzenlicht zusammen.

»Was ich immer mal genauer wissen wollte«, fing ich ein Gespräch an, »wieso seid ihr eigentlich weg aus Frankfurt?«

»Ja, das ist nicht so leicht gesagt. Der letzte Anlass war, dass unsere Wohnung abgebrannt ist. 'Ne Kerze ist umgefallen«, berichtete Emil. Unwillkürlich schaute ich nach, ob unsere Kerze fest stand.

»Wir hätten zwar leicht umziehen können, denn Wohnungen standen genug leer. Aber es war doch alles ziemlich knapp und der Sommer war fast rum.«

»Man wusste nicht, was der nächste Winter bringt«, ergänzte Helga.

»Da sind wir eben los. Schlimmer als in Frankfurt konnte es ja nicht mehr kommen.«

»So schlimm, war's doch gar nicht«, widersprach ihr Mann.

»Was, nicht schlimm? Na danke, mir hat's gereicht. Man merkt eben doch, dass du ein eingefleischter Frankfurter bist.«

»Klar, man darf das nicht mit der Zeit von vorher vergleichen. Aber es hat sich viel getan, das musst du doch zugeben.«

»Ja, nach der ersten Zeit ging's so halbwegs. Da muss ich an die Leichenbeseitigung denken. Vorher konnte man ja nicht mehr geradeaus gehen, ständig stolperte man über die Reste von Zerflossenen.«

Emil erklärte mir das genauer. Nachdem die Oktanose-Wagen nicht mehr fahren, lagen die Leichen wochenlang auf der Straße

herum - bis sich ein paar beherzte Leute fanden. Emil gehörte dazu. Vorher war er als Fernmeldetechniker tätig und hatte nichts mehr zu tun. Die Männer kippten Sand über den Matsch und schafften die Skelette in eine Baugrube.

»Und die Infektionsgefahr?«, fragte ich.

»Da glaubte schon längst niemand mehr dran, dass er nicht infiziert war, das wäre eine Illusion gewesen.«

»Den Sand schaufelten sie auf Schubkarren und fuhren ihn dann auch in die Baugrube«, ergänzte Helga.

»Das war der Anfang«, fuhr Emil fort, »von da ab tat sich was. Es wurde immer mehr organisiert. Zuerst war's fürchterlich. Als die Polizei ausfiel, herrschte das reinste Chaos, Geschäfte sind geplündert worden, jeder holte sich, was er kriegen konnte. Gegenseitig brachten die Leute sich wegen Lebensmitteln um. Aber man merkte, so ging's nicht weiter, die Vernunft setzte sich langsam durch. Wir hätten uns ja gegenseitig ausgerottet. Bei meiner Frau im Geschäft lief das ganz prima, sie war Verkäuferin im Kaufhof. Die haben das gut in den Griff gekriegt.«

Sie arbeitete sogar in der Lebensmittelabteilung, bestätigte Helga. Sie und ihre Kolleginnen versorgten sich erst mal selbst und dann die anderen Beschäftigten. An einem Morgen waren Schaufenster zertrümmert und die Regale geplündert, es gab eine Menge Aufregung. Dann trommelte ein Gewerkschafter die Leute zusammen, und

alle überlegten, was zu tun war. Danach kam einiges in Schwung. Die Angestellten bewachten das Kaufhaus selbst. Andere Abteilungen außer Lebensmitteln hatten wenig zu tun, sodass sich die Mitarbeiter schichtweise abwechselten.

Der Überfall machte allen klar, dass andere Leute hungerten. Eine Versammlung beschloss, so viel wie möglich zu helfen. Der Gewerkschafter schlug vor, die Belegschaft sollte das Kaufhaus selbst in die Hand nehmen und die Verwaltung aufgelöst werden. Alle stimmten dafür, sogar die Verwaltungsangestellten und die Abteilungsleiter.

Sie hatten Angst, nichts mehr von der Lebensmittelabteilung zu bekommen. Die alten Chefs wurden genau wie alle andern zum Wachdienst und zu anderen Aufgaben eingeteilt.

Helgas Abteilungsleiter erwies sich als fähiger Typ. Er organisierte immer irgendwie Nachschub, irgendetwas war immer vorhanden. Mal Mehl, dann Kartoffeln oder Nudeln. Er schickte Leute zu den Nahrungsmittelfabriken in der Umgebung und zu den Bauern. Viele Lebensmittelbetriebe hatten wie die Kaufhausangestellten die Besitzer enteignet und arbeiteten mit einer Notbesetzung.

»Unser Boss, so nannten wir den ...«

»Wen?«

»Na den Gewerkschafter.«

»Ach so, jetzt versteh ich.«

»Also, der Boss beschaffte den ersten Pferdetransport. Das sind dann immer mehr geworden. Die Herrenbekleidungsabteilung wurde zum Stall umgebaut, so konnten wir von den Bauern selbst das Gemüse abholen.«

Helga unterbrach sich und trank einen Schluck Tee.

Mit der Bezahlung war es so eine Sache. Was sollten die Verkäufer mit Geld? Als Währung setzten sich Zigaretten durch. Helga und ihre Kollegen nahmen, was sie selbst gebrauchen oder weiter tauschen konnten: Wäsche, Kinderkleidung, Geschirr.

Jeden, der mit einem Fernseher oder DVD-Player ankam, lachten sie aus, Diesen Schrott gab es an jeder Ecke im Überfluss. Viel konnten sie nicht gebrauchen. Außer Lebensmitteln gab es von allem genügend Reste aus der Konsumgesellschaft von ehemals.

Oft verschenkte die Belegschaft auch die Waren. Oder die Kunden mussten mitarbeiten und zum Beispiel die Pferde versorgen und striegeln, die Ställe umbauen helfen. Der Glaser reparierte die zerschlagenen Scheiben, dafür bekam er Nahrungsmittel. So klappte nach und nach vieles.

Ähnliches spielte sich in anderen Kaufhäusern und Supermärkten ab, berichtete Emil. Bauern kamen in die Stadt und hielten regelrechte Märkte ab. Da wurde alles Mögliche getauscht: Schmuck, Münzen, Antiquitäten, Briefmarken, auch Bilder und Bücher. Und viele kleine Handwerksbetrie-

be arbeiteten wieder. Schuster, Schneider, Bäcker. Jeder tat das, was er konnte. In den Wohnungen und auf den Balkons wuchsen in Eimern und Blumenkästen Kartoffeln und Tomaten. Auch Kleinvieh versuchte man zu halten.

Und überhaupt, in der Stadt tat sich noch mehr, die Überlebenden mussten untereinander alles regeln. Sie organisierten regelmäßige Treffs in jeder Straße und beredeten die Schwierigkeiten. Sie wählten für jedes Mietshaus mit fünfzig bis hundert Leuten einen Hauswart, und für jede Straße gab es einen Straßenwart. Alle zusammen packten die Aufgaben an.

So beschloss eine Versammlung, in der Taunusanlage, ziemlich im Zentrum, Kartoffeln anzubauen. Gleich am nächsten Tag zückten die Bewohner den Spaten und gruben den Rasen um und später verteilten einige Helfer die Ernte möglichst gerecht.

Emil erinnerte sich an die Wasserleitung und wie kompliziert es war, das Leitungssystem wieder in Betrieb zu nehmen. Vorher musste Emil jeden Tag mit seinem Campingkanister an die Nidda radeln. Die Nidda war nicht so verdreckt wie der Main. Aber auch der Main wurde zunehmend sauberer, es liefen kaum noch Industrieabwässer hinein.

»Wie gesagt, jeder tat, was er konnte«, fuhr Helga nach einer Pause fort. »Am schlechtesten waren Soldaten und Polizisten dran, auch andere Beamte und Schreibtischmenschen, weil die nichts Praktisches konnten.«

Emil lachte auf. »Einmal ging ich über den Platz vor der Hauptwache und dachte, ich seh' nicht richtig. Sitzt da doch tatsächlich ein Schuhputzer. ›Wem will der denn die Schuhe putzen?‹, dachte ich amüsiert. Paar Tage später bin ich hin und hab mir meine Schuhe putzen lassen. Warum nicht? Ein halbes Brötchen hat's mich gekostet. Wie ich so mit dem Mann ins Gespräch komm, erklärt der mir, er sei Oberstleutnant bei der Bundeswehr gewesen. So ein hohes Tier, und sitzt nun da und putzt Schuhe!« Wir alle mussten grinsen.

»Wie war das eigentlich in Frankfurt mit den Grünen Teufeln?«, wollte ich wissen.

»Schrecklich«, antwortete Helga. »Wer denen in die Hände fiel, war verloren. Die reizten einen so lange, bis man vergrünte. Und wenn es nicht klappte, schlugen sie einen tot. Aber wir sind sogar mit denen fertig geworden.«

»Wie denn?«, fragte ich neugierig.

»Jemand aus unserem Haus hat erfahren, dass sie eine große Fete machen wollten. Sie wollten den vierzig Millionsten Oktanose-Toten feiern. Emil kam dabei eine Idee. Er fuhr mit dem Fahrrad in der ganzen Stadt herum und trommelte die Leute zusammen. Jeden Tag hörten wir die Meldungen im Radio und dann kam der Tag, an dem die Vierzigmillionen-Grenze überschritten war. Aber das kann Emil selbst viel besser erzählen.«

»Mich hat immer gewundert«, sagte ich dazwischen, »wie die Meldungen zustande

kamen. Woher wusste man so genau, wie viele Tote es gab?»

»Genau gezählt haben können sie die nicht, das ist klar. Ich nehme an, es wurden Stichproben gemacht und dann hochgerechnet. Mit einem Computer ist das nicht so schwer. Ähnlich wie früher bei den Wahlen«, erläuterte Emil. »Aber nun zu den GT.«

Es war eigentlich ganz einfach. Die Kerle hatten sich im Grüneburgpark verabredet, direkt auf den frisch gesetzten Kartoffeln. Emil und seine Leute umstellten sie von allen Seiten, sie waren eine gewaltige Übermacht. Da Emil wusste, dass sie Waffen wie Ketten, Schlagringe und Messer bei sich hatten, bat er den Oberstleutnant um Mithilfe. Das war natürlich sein Metier, er beschaffte einige Gewehre und Pistolen und unterrichtete einige aus der Gruppe im Umgang damit.

So kreiste die Bürgerwehr die Jungs mit ihren Leuchtfarben ein. Emils Freude hatten Megafone aufgetrieben, mit denen sie die Grünen Teufel aufforderten, sich zu ergeben. Zum Glück waren die meisten so vernünftig und wehrten sich nicht. Nur wenige versuchten, den Ring zu durchbrechen - vergeblich wie zuvor ihre eigenen Opfer. Einer der Jungs fing an zu schreien und vergrünte kurz darauf.

Ab diesem Moment gab es überhaupt keinen Widerstand mehr. Zum Glück fiel kein einziger Schuss. Der Trupp fesselte alle der Reihe nach mit den Händen auf dem Rücken.

Es waren fast tausend Jugendliche und Kinder. Die Sieger führten sie ab in eine Etage eines Bürohochhauses und bewachten sie dort.

»Eines verstehe ich nicht«, wunderte ich mich. »Hat denn gegen die GT nicht eine wütende Stimmung geherrscht? Ich hätte gedacht, man würde die gleich lynchen, wenn sie einem erst mal in die Hände fallen.«

»Doch, die Stimmung war schon aufgeheizt«, bestätigte Emil. »Wir hatten jedoch einen Erziehungsberater bei uns, einen gestandenen Mann, der uns davon abriet. Er konnte uns das Verhalten der Bande ziemlich plausibel machen.«

»Es waren ja auch bedauernswerte Kinder«, ergänzte Helga. »Die meisten hatten keine Eltern mehr, keine Schule, keine Lehrstelle, keine Ausbildung, nichts. Die hatten doch keine Perspektive - nur früher oder später zerfließen. Die meisten arbeiteten bald ganz ordentlich in unseren Kollektiven mit, gell Emil?«

Dieser nickte.

Draußen wurde Geheule laut. Die Wohnzimmertür öffnete sich, herein kam Gerda und rieb sich die Augen. »Ich kann nicht schlafen.«

»Warte, ich komme mit«, tröstete ihre Mutter sie und ging mit ihr hinaus. »Oder, Emil, ich leg mich jetzt auch gleich hin«, sagte sie und drehte sich nochmals um. »Müd genug bin ich. Also, gute Nacht.«

»Gute Nacht«, echoten wir zurück.

»Ja, ja die Kinder. Ein Glück, dass wenigstens die von der Seuche verschont bleiben. Eigentlich erstaunlich, wie die alles verkraftet haben. Was meinst du, der Franz war vielleicht froh, als er nicht mehr in die Schule musste, dabei war er doch gerade erst im zweiten Schuljahr.

Aber es ist ganz schön spät geworden. Wir sollten ebenfalls mal ans Bett denken. Die Arbeit morgen wird sich nicht von selbst erledigen.«

»Das stimmt, ich spüre die Müdigkeit jetzt auch in den Knochen«, sagte ich mit einem Gähnen und reckte mich. »Aber das klingt doch alles nicht schlecht. Jetzt weiß ich noch weniger, wieso ihr aus Frankfurt weg seid.«

»Wir wussten halt, dass es bei dir noch schöner wird, Walter.«

Emil konnte ja so charmant sein.

## Dokument 72: Einfall

Harrys seelisches Gleichgewicht war wiederhergestellt, nach dem Gespräch mit Sabine ging es ihm viel besser. Auch mit Wolfgang hatte er sich ausgesprochen, wie Helga mir erzählte. Die Schuldfrage trat in den Hintergrund. Eine Bestrafung würde er hinnehmen, aber er bestand nicht mehr darauf. Harry Neubert konnte wieder unbeschwert arbeiten. Und diese zwanglose, natürliche Stimmung brauchte er, die Gedanken waren wie neu beflügelt.

**Ein neuer Sommer brach an. Die Grüne Seuche wütete nun schon seit über vier Jahren. Harry war wieder einmal lange im Labor geblieben, Sabine, wie meistens, ebenfalls. Es war fast Mitternacht, als die beiden aufbrachen.**

In der Tür blieb Harry stehen, ihm war eine Idee gekommen.

»Ich komme nicht mit, fahr du schon mal nach Hause«, sagte er zu Sabine.

Erstaunt wollte sie wissen, was los sei. »Mir ist gerade etwas eingefallen. Mensch, vielleicht ist das die Lösung«, erklärte er.

»Aber das hat doch Zeit bis morgen, oder läuft es dir weg?« Sabine versuchte, ihren Freund zur Tür hinauszuschieben.

»Nein, lass mich, ich könnte jetzt doch nicht schlafen.«

»Ja gut. Du machst mich neugierig, dann bleibe ich eben auch hier.«

»Kommt nicht infrage, meine liebe Sabine. Du bist müde, fahr du nach Hause. Vielleicht komme ich bald nach. Ist vielleicht sowieso nur eine Schnapsidee, morgen werde ich dir's sagen.«

Damit drückte Harry einen Kuss auf Sabines Mund, seine Miene erstickte jeden weiteren Widerspruch. Sie war aber auch zum Umfallen müde.

Harry arbeitete bis zum Morgen, die Sonne schien schon seit einigen Stunden. Jetzt konnte er nicht mehr, die Uhr zeigte sieben. Um diese Zeit trafen die Laboranten ein, aber heute war Samstag.

Komisch, dachte Harry belustigt, fast nichts funktioniert mehr in diesem Staat. Aber die Wochenenden sind immer noch arbeitsfrei.

Harry war müde, aber zufrieden. Wie gern hätte er sich ein Taxi gerufen, anrufen ging nicht mehr – und Taxen fahren keine mehr. Harry hätte Sabine anfunken können, aber er wollte sie nicht wecken, um sich abholen zu lassen.

Stattdessen ging er zur Fahrzeughalle. Tief sog er die frische Luft des Morgens in die Lungen und fühlte sich wacher. Er setzte sich auf einen kleinen Motorroller und trat auf den Kickstarter. Kurze Strecken fuhr er gern mit dem Roller. Sprit war für Harry kein Problem, da er zu dem Personenkreis gehörte, der ihn in ausreichender Menge zugeteilt bekamen.

## Dokument 73: Im Bad

Ob Sabine noch schlief? Kein Geräusch war in der Wohnung zu hören. Die kühle Fahrtluft hatte Harry erfrischt. Er wollte seine Freundin überraschen und bereitete das Frühstück vor: Tee, Quark und Tomaten, etwas Marmelade – viel gab es nicht. Leider keine Eier, aber es würde reichen.

Not litten sie keine. Die Werkskantine, die leidlich funktionierte, versorgte sie mit dem Notwendigsten. Dann noch etwas Brot geschnitten – Brötchen wären besser.

Sabines Bett im Schlafzimmer ist leer. »Sabine!«, ruft Harry verwundert. Keine Antwort. Harry geht ins Wohnzimmer, ebenfalls leer. Weiter, zum Bad. Harry öffnet die Tür. Ein Aufschrei erstirbt in seiner Kehle. Vor der Wanne liegt sie, liegt der Rest, der von ihr übriggeblieben ist. Unfassbar!

Harry weigert sich, es zu glauben, er will seinen Augen nicht trauen. Aber da liegt sie, da liegt ihr Skelett in der abscheulichen Lache, die die Oktanose hinterlässt – die Knochen eingehüllt in ihren Bademantel.

Was ist Sabine zugestoßen? Was hat sie aufgeregt?

Ein Zettel mit handgeschriebenen Druckbuchstaben liegt im Waschbecken.

**WENN WIR DICH SCHWEIN SCHON NICHT  
SELBST KRIEGEN KÖNNEN, HARRY NEU-  
BERT, DU MASSENMÖRDER, DANN MUSS  
WENIGSTENS DEINE FREUNDIN DRAN  
GLAUBEN!**

Man hatte Harrys Sabine umgebracht. Was konnte sie dafür? Er war der Schuldige. Wie mussten diese Menschen hassen, dass sie Unschuldige umbrachten. Wie war es passiert? Hatte Sabine sehr gelitten? Ihre Wäsche lag verstreut umher, der Slip war

## *OKTAN*

zerrissen. Wollten sie Sabine vergewaltigen? Oder war es ihnen sogar gelungen, kurz vor ihrem Ende?

Harry taumelte ins Wohnzimmer und ließ sich schwer in einen Sessel fallen. Er wusste nicht, wie lange er regungslos so dasaß. Nach einer Weile erhob er sich langsam. Er verließ die Wohnung und fuhr zurück ins Labor.

Das Leben hatte für ihn jeden Sinn verloren.

Harry war überarbeitet. Deshalb entging ihm, dass das Auto nicht auf dem Parkplatz stand.

## Dokument 74: Zentrifugenkabel

Sabine rennt voraus. Sie ahnt nichts Gutes. Wolfgang hat Mühe, ihr zu folgen.

»Harry!«, ruft Sabine beim Öffnen der Laborräume.

Niemand antwortet. Harrys Arbeitsplatz ist leer. Auf seinem Schreibtisch ein Zettel. Sabine überfliegt ihn hastig. Ein Aufschrei; sie steht auf und rennt in den Nebenraum, läuft von einem Raum in den nächsten – bis sie ihn findet. Fassungslos sinkt sie am Türrahmen zusammen. Hilflosigkeit und Übelkeit steigen in ihr auf. Sie schließt die Augen, würgt und weint, würgt vor Weinen.

Wenige Sekunden später ist Wolfgang bei ihr. Mit einem Blick erfasst er: Alles ist zu spät. Er beugt sich zu Sabine hinter und nimmt sie in den Arm. Im nächsten Türrahmen hängt sein Bruder an einer Notdusche. Sein Körper ist zerfallen, schlaff hängt die Kleidung, benzindurchtränkt, an seinem Skelett.

Der Kopf ist vollständig erhalten, nicht zerflossen. Kein Zweifel, es ist Harry. Von seinem toten Körper fallen dicke Tropfen, lange Fäden ziehend, auf ein Häufchen von schmutzig-grünlichem Brei.

Sabine wimmert, Wolfgang hält sie fest. Dabei klammert er sich gleichzeitig an sie, sucht an ihr Halt, eine tiefe Traurigkeit ist in ihm.

Wolfgang und Sabine weinten lange in dieser kauernenden Stellung. Sie erhoben sich langsam und gingen zu Harrys Arbeitsplatz. Sabine sank in den Bürosessel, und Wolfgang las den Abschiedsbrief.

**Lieber Wolfgang,  
ich kann nicht mehr. Bitte, versteh das.  
Ich wollte etwas Großes für die Gesell-  
schaft leisten. Aber ich habe bewirkt,  
dass die gesamte Menschheit vom Unter-  
gang bedroht ist. Die Menschen wollen  
meinen Tod. Sie sollen ihn haben, damit  
sie sich nicht weiter an Unschuldigen  
rächen müssen. Für mich ist es zu spät,  
noch etwas zu retten.**

**Doch kam mir gestern der Gedanke, ob  
man die Oktuber nicht mit ihren eigenen  
Waffen schlagen könnte. Näheres findest  
Du in meinem Notizbuch.**

**Ich wünsche Dir, dass Du es schaffst.**

**Schade, dass ich nicht religiös bin. Sonst  
könnte ich mir jetzt sagen, ich gehe zu  
Sabine.**

**Mach's gut, Wolfgang.**

**Dein Bruder**

Der Brief war gefaltet. Harry hatte das wohl zunächst getan und ihn dann wieder geglättet. Oder hatte Sabine ihn auseinandergefaltet?

Wolfgang bemerkte erstaunt, dass er bereits begann, rational zu denken. Er atmete tief durch und schüttelte sich innerlich.

»Es ist vielleicht das Beste, wir sehen die Sache ganz sachlich. Harry hatte Pech, er ist einem verhängnisvollen Irrtum erlegen. Wäre alles um einige Minuten anders abgelaufen, könnte er noch leben. Aber wir müssen uns mit den Tatsachen abfinden. Deine Freundin ist tot und dein Freund ist tot. Er war mein Bruder. Aber objektiv gesehen sind es zwei von Millionen. Zwei von Milliarden auf der ganzen Erde.«

Wolfgang spürte beim Sprechen einen schmerzenden Kloß im Hals.

Er sah Sabine an sah ihr verschlossenes, zerfurchtes Gesicht.

»Ich hoffe, du hältst mich jetzt nicht für furchtbar kalt oder brutal. Aber wie soll ich denn sonst damit umgehen?«

Sabine hörte Wolfgang nicht zu, sie war in sich zusammengesunken. Reglos kauerte sie im Sessel, die Knie hatte sie angezogen und umschlang sie mit den Armen. Tiefe Seufzer erschütterten ihren Brustkorb. Als er sie anschaute, wurde Wolfgang klar, wie unterschiedlich sie beide auf den Tod Harrys reagierten.

Konnte er wirklich den Tod seines Bruders so einfach abschütteln? Oder war er zu abgebrüht? Abgebrüht als Mediziner, der Tausende von Leichen gesehen, der das Sterben hundertfach aus nächster Nähe miterlebt hatte. Oder abgestumpft durch das jahrelange Wüten dieser schrecklichen Seuche.

»Komm, lass uns gehen.« Sabine rührte sich nicht. »Komm, ich bring dich nach Hause.«

Sabine regte sich immer noch nicht. Wolfgang zog sie aus dem Stuhl hoch und spürte, wie schlaff sie war. Er fühlte ihren Puls, flau aber ruhig. Wolfgang hob Sabine über die Schulter, trug sie zu seinem Auto und fuhr mit ihr zu seiner Frau.

Unterwegs erholte sich Sabine etwas. »Weißt du etwas von Harrys neuer Idee?«, fragte sie plötzlich.

»Nein, leider nicht. Hat er dir was davon erzählt?«

»Auch nicht. Sie muss ihm gestern Abend gekommen sein. Wir wollten gerade aus dem Labor gehen, auf einmal bleibt er stehen. Ihm sei ein Gedanke gekommen, sagte er und wollte unbedingt sofort daran arbeiten. Mich schickte er weg. O wär ich doch geblieben!«

Sabine brach erneut in Tränen aus.

Wolfgang wartete, bis sie sich etwas gefangen hatte. Dann fragte er:

»Hat er denn nichts weiter gesagt?«

»Nein, überhaupt nichts. Wir wollten heute darüber reden.«

Zu Hause stürzte sich Sabine in Irenes Arme. Wolfgang's Frau konnte sich denken, dass etwas Schreckliches passiert war. Schon als Sabine ihren Mann so aufgereggt abholte, ahnte sie nichts Gu-

tes. Und dennoch war sie entsetzt, als Wolfgang ihr berichtete, wie sie Harry vorgefunden hatten.

»Und der Kopf, sein Kopf war nicht verlaufen. Es war so schrecklich. Harry sah fürchterlich aus, die Lippen waren verquollen und ganz blau. Der Mund stand offen, als schnappte er nach Luft. Und dieser qualvolle Blick! Dass ich Harry ausgerechnet so in Erinnerung behalten muss. Nein, nein, nein! Warum ist der Kopf denn nicht zerflossen? Dann hätte ich ihn nicht mehr so sehen müssen.«

Sabine warf sich auf das Sofa und vergrub das Gesicht schluchzend in den Kissen.

Wolfgang überlegte eine Weile. Das war merkwürdig, ja. Schnell fand er die Erklärung, sie war naheliegend. Im Totenkampf produzieren die Nebennieren Adrenalin. Dieses wird in die Blutbahn ausgeschüttet und löst die akute Oktanose aus. Das Blut konnte aber nicht in Harrys Kopf gelangen, da er sich strangulierte. Im Kopf wurde der Schwellenwert nicht erreicht, deshalb hatte er sich nicht aufgelöst.

Wolfgang wollte das Sabine jetzt nicht erklären. Er ließ sie in Ireas Obhut und eilte wieder ins Labor. Es war Sonntag, kein Laborant fand sich in den Räumen.

Wolfgang schnitt die Überreste seines Bruders von der Dusche. Harry hatte das Kabel einer Zentrifuge als Strick benutzt. Wolfgang ließ das, was einmal sein Bruder war, zu Boden gleiten und hob es dann auf.

In einem Arm hielt er Harrys Kopf, spürte seine Haare weich und wellig in den Händen.

Wolfgang wurde schwach, seine Knie zitterten. Er legte den Kopf wieder auf den Boden, schleppte sich in den Nebenraum und sank auf einen Stuhl. Wieder spürte er den Kloß im Hals, er musste schlucken. Die Kehle war wie zugeknotet, drückte und schmerzte. Dann riss sich Wolfgang zusammen. Er ging zurück, legte Harrys Überreste in eine Plastiktonne. Die Benzinlache fegte er auf, so gut es ging, und goss sie ebenfalls in die Tonne. Dann verschloss er sie mit einem Deckel.

Danach ging Wolfgang zurück zum Schreibtisch. Er las den Abschiedsbrief nochmals durch.

»Näheres findest Du in meinem Notizbuch.«

Wo mochte es sein? Es lag nicht auf dem Schreibtisch. Wolfgang durchsuchte die Schubladen: nichts. Auch in den Schränken und Regalen des Zimmers fand er es nicht.

Vielleicht trug es Harry bei sich? Wolfgang ging zur Tonne, öffnete sie und zog das Skelett heraus. Dann durchsuchte er Harrys Kleidung.

## Dokument 75: Der Schlag

Erschüttert und aufgewühlt war ich, als ich davon erfuhr. Die Meldung im Radio war knapp und mitleidslos:

»Am gestrigen Sonntag beging der ehemalige Nobelpreisträger Professor Harry Neubert Selbstmord durch Erhängen. Er hatte die Benzin-produzierenden Oktobakter entwickelt. Aus diesen Bakterien entstanden durch Genmutation die Oktober, die Auslöser der Oktanose.«

Der Sprecher setzte die Nachrichten unmittelbar darauf mit anderen Neuigkeiten fort, ich nahm sie aber nicht mehr wahr. Harrys Tod ging mir nahe. Hatte ich ihm einmal die Schuld für den Tod Renates gegeben, so gab ich mir jetzt die Schuld an seinem Tod. Zumindest war ich mitschuldig, weil auch ich ihn zum Sündenbock gestempelt hatte.

Der Sprecher hatte nichts über die näheren Umstände verlauten lassen. Doch versuchte ich mir die Gründe auszumalen, die Harry zu diesem Schritt getrieben haben mochten. Selbstmord hätte ich ihm nicht mehr zugetraut, dazu war er zu sehr zur Kämpfernatur geworden.

Meine Überlegungen kamen zu dem Schluss, dass Harry in seiner Persönlichkeit durch die unaufhörlichen Anfeindungen zermürbt war. Dazu die Enttäuschung, kein Gegenmittel zu finden. Und vielleicht eine Schuld, die er sich selbst an der Grünen Pest gab.

Ich fühlte mich wie vom Schlag getroffen, nur mühsam konnte ich den Alltagsverrichtungen nachkommen. Ich dachte viel an Harry, an beide Neubert-Kinder. Nun war für Harry alles vorbei. Verstanden mich die Dauters? Sie nahmen mir in den folgenden Tagen viel Arbeit ab. Am meisten half mir ein Gespräch mit Helga, ich merkte, sie konnte meinen Schmerz nachempfinden.

Einige Tage nach der Unglücksnachricht kam Wolfgang zu meinem Häuschen am Waldrand. Er wollte mir die Schreckensbotschaft übermitteln und mich zur Beerdigung einladen. Von ihm erfuhr ich die Zusammenhänge.

Sabine kam gegen Mitternacht nach Hause, nachdem sie Harry im Labor zurückgelassen hatte. Dort wartete ihre Freundin Elsa schon seit Stunden auf sie. Ihr Mann war am späten Nachmittag verunglückt. Er hatte das Hupen eines Lkws gehört und war hinterhergelaufen, weil er ein Stück mitfahren wollte. Der Laster fuhr langsam. Als Elsas Freund auf die Ladefläche aufspringen wollte, rutschte er aus, schlug auf die Straße und vergrünzte.

Elsa wollte nicht allein sein und wartete in ihrem Auto, das für Notfälle noch etwas Benzin hatte, vor Sabines Haus. Sie übernachtete bei Sabine. Am nächsten Morgen fuhr Sabine zu einem Bauern, sie wollte für Elsa und Harry ein besonders gutes Frühstück zubereiten.

In der Zwischenzeit drangen die Mörder in Sabines Wohnung ein. Sie hielten Elsa für Sabine und brachten sie um. Dann kam Harry, er hielt die Überreste der unkenntlichen Leiche für Sabine, zumal sie in Sabines Bademantel geschlüpft war. Er fuhr zurück ins Labor, schrieb den Abschiedsbrief und erhängte sich mit dem abgeschnittenen Kabel.

Sabine kehrte zurück, fand Elsas Leiche sowie den Zettel der Mörder. Sie bemerkte, dass jemand in der Zwischenzeit das Frühstück vorbereitet hat. Elsa? Nein, sie kannte sich in der Wohnung nicht aus. Harry? Wo war er? Verunsichert funkte ihn Sabine im Labor an.

Harry meldete sich nicht. Sie wurde unruhig, versuchte es bei Wolfgang. Auch bei ihm war ist er nicht. Sabine deutete nur an, dass etwas Schreckliches passiert sei. Sie fürchtete um Harrys Leben und wollte sofort ins Labor fahren. Wolfgang bedrängte sie, ihn unterwegs abzuholen. Beide fuhren zusammen zur Synphat, aber sie kamen zu spät.

Noch einmal fühlte ich mich wie erschlagen. Ich brauchte lange, bis ich wieder etwas sagen konnte, so aufgewühlt war ich. Wolfgang musste sich verabschieden. Er bot mir an, mich zur Beerdigung abzuholen. Ich lehnte ab und sagte ihm, wenn ich käme, dann mit Olga, aber ich wüsste es noch nicht genau.

In Bezug auf die Beerdigung hatte ich gemischte Gefühle. Von Harry wollte ich gern Abschied nehmen, dafür war eine Beisetzung sicher geeigneter, als sich ständig Gedanken zu machen. Beerdigungen waren zu seltenen Ereignissen geworden. Kaum ein Oktanose-Toter wurde im traditionellen Sinne bestattet.

Auf der anderen Seite hatte ich unangenehme Erinnerungen an Beisetzungsfeierlichkeiten. Die Reden dort waren oft belanglos oder gar verlogen. Diese schmerzliche Erfahrung war mir von Renates Tod deutlich in Erinnerung geblieben.

## Dokument 76: Die Beerdigung

Für einen Toten ist alles Weltliche vorbei, die Hinterbliebenen jedoch müssen mit seinem Ableben fertig werden. Die Erinnerungen an diesen Menschen haben ihn als Lebenden gespeichert, in unseren Gedanken lebt der Tote noch. Bei Menschen, die wir gut kannten, nimm dieses Andenken einen großen Raum ein. Das Aussehen, die Art, die Bewegungen – alles ist uns vertraut.

Derjenige aber, der sich in unser Gedächtnis einprägte, existiert nicht mehr. Das Gedächtnis ist ungütig, es muss erweitert werden um die Tatsache des Hinscheidens. In allen Völkern und Stämmen gibt es seit Tausenden von Jahren festgelegte Bestattungsriten. Diese erleichtern es den Menschen, sich mit der Wirklichkeit auseinanderzusetzen, die Gebräuche helfen dabei, das schwere Schicksal zu akzeptieren. Zum Angedenken an den Verstorbenen tritt so das Erleben der Beisetzung hinzu. Die Zeremonie selbst wird zur Erinnerung, und der Tote kann in unserem Gedächtnis sterben.

Ich hatte gehofft, die Beerdigung könnte mir helfen, Harrys Tod zu überwinden. Deshalb nahm ich daran teil.

Den Pfarrer erkannte ich nicht gleich. Seine mächtige Gestalt und das grobe Gesicht kamen mir vertraut vor. Das Äuße-

re, das nicht zu einem Geistlichen passte, hatte ich schon einmal erlebt.

Dann wusste ich es: Es war Harrys Schulkamerad, der ihn auf der Nobelpreisfeier verabschiedet hatte. Es war Pfarrer Rüb-sahm, sogar der Name fiel mir jetzt ein.

»Harry Neubert war Atheist«, begann der Seelsorger mit kräftiger Stimme seine Rede. »Es wäre sicherlich nicht in seinem Sinn, wenn an seinem Grab ein kirchlicher Prediger eine sakrale Beisetzungsrede hielte.

Nein, ich möchte hier Abschied nehmen von einem Menschen, den ich in den letzten Jahren aus den Augen verloren habe, dem ich aber viele Jahre sehr nahestand, in unserer gemeinsamen Schulzeit und im Studium.

Unsere Entwicklung lief auseinander. Harry widmete sich den Naturwissenschaften, ich mich der Theologie. Mit meinem Freund unterhielt ich mich oft über Gott und ein höheres Wesen. Harry lehnte dessen Existenz ab, doch als Wissenschaftler kannte er die tiefe Ordnung, die in der Welt, in der Natur, vorhanden ist. Mir selbst bedeutet es keinen Widerspruch, dieses ordnende Prinzip Gott gleichzusetzen. Ich brauche kein konkretes Bild für das höchste Wesen oder Sein.«

Die ausdrucksvolle Stimme des Pfarrers klang über die Gräber hinweg. Auf dem Urnenfeld war eine kleine Grube ausgehoben,

die Erde daneben aufgehäufelt. Davor stand der Pfarrer.

Die Trauergemeinde war nicht groß. Neben den Eltern, Wolfgang's Familie und Sabine waren sechs oder sieben Trauergäste gekommen, meist Mitarbeiter von Harry.

»Mir schien es in den letzten Tagen, wenn ich an den Entschlafenen dachte, oft so«, fuhr der Pastor fort, »als lief Harry's Leben vor mir wie ein Monumentalfilm ab. Ein Film, der den Zuschauer in Atem hält. Ein Film, der ohne Happy End ausgeht.«

Rübsahm fragte sich, warum Harry Neubert sterben muss. Wieso machte das der Regisseur mit seinem Hauptdarsteller? War es um des Effektes willen, den er beim Zuschauer erreichen wollte? Einen Effekt, den er dadurch noch steigerte, dass er den Titelhelden aus Versehen - nach einer tragischen Verwechslung - Selbstmord begehen ließ?

»Sollte dies der einzige Sinn gewesen sein, dann gehörte dem Regisseur das Drehbuch um die Ohren geschlagen«, stellte der Pfarrer fest. »Doch Harry Neubert stirbt nicht nur seinen eigenen, seinen persönlichen Tod. Sein Sterben ist ein Gleichnis für einen umfassenden Vorgang.«

Der Geistliche erläuterte, Harry habe die Gesellschaft repräsentiert, in der er lebte. Er war ein Sinnbild für Forschergeist, Leistungsvermögen und Aktivität; er war eine Metapher für eine Gesellschaft, die ihren Standard immer höher schraubte,

die eine perfektionierte Zivilisation aufbaute, in der echtes Leben erstarb.

Harry Neubert war ein Forscher ersten Ranges und damit ein Symbol für die zwiespältige Kultur. Mit ihrer überzüchteten Technik schaffte sie ein Maximum an Bequemlichkeit, andererseits aber führte sie bei den Menschen zu Selbstaufgabe und Lebensüberdruß.

Kalter Wind blies über die Gräber und wirbelte Staub und Blätter auf. Dunkle, bizarre Wolkenfetzen jagten sich, stoben in östliche Richtung. Vereinzelt strichen unwirkliche Lichtstrahlen über uns hinweg. Unbeirrbar trotzte die Stimme des Pastors der unruhigen Witterung.

»Harry möge mir verzeihen, wenn ich nun doch ein biblisches Beispiel anführe. Die Technologie und die Errungenschaften der Zivilisation, die immer höhergeschraubt wurden und bis zur Landung auf dem Mond führten, erinnern mich an den Turmbau zu Babel. Zu wenige bemerkten, dass die Fundamente morsch waren und die Grundpfeiler zerbröckelten. Alle waren geblendet von der Höhe des Bauwerks.

Niemand sah mehr die Schatten des Ungetüms: die Verkehrstoten, Selbstmörder, Krüppel und Invaliden infolge von Unfällen bei unmenschlichen Produktionsverfahren. All das kostete Hunderttausenden das Leben, und kostete Millionen Gesundheit und Seelenfrieden. Viele Menschen waren un-

glücklich, depressiv, einsam, sahen keinen Sinn mehr in diesem Leben. Sie betäubten sich mit Alkohol, Medikamenten und Drogen.

Harry Neubert vervollständigte diesen Turmbau zu Babel. Er setzte dem Dachfirst die letzte, die höchste Zinne auf. Seine biochemische Höchstleistung schien ein Bauwerk zu vervollkommen, das der Menschheit weitere Unabhängigkeit von ihrer Verwurzelung mit der Natur versprach.

Doch mit dieser letzten Zinne brachte Harry den ganzen hohen Turm zum Einsturz. Und er begrub sich selbst darunter, wurde Opfer seines eigenen Schaffens.«

»So, meine lieben Trauergäste, verstehe ich den Monumentalfilm über das Leben und Sterben des Biologen Harry Neubert. Er brachte eine Welt zum Einsturz und musste selbst darunter zerbrechen.

Doch der Film ist noch nicht zu Ende. Wir sind noch mittendrin und wissen nicht, wie er enden wird. Ich bin zuversichtlich und glaube an einen günstigen Ausgang - auch daran, dass die Seuche bekämpft werden kann. Sie hinterlässt viele Trümmer. Aber ist nicht der Weg frei geworden für einen neuen Anfang? Kann nicht aus diesen Trümmern ein neues, lebendiges Gemeinwesen entstehen? Sehen wir uns den Film nur genau an. Dann entdecken wir bereits die hoffnungsvollen Ansätze, denn wir alle sind nicht nur Zuschauer in diesem Film, sondern selbst die Akteure.

Die Menschen sind freundlicher geworden, haben mehr Zeit füreinander. Jeder hilft dem anderen, so gut er kann. Geld und Gier sind ohne Bedeutung. Und ich hoffe, wir werden uns nicht an den Scherben schneiden, die inmitten der Trümmer der alten Gesellschaft liegen.«

Der Pfarrer sah jedem von uns ernst in die Augen. Sein Blick war eine Aufforderung. Rüksahm trat einen Schritt auf die Grube zu und nickte zu Wolfgang hinüber.

Gebannt hatte ich zugehört und war erstaunt, dass die Rede zu Ende war. Ich hatte das Gefühl, mich strecken zu müssen - wie am Schluss eines langen Kinofilms.

Auch die anderen Anwesenden regten sich. Wolfgang trat nach vorn. Er nahm die Urne aus einem Holzschrein, kniete sich vor die Grube und setzte das Tongefäß hinein.

»Mein lieber Harry«, hallte nochmals die donnernde Stimme des Geistlichen über die Ruhestätte, »ich möchte nun Abschied nehmen von dir. In mir ist ein tiefes Gefühl der Traurigkeit - aber auch der Dankbarkeit. Du hast dein Leben konsequent gelebt. Dein Wirken hat viel Leid hervor gebracht. Aber auch darüber steht es mir nicht zu zu richten.«

Unvermittelt ging ein Regenguss auf uns nieder. Ich zog den Kragen hoch, und schob den Hut in die Stirn. Die Nässe drang trotzdem bis auf die Haut durch. Und schon war der Schauer wieder vorbei.

»Vielleicht danke ich dir dafür«, fuhr Pastor Rübshahm unbeeindruckt fort, »dass es dich gab, Harry Neubert. Dass du hier warst und ich dich kennen durfte. Vielleicht danke ich dir dafür, dass du eine Wende erreicht hast. Mögen wir die Kraft und die Einsicht erlangen - aus Gott, aus einem Prinzip der Ordnung oder aus uns selbst heraus - ein neues Gemeinwesen aufzubauen, aber keinen neuen Turm.«

Ohne zu überlegen klatschte ich Beifall. Das passte nicht zu einem Begräbnis, erschrocken wollte ich innehalten, doch die anderen Versammelten fielen mit ein.

Kraft und Zuversicht strahlte Pfarrer Rübshahms Rede aus. Groß, stark und schützend war seine Gestalt. Sollte es die Kirche sein, die als einzige die Katastrophe unbeschadet überstand? Ging sie sogar gestärkt daraus hervor? Ich war verunsichert und verwirrt. Wieso tat mir Rübshahms Rede so gut? War es am Ende möglich, dass ich mich auf meine alten Tage in den Schoß einer Glaubensgemeinschaft zurücksehnte?

## Dokument 77: Mit eigenen Waffen

**Wolfgang Neubert fand das Notizbuch tatsächlich in Harrys Jackett. Es war benzindurchtränkt. Die Schrift war verwischt und nicht zu entziffern.**

**So war Wolfgang auf sich selbst gestellt.**

›Was konnte das bedeuten, die Oktuber mit ihren eigenen Waffen zu schlagen?‹, überlegte er. Was sind die Waffen dieser Bakterien? Das waren zunächst die Fragen, die er sich laut Walters Mitteilung stellte.

Ist es das Adrenalin?

Nein, das ist ja nur der Auslöser. Die Waffen sind die Enzyme, die Enzyme, die Oktan herstellen und die organischen Substanzen zerstören. Und diese Enzyme müssten so zu steuern sein, dass sie die Oktuber zerstören.

Wolfgang dachte angestrengt nach. Die Bakterien selbst müssten Adrenalin enthalten.

›Kann man nicht die Oktuber an der Zelloberfläche mit Adrenalin beladen?‹ Das war Sabines Idee.

Wolfgang war überrascht. Natürlich, das war die Lösung. Das hatte Aussicht auf Erfolg. Wie aber ließ sich Adrenalin an die Bakterienoberfläche heften? Darüber grübelten Sabine und Wolfgang nun weiter nach. Sabine erinnerte sich:

›Harry war von den Versuchen mit Antikörpern vollkommen enttäuscht. Aber er hat öfter gesagt, irgendetwas müsste sich damit machen lassen, irgendwie müsste sich der Effekt nutzen lassen.‹

›Ach lass doch die Antikörper‹, wehrte Wolfgang ab, ›konzentrieren wir uns mal aufs Adrenalin.‹

›Antikörper ja, Antikörper nein‹, überlegte Sabine. ›Antikörper, Antikörper. Anti-, Anti-, Antikörper‹, murmelte sie vor sich hin. Dann stockte sie.

»ANTI-ANTI-Körper!«, stieß sie laut hervor, schrie es fast.

Wolfgang blickte sie erschrocken an. Aber schon dachte er nach und besprach sich mit Sabine. Sie arbeiteten eine Idee aus: Anti-Antikörper. Antikörper gegen die Antikörper auf den Oktober, und die mit Adrenalin besetzt. Das war das Arbeitsmodell.

Praktisch war dabei so vorzugehen: Menschliches Blut abnehmen – Oktober daraus isolieren, die mit Antikörpern besetzt sind – Abtöten der Oktober – Oktober-Leichen mitsamt aufgelagerten Antikörpern Kaninchen spritzen. Kaninchen entwickeln Antikörper gegen die menschlichen Antikörper auf der Oktober-Zellwand, das sind die Anti-Antikörper. Diese dann aus dem Kaninchenserum gewinnen und einem Menschen spritzen. Sie heften sich fest an die Antikörper auf der Oberfläche der Oktober.

Ein Sandwich-Verfahren: erst eine Schicht – das Bakterium; dann der Belag – die Antikörper; anschließend ein neuer Belag – die Anti-Antikörper.

Einige Wochen lang arbeiteten Sabine und Wolfgang fieberhaft an dieser Idee. Sie setzten das Denkmodell in die Praxis um. So konnten sie die grauenvolle Erinnerung am besten in Schach halten, das Leben in dieser schweren Zeit wurde erträglicher.

Fast jeder mit Oktober infizierte Mensch hatte Antikörper gegen die Bakterien gebildet. Deshalb waren seine Oktober angreifbar für die Anti-Antikörper.

An eine Stelle des Anti-Antikörpers hängten die Chemiker mittels Biosynthese Adrenalinmoleküle an. Die Anti-Antikörper mitsamt dem Adrenalin setzten sich auf der Oktober-Oberfläche fest. Die Bakterien wurden so überladen mit Adrenalin. Die Anti-Antikörper waren der Klebstoff für das Hormon aus dem Nebennierenmark.

Setzte man die Proenzyme aus den Seuchenbakterien hinzu, wurden sie an der Zellmembran aktiviert, weil hier die Konzentration des Adrenalins sehr hoch war und wesentlich über dem Schwellenwert lag. Die Enzyme lösten die Zellwand auf und töteten die Oktober.

An den Zellkulturen funktionierte dieser Vorgang ohne Schwierigkeiten, ging aus Dokument hervor. Bei den Versuchstieren gab es jedoch Probleme. Die aktivierten Enzyme zerstörten nicht nur die Oktober, sondern auch die tierischen Zellen. Die Versuchstiere starben an Oktanose. Die Überreste waren aber nicht mehr ansteckend, das war der einzige Vorteil.

Für den Einsatz am Menschen war das Verfahren noch ungeeignet. Sabine, Wolfgang und ihre Forschungsgruppe meisterten auch diese Schwierigkeit. Sie konnten verhindern, dass die Zerstörungskraft der aktivierten Enzyme sich auf den ganzen Körper ausbreitete.

Endlich war das Antiserum gegen die Grüne Pest entwickelt!

## Dokument 78: Impfung

Nach Abschluss der kurzen klinischen Studien begann die Produktion des Antiserums in großem Umfang; Oktogam wurde es genannt. Die Namensgebung war einfach, nicht jedoch die Herstellung. Denn die gesamte Wirtschaft stagnierte. Die Errungenschaften der Zivilisation waren zerstört. Es gab Hindernisse bei der Energieversorgung, Probleme bei der Rohstoffbeschaffung und im Transportsystem.

Mit den verzweifelten Anstrengungen, die gemarterte Menschen auf sich nehmen, gelang es, letztendlich die Grüne Seuche zu beseitigen.

Alle Überlebenden wurden geimpft. Es waren vorher Blutkontrollen notwendig, Bestimmung von Körpergröße und Gewicht. Daraus wurde die Dosierung des Oktogam berechnet. Diese wurde anschließend als Infusion verabreicht, die circa eine Stunde in die Vene einlief. Nach der Impfung hatte ich drei Tage lang hohes Fieber und bekam einen Hautausschlag am ganzen Körper. Aber danach war ich gesund. Es gab schlimmere Nebenwirkungen der Impfung, manche verliefen sogar tödlich, besonders am Anfang, als man noch keine ausreichenden Erfahrungen mit der Dosierung hatte. Aber wer wollte das Risiko nicht eingehen? Die Alternative war nur die, früher oder später zu vergrünen. Jeder nahm die Gefahren deshalb in Kauf.

Die Oktanose wurde ausgerottet, endlich!

Novemberabend, ein gutes Jahr nach der Impfung. Frühe Dunkelheit, dichte Nebelschwaden, feuchte Kälte, die unter die Kleidung kriecht, unter die Haut, bis ins Knochenmark, das war das Wetter, als Wolfgang mich zum ersten Mal wieder besuchte. Mehr als zwei Jahre waren es her, seit ich ihn auf Harrys Beerdigung zuletzt gesehen hatte.

Wir sprachen bis in die Morgenstunden: über unsere persönlichen Erlebnisse, über den eigenen Umgang mit dem Unheil. Oft entstanden lange Pausen, weil die Erinnerung uns die Kehle zuschnürte. Doch dann kam die wissenschaftliche Neugierde in mir durch. Ich goss Wolfgang Pfefferminztee nach, eine Weile blickten wir uns schweigend an.

»Wie habt ihr es denn geschafft, dass eure Adrenalinantikörper nicht eine vollständige Vergrünung auslösten?«, wollte ich wissen.

Wolfgang durchzuckte es. Er war tief in seine Erinnerungen versunken und in seinem Sessel eingesunken. Er richtete sich auf.

»Entschuldige, Walter, ich muss mich erst einmal umstellen.« Wolfgang stand auf, ging ein paar Schritte um den Tisch herum und setzte sich dann wieder.

»Ich habe gar nicht genau mitgekriegt, was du als Letztes gefragt hast«, gestand er. Ich wiederholte meine Frage und Wolf-

## OKTAN

gang erklärte mir den Sachverhalt geduldig und ausführlich.

Am Anfang vergrünten tatsächlich einige Versuchstiere. Doch war das eine Frage der Konzentration. Bei zu geringen Mengen an Oktogam erreichte die Adrenalinkonzentration nicht den Schwellenwert. Die Proenzyme wurden nicht aktiviert. Erst wenn mehrere Anti-Antikörper samt Adrenalin die Bakterienoberfläche besetzten, war die Konzentration ausreichend hoch. In Testserien musste die wirksame Menge herausgefunden werden.

Die Oktuber waren quasi mit einem Mantel aus Adrenalin umhüllt. Dieser verwandelte die Proenzyme direkt an der Bakterienoberfläche in aktive Enzyme. Deshalb zerstörten die Enzyme die Oktuber als Erstes, wenn genügend Anti-Antikörper vorhanden waren.

Ich fragte mich, weshalb an der Einstichstelle keine Oktanose entstand. Dort war die Konzentration der adrenalinbestückten Anti-Antikörper ja auch recht hoch. Das Problem ließ sich bei den Versuchstieren durch sehr langsames Einspritzen lösen.

Beim Menschen benutzte man Infusionen, um sicherzugehen. Das strömende Blut verdünnte das Antiserum so weit, dass die Schwellenkonzentration nicht erreicht wurde. In den Tierversuchen kam es anfangs durch zu schnelles Einspritzen zur Oktanose.

»Hast du dich denn nicht gewundert«, fragte Wolfgang, »wieso du mit einer Infusion geimpft worden bist?«

»Nein«, gestand ich, »erst jetzt, wo du es sagst, fällt mir das auf.«

Nun gut. Die Frage war einleuchtend geklärt, und das nächste Problem beschäftigte mich: »In der Nebenniere ist doch eine hohe Adrenalinkonzentration vorhanden. Wieso werden dort nicht die Proenzyme aktiviert?«

Die Proenzyme schwammen hauptsächlich im Blut, im Gefäßsystem. Sie konnten zwar in manche Zellen eindringen, doch die Wände der Nebennierenmarks-Zellen waren für sie unpassierbar. Zum Glück, sonst wäre die Menschheit bereits ausgestorben. Bei Stress wird das Hormon ins Blut ausgeschüttet, erst dann begann die verheerende Wirkung.

Und noch etwas verstand ich nicht. Wenn die Enzyme erst einmal aktiv waren, wieso setzten sie ihr Zerstörungswerk nicht am menschlichen Organismus fort? Wieso beschränkten sie sich auf die Vernichtung der Oktober?

Genau das hatten Wolfgang und seine Leute befürchtet. Trotzdem begannen sie mit den Tierversuchen, und dieses Mal war das Glück mit ihnen.

Niemand wusste genau, wieso die Experimente auf Anhieb klappten. Kaum eines der Versuchstiere vergrünte noch, als die Forscher wussten, dass sie langsam spritzen

mussten - keine Mäuse, keine Ratten, keine Kaninchen und keine Meerschweinchen. Auch bei den Primaten verliefen die Versuche erfolgreich. Wichtig war eben, die richtige Menge für jedes Tier herauszufinden und das Spritzen im Schneckentempo durchzuführen.

»Und dann kamen die Tests an Menschen?«, fragte ich weiter.

»Wir hatten natürlich Hemmungen, das Antiserum an Menschen auszuprobieren. Weil uns die theoretischen Grundlagen fehlten. Und Tierversuche lassen sich nun mal nicht ohne Weiteres auf den Menschen übertragen. Da die Zeit drängte, konnten wir nicht ewig abwarten.«

Ich hatte eine Vermutung. »Du hast dir das Serum sicher selbst gespritzt?«

»Nicht als Erster. Sabine bestand darauf, es zuerst zu tun.«

»Das wundert mich nicht. Nur hätte ich angenommen, dass du ihr das verbietest.«

»Du hast doch schon so viel von ihr gehört und kannst dir ein Bild von ihr machen. Dieser Frau kannst du nichts verbieten.«

»Das mag sein«, gab ich zu. »Aber für uns alle ist es gut, dass sie so mutig war, das Gegenmittel auszuprobieren - auch ohne theoretischen Hintergrund.«

»Ja, damals hatten wir wirklich keine blasse Ahnung.«

»Und heute?«

»Wie gesagt, wir wissen noch nicht viel«, fuhr Wolfgang fort. »Aber einiges

deutet darauf hin, dass die Enzyme an den Oktober festhaften.«

»Ach so, sie bleiben kleben und können dadurch den menschlichen Körper nicht zerstören.«

»So ungefähr.«

»Wie denn genau?«, fragte ich nach.

»Mein Gott, du gibst dich aber auch nie zufrieden«, bemerkte Wolfgang spöttisch-wohlwollend. Bereitwillig erläuterte er die Schwierigkeiten.

Die Enzyme hätten auch dann aktiv bleiben können, wenn sie an den Bakterien festklebten. Sie blieben es aber nicht. Stattdessen schienen sie mitsamt den Oktoberzellen unterzugehen und unwirksam zu werden. Sie schlugen, bildlich gesprochen, Löcher in die Zellen und klebten selbst daran fest. Sie bildeten anscheinend einen festen Komplex mit dem Bakterium und gingen mit ihm zusammen zugrunde.

Verschiedene elektronenmikroskopische Beobachtungen deuteten darauf hin. Trotzdem blieben diese Vorstellungen mehr Annahmen als Tatsachen, das hob Wolfgang hervor. Wichtig war, dass die Oktober getötet und die Enzyme gleichzeitig gedroselt wurden. Dann war der Mensch gerettet.

Trotzdem gelang es einigen Enzymen, menschliche Zellen zu schädigen. Und der Körper musste mit den entstandenen Trümmern aufräumen. Geringe Mengen von Oktan entstanden. All das führte zu Nebenwirkungen wie Fieber, Unwohlsein und Exanthenen.

»Dann hatte ich also nach der Impfung eine Art Benzinvergiftung?«

»Wenn du so willst, ja.«

»Im Moment habe ich keine weiteren Fragen«, sagte ich zu Wolfgang, »mir ist soweit alles klar geworden.«

Ich hoffe, auch dem Leser ist einiges klar geworden ist. Nicht nur, was die Wirkung des Gegenmittels angeht, sondern vor allem, was die Ursachen der Katastrophe betrifft.

»Es scheint tatsächlich so, als sei die Menschheit gerettet«, sagte ich. Noch ganz genau erinnere ich mich an das Ende unseres damaligen Gespräches.

»Ja«, bestätigte Wolfgang, »aber wir werden weiterleben müssen wie im Mittelalter.«

## Dokument 79: Mittelalter?

Allmählich nahm das Leben wieder einen geordneten Lauf an. Nichts war mehr so wie früher. Die Überlebenden schufen ein neues Zusammenleben, wobei sie die Leiden nicht vergaßen. Doch die Erinnerung daran hat mit den Jahren an Schrecken verloren.

Familie Dauter zog nach Frankfurt zurück. Wir blieben gute Freunde und besuchten uns gelegentlich.

Ich war wieder allein, aber nicht lange. Eines Tages klopfte jemand an die Tür, eine junge Frau, die ich nicht erkannte. Es war Klara, meine kleine Nichte. Auch sie hatte die Wirren und das Chaos überlebt. Wie lange blieb sie bei mir? Drei Jahre, fünf? Oder waren es sieben? Zu schnell verließ sie mich wieder und gründete ihr eigenes Heim. Doch sie hat mich nicht vergessen, sondern hilft mir mit ihrem Freund jedes Frühjahr im Garten und im Herbst bei der Ernte.

Sooft es ging fuhr ich mit dem Pferdewagen zu den alten Neuberts. Das Alter machte ihnen zu schaffen, sie hielten sich wacker. Eines Tages starb Heinrich an einem Schlaganfall, wenige Wochen später folgte ihm seine Frau ins Grab.

Wolfgang hatte eine Praxis in Bad Homburg gegründet und half mit, das Kreis Krankenhaus aufzubauen und wiederzueröffnen.

## OKTAN

Wolfgang hatte recht: Wir lebten wie im Mittelalter. Und er hatte doch nicht recht: Es war nicht das Mittelalter. Es gab ja noch Autos, das Radio, die Stadtbibliothek.

Es gab noch vieles mehr, was die Technik einst hervorgebracht hatte. Aber es gab das alles nicht in dem Überfluss, in der Selbstverständlichkeit wie früher. Und es gibt diesen Überfluss glücklicherweise bis heute nicht.

So ist vieles behaglicher, menschlicher geworden - lebenswerter.

## Epilog

Das also sind die 79 Dokumente, die Walter Haus hinterlassen hat. Fast fühlte ich so etwas wie Wehmut, als ich das letzte Blatt in den Händen hielt. Trotzdem bin ich heilfroh, dass ich diese Zeit nicht mitmachen musste.

›Die Erinnerung hat mit den Jahren an Schrecken verloren‹, schreibt Walter. Das konnte er bereits nach einigen Jahren feststellen. Inzwischen sind Jahrzehnte vergangen. Die Erinnerung hat nicht nur an Schrecken verloren, sondern verblasst zusehends. Was hätte mich die Angelegenheit von damals interessiert, wenn mir nicht diese alten Seiten in die Hände gefallen wären?

Walter hatte den Neuanfang miterlebt, er bescherte ihm eine gewisse Zuversicht. Die war verknüpft an den Mangel, der noch lange herrschte, der nur allmählich wich.

Und wie sieht es heute aus? Alles haben wir im Überfluss, alles ist genau so, wie Walter es für die Zeit vor der Katastrophe beschrieben hatte. Gewandelt hat sich wenig im Bewusstsein der Menschheit. Ich fürchte, wir haben nichts gelernt.

Morgen werde ich den Friedhof aufsuchen, auf dem Walter Haus beerdigt wurde. Ich hoffe, sein Grab ist noch vorhanden.

E N D E



# Inhalt

Prolog. ....	7
Dokument 1: Vorbemerkung .....	9
Dokument 2: Das Interview .....	12
Dokument 3: Nachbarschaft .....	17
Dokument 4: Die Pressekonferenz .....	20
Dokument 5: Verleihungsfeier .....	28
Dokument 6: Film .....	33
Dokument 7: In der Vorhalle .....	37
Dokument 8: Scharnetzky .....	40
Dokument 9: Der Unfall .....	43
Dokument 10: Ende. ....	45
Dokument 11: Das Kleid .....	46
Dokument 12: Beim Abendessen .....	50
Dokument 13: Gespräch .....	58
Dokument 15: Von Buenos Aires .....	61
Dokument 16: Beim Zahnarzt. ....	64
Dokument 17: ... nach Mendoza .....	68
Dokument 18: Paso de la Cumbre. ....	70
Dokument 20: Leistung. ....	79
Dokument 21: Gesundheitsamt .....	82
Dokument 22: Laguna del Inca .....	87
Dokument 23: Die Kneipe .....	88
Dokument 24: Alleingang .....	91
Dokument 25: Europameisterschaft .....	94
Dokument 26: Aussprache .....	103
Dokument 27: Renate .....	106
Dokument 28: Warner .....	114
Dokument 29: BALD-Bericht. ....	120
Dokument 30: Krisenstab .....	123
Dokument 31: Llaima .....	128
Dokument 32: Rückflug .....	133
Dokument 33: Pilotprojekt .....	136

Dokument 34: Im Labor . . . . .	140
Dokument 35: Boykott . . . . .	144
Dokument 36: Lungenklinik. . . . .	147
Dokument 37: Die Petrischale. . . . .	149
Dokument 38: Wieder Erdöl. . . . .	151
Dokument 39: Stress . . . . .	153
Dokument 40: Der Saugapparat . . . . .	157
Dokument 41: Hoffnung. . . . .	159
Dokument 42: Schwellenkonzentration .	161
Dokument 43: Proenzyme. . . . .	164
Dokument 44: Marktapotheke . . . . .	170
Dokument 45: Verboten . . . . .	173
Dokument 46: Krank. . . . .	178
Dokument 47: Valium. . . . .	182
Dokument 48: Million. . . . .	184
Dokument 49: Geheim . . . . .	186
Dokument 50: Vor dem Appartement. .	191
Dokument 51: Besessen. . . . .	193
Dokument 52: Unfallfolgen. . . . .	195
Dokument 53: Großangriff. . . . .	200
Dokument 54: Fieber. . . . .	204
Dokument 55: Fixiert . . . . .	209
Dokument 56: Neuer Vergeltungsschlag	212
Dokument 57: Fälschung. . . . .	214
Dokument 58: Pharmazeuten . . . . .	217
Dokument 59: Fortschritt . . . . .	219
Dokument 60: Schluss . . . . .	222
Dokument 61: Ansprache . . . . .	225
Dokument 62: Familienleben . . . . .	229
Dokument 63: Bei den Eltern . . . . .	234
Dokument 64 Stillstand . . . . .	242
Dokument 65: Der Rechner . . . . .	244
Dokument 66: Antikörper. . . . .	246
Dokument 67: GT. . . . .	250
Dokument 68: Stadtfucht . . . . .	253

Dokument 69: Pusteblume . . . . .	259
Dokument 70: Selbstvorhaltungen . . . . .	261
Dokument 71: Frankfurt . . . . .	268
Dokument 72: Einfall. . . . .	279
Dokument 73: Im Bad. . . . .	281
Dokument 74: Zentrifugenkabel. . . . .	283
Dokument 75: Der Schlag. . . . .	288
Dokument 76: Die Beerdigung. . . . .	292
Dokument 77: Mit eigenen Waffen . . . . .	299
Dokument 78: Impfung. . . . .	302
Dokument 79: Mittelalter?. . . . .	309
Epilog. . . . .	311

In der Vorhalle

Abdruck einer von Walters originalen Manuskriptseiten

Die beiden Brüder standen in der Vorhalle. "Na, Bruderherz, was ist los?" fragte der ~~Mediziner~~ <sup>Wolfgang</sup>. <sup>Harry hatte ich bei Beginn der Film aus dem Saal gelockt.</sup>

"Das kotzt mich alles an, schlicht gesagt. Findest du das denn nicht auch tödlich langweilig?" stieß Wolfgang <sup>Harry</sup> ~~Kaufmann~~ <sup>und</sup> ~~mürrisch aus.~~ <sup>antwortete Harry.</sup>

"Nun, die Vorträge sind ja nicht für uns gemacht. Das sind doch Public relations. Aber einen Nobelpreis, den kriegt man doch nicht alle Tage."

Harry stöhnte. "Da siehst du es selbst. So weit hat man's gebracht. Bis zum Nobelpreisträger. Und ist man deshalb frei? Denkste. Verpflichtungen <sup>hier hast du</sup> mußt du nachkommen, ob du willst oder nicht. Das ist doch reine Zeitverschwendung. So ein albernes Gefasel, das du dir anhören mußt. Und ~~ulkigerweise~~ sollst du auch noch die Hauptperson sein. Tut mir leid, Wolfgang. Aber ich muß mich ~~jetzt einmal selbst~~ aufrichtig bedauern", stöhnte der Biochemiker.

"Aber immerhin hast du doch den Saal verlassen", tröstete <sup>Sami</sup> der Bruder.

"Ja, ~~als es dunkel war, wie bei einem lahmen Kinofilm. Obwohl ich schon vorher wußte, daß es ein lahmer Film wird, mußte ich trotzdem reingehen.~~" <sup>in der Dunkelheit mußte ich mich denn schließlich. Sie sind immer mit, das Licht selbst.</sup>

Wolfgang kratzte in seiner Jackentasche. "Verdammt, ne Zigarette bräuchte ich jetzt. Du hast recht, arm bestellt ist es mit der menschlichen Freiheit. Fummle da in meiner Jacke rum nach Zigaretten. Wo ich doch aufhören will."

"Die Macht der Gewohnheit", schwächte Harry ab. "Du schaffst das schon. Ich hatte ja das Glück, daß ich nie richtig rauchte."

"Wollen mal sehen, ob ich es schaffe." Das klang nicht sehr zuversichtlich. "Aber sag mal, bist du denn gar nicht stolz?"

"Natürlich bin ich stolz, das ist doch klar. Weißt du, früher, da hab' ich mir immer gewünscht, als Jugendlicher, da konnte ich mir nichts Tolleres vorstellen, als mal den Nobelpreis zu erhalten."

"Und jetzt hast du ihn eben!"

"Das ist schon gut, <sup>klar</sup> das kann ich dir sagen. Aber er bedeutet mir nicht mehr so viel, verstehst du? Klar, jahrelang habe ich gearbeitet, immer mit diesem Ziel vor Augen."

"Dem Nobelpreis?"

"Nein, das Oktan. Der Preis, wirklich, das ist eine wichtige Anerkennung. Aber er hat für mich an Bedeutung verloren."

"Und wieso?"

"Ich weiß auch nicht. Vielleicht, weil man sich so langsam raufgearbei-